3 1761 07501603 0

Wilhelm Speyer

Das fürstliche Haus Herfurth

Roman

Albert Langen München

FELGER

Das fürstliche Haus Herfurth

Wilhelm Speyer

Das fürstliche Haus Herfurth

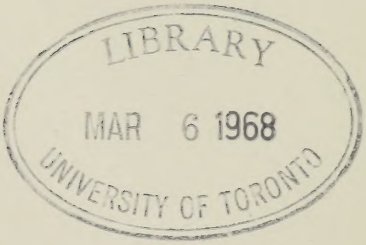
Roman

Albert Langen, München

PT
2639
P52 F8
1913

Copyright 1913 by Albert Langen, Munich

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung,
vorbehalten
Wilhelm Speyer Albert Langen



Du sollst deinen Vater
und deine Mutter ehren

(2. Mose 20, 12)

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dasfurstlichehau00spey

Erstes Kapitel

Fürst Johann Albrecht

I

Der östliche Giebel von Ludwigslust verkündete die fünfte Stunde der Herbstnacht. Im Forst spreizte ein Uhu die Schwingen, zog schwirrend über das schlafende Dorf und wandte seinen Flug zu neuen Landschaften.

Die Kutscher und die Pferdeknechte standen im Gesindehaus von ihren Strohbetten auf, ermunterten sich gegenseitig in abgerissenen unwilligen Lauten, legten den gestrickten braunen Wams, die dicken wollenen Strümpfe und einige den gefütterten Mantel an und schlüpften in ihre Holzpantinen oder zwängten sich ächzend in die hohen Fuhrmannsstiefel, die sie am gestrigen Abend in dem engen Vorraum des Hauses aufgestapelt hatten. Ein kurzer schwerfälliger Zank zwischen zweien der Knechte machte die andern aufhorchen; dann gingen alle, die Lichtstumpfe in den Blechlaternen anzuzünden oder sich aus dem Holzbottich vor der Tür die Hände mit einem harten, widerstrebenden Wasser abzureiben und damit flüchtig über das Gesicht zu fahren.

Mit klappernden Pantinen oder fest aufgesetzten Reitstiefeln stampften sie hustend und spuckend über den Hof, die Kutscher mit Peitschen unter den Armen und mit den Händen in den Taschen ihrer Mäntel, die Knechte mit Eimern und Pferdebürsten.

Wie sie so auf die Stalltüren zuschritten, die von den Vordersten kettenklirrend und knarrend geöffnet wurden, begegnete ihnen Prinz Eberhard. Die Fuhrleute sagten „Morgen!“ und schielten nach einem erhellten Fenster im zweiten Stock des Schlosses. Der Prinz antwortete kaum, brachte nur irgendwelche stammelnde Worte

über die Lippen und lief, beinah lahmend vor Eifer und Eile, mit Büchern bepackt quer über den Weg, wobei er sich mehrfach mit dem Taschentuch am Mund entlangfuhr, um die Spuren der genossenen Milch fortzuwischen. Verzweifelt sah er sich nach seinem gemächlich hinterdreintrabenden Bruder um, dem er mit lebhaften Bewegungen das beleuchtete Fenster im Schloß zeigte.

Der Erbprinz aber blieb jetzt gerade mit den Händen in der Hosentasche vor dem Fuhrmann Jakob Gaude stehen, sagte: „Na morgen, Gaude!" und spuckte aus. Er pflegte immer auszuspucken, wenn er mit den Fuhrleuten sprach.

Der Fuhrmann flüsterte ängstlich, ohne den Morgengruß des Erbprinzen zu erwidern:

„Nu machen Sie doch man bloß zu, Durchlaucht. Er sitzt doch schon oben bei der Lampe, Herrgottnochmal . . .!"

„Ich pfeife . . ." entgegnete der Erbprinz.

Der Fuhrmann sah in den dunkelwogenden Himmel über dem Hof, als wolle er dort oben jemanden anrufen, schob den Hut nach hinten und sagte:

„Nein so was . . . nein, das is doch . . . nein, wie man so sein kann . . . Da steht nu der Eberhard und hat bange und wartet" — er schien sich mit dem Peitschenknauf etwas von der Brust reißen zu wollen — „also so was versteh ich nu einfach nich . . ."

„Wo geht's 'n hin, Gaude?" fragte der Erbprinz gleichmütig.

Der Fuhrmann schüttelte mißmutig den Kopf und blickte seitwärts auf den Boden:

„Treber von'n Bahnhof holen . . ."

„Willing?"

Das bedeutete: Willingshausen?

„Na ja doch," sagte Jakob Gaude.

Er schien aus irgendeinem Grunde mit seinem Fuhrauftrag nicht einverstanden zu sein.

„Tjös, Gaude," sagte der Erbprinz, marschierte langsam weiter, machte plötzlich einen Indianersprung und holte seinen Bruder im Dauerlauf ein.

„Gott, Ludwig, komm doch bloß!" rief Eberhard auf der Treppe über ihm.

„Geschenkt!“ entgegnete der Erbprinz barsch.

Eberhard seufzte gequält und stolperte gleich darauf in dem dunklen Gang, den sie durchqueren mußten.

Vor einer Doppeltüre blieben die Brüder stehen.

„Los. — Du!“ sagte der Erbprinz.

Eberhard öffnete zaghaft die Türen, Ludwig Alexander folgte ihm.

Die Brüder stellten sich schweigend nebeneinander auf.

Fürst Johann Albrecht saß vor einem großen viereckigen Eichenholztisch. Bei dem Eintritt der Knaben beugte er sich kurzsichtig über die Akten. Er war ein kleiner energischer Herr mit scharf geschliffenen Brillengläsern über den klugen grauen Augen. In dem von einer schwarzen Binde umschlungenen weichen Kragen, der das Kinn fast bis zu der Höhe des Mundes umschloß, verliefen Koteletten von unbestimmter Färbung. Das Gesicht war im übrigen glatt rasiert, faltig und rosig, die Hände und Füße auffallend wohlgebildet und zierlich.

In seinem schmalen einfenstrigen Zimmer standen außer dem Tisch nur noch vier Rohrstühle und eine Büste seines Oheims, des Fürsten Ludwig, an der weißgetünchten Wand hing ein Kreuz, an dessen schwarzes glattes Holz der blutige Leichnam des Erlösers geheftet war, sonst gab es keinen Teppich hier noch Ofen. Eine Lampe, in der man dem Docht mittels einer Pumpvorrichtung von Zeit zu Zeit neues Öl zuführen mußte, erhellte den Raum und milderte die bittere Kälte um ein Geringes.

Die Brüder warteten auf den Gutenmorgengruß ihres Vaters, der, ohne aufzublicken, in den Akten suchte, las und schrieb oder in angestrengtem Nachdenken auf irgendeinen Punkt der Wand starrte.

Eberhard bemühte sich ängstlich, das Klappern seiner Zähne zu unterdrücken. Er fühlte sich, wie stets in diesen Morgenstunden, unwohl vor Müdigkeit und Kälte. Es geschah zuweilen, daß er schnell austreten mußte, um sich draußen erbrechen zu können. Seine Wangen, milchweiß und zart gebildet, zitterten vor verhaltenem Gähnen, seine Nasenflügel, rötlich schimmernd wie die Nüstern eines Pferdes, bebten in nervöser Unruhe und die Lider der schönen grauen Augen zeigten eine ungesunde Farbe.

Eine Strähne seines welligen, harten, blonden Haares war an die schmale, von kaltem Schweiß bedeckte Stirn festgeklebt.

Übrigens verhielt sich der Prinz mäuschenstill.

Währenddessen hatte Ludwig Alexander tausenderlei Verrichtungen zu treiben. Erstens mußte er sich die Schuhbänder zuschnüren; alsdann war es nötig zu untersuchen, was er eigentlich in den Hosentaschen hatte; schließlich konnte er sich auch räuspern oder von Eberhard ein Taschentuch entleihen, da er die Absicht hatte, laut zu niesen.

Der Erbprinz hatte einen brünetten Teint und dunkles, ganz kurzgeschorenes Haar, das vor dem Ansatz der Ohrmuscheln mit scharfem Strich endete. Seine Lippen waren rot und breit, die Augen schweiften gern umher, ohne einen festen Punkt finden zu können. Er hatte kaum die Größe seines jüngeren Bruders, seine Beine waren im Verhältnis zu dem langen breiten Oberkörper ein wenig zu kurz geraten.

Da der Erbprinz des Wartens überdrüssig war, so flüsterte er seinem Bruder etwas über „den Alten" zu. Eberhard beschwor ihn mit Gebärden zu schweigen und sah mit geweiteten Augen auf den Fürsten. Aber dieses Verhalten hatte zur Folge, daß Ludwig Alexander seine Stimme zu heben begann. Er nannte seinen Vater „Er" oder „Majestät" oder ganz einfach „Das Pferd". Er genierte sich durchaus nicht, denn er wußte, daß Johann Albrecht ihn nicht hörte. Bis dieser endlich, durch das Sprechen gestört, mit dem Ring seines rechten Zeigefingers auf die Tischplatte klopfte und „Ruhe!" rief. Dann glaubte Eberhard, daß ihm das Herz vor Schrecken und Kälte sterben werde.

Nach Verlauf von weiteren zehn Minuten erhob sich Johann Albrecht ganz unerwartet, schob seinen Stuhl heftig zurück, musterte scharf über die Brillengläser hinweg seine Söhne, die ehrerbietig zusammengeklappt waren und rief frisch: „Guten Morgen, Gesindel!" worauf die Prinzen mit erzwungen scharfen Stimmen antworteten:

„Guten Morgen, Vater!"

Er war also guter Laune.

„Habt ihr schon gebetet?"

„Jawohl, Vater."

Das war die jedesmalige Lüge auf die jedesmalige Frage. Man setzte sich an den großen eichenen Tisch. Johann Albrecht warf einige Akten aufeinander, um für die Bücher seiner Söhne Platz zu schaffen.

Die Prinzen hatten aus dem Urtext des Evangeliums die Begegnung des Herren mit dem reichen Jüngling in die deutsche Sprache zu übertragen. Ludwig Alexander machte den Anfang. Er las die Perikope zuerst im Griechischen vor und verfehlte nicht zu bemerken, daß Clemens Alexandrinus eine andere Lesart als den Komparativ εὐκοπωτερον ἐστιν aufwies, eine immerhin nicht unwesentliche Abweichung, wie Ludwig Alexander zur Zufriedenheit des Fürsten betonte. Alsdann übersetzte er. Er tat es, ohne ein einziges Mal zu stocken, denn er hatte die betreffende Seite der Lutherischen Bibel mit allerlei grammatikalischen Anmerkungen neben sich liegen.

Er berichtete, wie einer auf dem Weg des Herren vor ihm her gekniet habe, um die Frage zu stellen: Guter Meister, was muß ich tun, daß ich das ewige Leben ererbe? Jesus aber antwortete ihm: Was heißest du mich gut? Niemand ist gut denn der einige Gott. Und er verwies ihn auf die Mosaischen Gebote. Da aber antwortete der Mann: Meister, das habe ich alles getan von meiner Jugend an. Und Jesus sah ihn an und liebete ihn.

„Präsens von ἠγαπησεν?" fragte der Fürst und blickte freundlich auf seinen Sohn.

Der Erbprinz antwortete ohne Zögern:

„ἀγαπαω und liebete ihn und sprach zu ihm: Eines fehlt dir. Gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm, folge mir nach und nimm dein Kreuz auf dich."

Der Fürst nickte Ludwig Alexander zu.

„Nun Eberhard —?"

Eberhard legte den schlanken Zeigefinger an die Stelle, von der aus er fortfahren sollte, und übersetzte mühsam, mit kindlich hochgezogener Stirn:

„Da sagte der sich umgewandt habende Jesus zu seinen Schülern: Die Reichtümer Besitzenden werden nur schwerlich in das Königreich Gottes eingehen."

Der Fürst hob den Kopf. Er blickte in eine Ecke des Zimmers, als sei von dort Eberhards Stimme an sein Ohr gedrungen:

„Die Reichtümer Besitzenden werden nur schwerlich in das Königreich Gottes eingehen? Nur schwerlich? Machst du denn keine Anwartschaft auf Gottes Reich?"

Eberhard sah erschrocken auf. Was um Himmelswillen hatte er, seine eigene, höchst unbeträchtliche Persönlichkeit hier inmitten dieser grammatikalischen und vokabularen Schwierigkeiten für eine Bedeutung?

„Ja, Vater," entgegnete er, ohne zu wissen, was er bejaht hatte.

„Wirst du nicht auch dereinst einer von denen sein, die da Reichtümer besitzen?" fragte der Fürst lebhafter.

„Ja, Vater," entgegnete Eberhard.

Ludwig Alexander zog eine Grimasse. Er dachte daran, daß er wöchentlich einen Silbergroschen Taschengeld bekam.

„πως δυσκολως heißt das: nur schwerlich?" fuhr der Fürst mit einem geheimen Schmerz auf dem Antlitz fort. „Nein, Eberhard. Der Herr wendet sich zu seinen Jüngern um und ruft klagend, — betrübt und tief klagend über seine Söhne ruft er aus: Wie schwer werden die Reichen in das Gottesreich kommen!"

Der Fürst erhob sich jetzt und ging im Zimmer auf und ab:

„Merket auf, meine lieben Söhne, dies hier geht euch zu allermeist an! Hier ist von der Verantwortung des Reichen die Rede, hier ist aufgezeichnet euer Kreuz, das Gott euch in jungen Jahren, sowie auch mir bis zu meinem Ende auferlegt hat: kraft unseren Besitzstandes sind wir drei hier im Zimmer von Geburt an seinem Reich ferner als die Armen und bedürfen daher unendlich viel größerer Anstrengung in sein Reich zu kommen als sie. Und so gelangen wir gleich im Vers fünfundzwanzig zu dem gewaltigsten Gleichnis des Evangeliums, das der Herr im großen Überschwang seiner eigenen Gedanken gebraucht hat —"

Der Fürst hob die gefalteten Hände zur Zimmerdecke, schüttelte sie in der Luft und rief schmerzlich aus: *„εὐκοπωτερον ἐστιν καμηλον δια της τρυμαλιας της ῥαφιδος διελθειν ἡ πλουσιον εἰς την βασιλειαν του θεου εἰσελθειν.* — Das heißt auf deutsch: Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme."

Ludwig Alexander sprach die letzten Worte laut mit, um den Fürsten zu überzeugen, daß auch er diese schwierige Stelle zu übersetzen wisse, und so kam es, daß Vater und Sohn sich gegenseitig bei der Anführung von Christi Worten zu übertönen suchten. Eberhard aber saß schweigend, verständnislos, erschrocken und deprimiert auf seinem Stuhl und blickte mit leicht verzerrtem Mund auf seinen Vater, der sich nun wieder niederließ.

Die Öllampe verbreitete mit der Zeit eine angenehme Wärme im Zimmer. Ludwig Alexander wurde kecker, da er sich für heute der Zufriedenheit des Vaters versichert hielt, und begann leise Bemerkungen zu machen. Eberhard verdeckte wie unversehens seine Ohren mit den Händen, indem er die Arme auf den Tisch stützte, um nicht über Ludwig Alexander lachen zu müssen. Lachanfälle, die er bisweilen in Gegenwart des Fürsten erleiden mußte, gehörten zu den fürchterlichsten Erfahrungen seines Lebens.

Fürst Johann Albrecht machte alsbald eine Pause, während derer er sich von neuem in seine Akten vertiefte. Seine Söhne präparierten Tacitus' Annalen für die kommende Stunde.

Plötzlich sagte der Fürst:

„Ludwig, ich habe hier die Eingabe eines Kossäten aus dem Dorf Wolfshöven bei Lobsitz" — der Fürst unterbrach sich — „Eberhard, zu welchem Rittergut gehört Wolfshöven?"

Eberhard, der von Jugend an ein wenig asthmatisch war, antwortete schweratmend:

„Wolfshöven gehört zum Rittergut Simmershausen drüben in Österreich. Simmershausen fällt nach dem Hausgesetz zur Verwaltung an den zweitältesten Prinzen zu Herfurth, wenn er sechzehn Jahr alt ist, bis zu seiner Heirat."

„Gut. Wer wäre das also bei uns?"

Eberhard überlegte sich diese Frage genau. In seinem Hals pochte ein Hammer.

„Esel," sagte sein Bruder vor sich hin.

„Ludwig!" rief Johann Albrecht drohend.

Ludwig Alexander sah scheinheilig auf. Er wünschte die Drohung mißzuverstehen und antwortete, als habe man ihn gefragt, mit verächtlichem Seitenblick auf Eberhard:

„Natürlich Eberhard."

Der Fürst drückte sein glattrasiertes Kinn tiefer in den weichen Kragen.

„Ludwig," wiederholte er, „hier ist die Eingabe eines Kossäten, der für den Sommer von dem Gespanndienst auf Simmershausen befreit sein möchte."

„Warum?" rief Ludwig Alexander munter dazwischen. Und er setzte leise hinzu: „Ausgeschlossen. Machen wir nicht," worauf Eberhard nun doch mit einer fliegenden Hitze im Körper zu lachen begann.

Der Fürst beugte sich über das Schriftstück.

„Drei seiner Söhne sind zum Militär eingezogen, die Frau ‚hat es auf dem Rücken' und kann nicht arbeiten — also wahrscheinlich Rheumatismus," erklärte der Fürst, „die Leute müssen schwere Lasten auf dem Rücken tragen, sie schwitzen dann, heben die Bürde im Winde ab, um sich auszuruhen, und werden auf diese Weise mit der Zeit rheumatisch . . . Die eine Tochter hat sich nach Lobsitz verheiratet, die zweite hilft im Herrenhaus, und die jüngste ist noch zu klein. Es ist also niemand da, der sein geringes Anwesen bestellen könnte. Werde ich ja sagen?"

„Nein. Du wirst dich erst erkundigen, ob der Mann nicht gelogen hat, und dann, ob er überhaupt zu entbehren ist."

Zwischen den Augen des Fürsten bildeten sich zwei Falten. Eberhard saß händeringend auf seinem Stuhl. Ach, er wußte genau, was nun folgen mußte.

„So?" sagte der Fürst gereizt, mit erhöhter Stimme. „Und wenn er nun nicht ‚gelogen' hat. Und wenn er auch wirklich nicht zu entbehren ist, was dann?"

„Dann wird er eben zum Dienst antreten," entgegnete Ludwig Alexander sehr bestimmt.

„Und seine paar Morgen Acker?“ rief der Fürst zornig auffahrend, „sein Anwesen? Dies verkommt — ja?“

Eberhard sah seinen Bruder flehend von der Seite an.

Doch Ludwig Alexander antwortete gleichmütig:

„Gott, dann wird man ihm eben Geld geben! Darauf geht es ja schließlich doch nur hinaus. Man kennt ja die Leute.“

Der Fürst stand auf und pflanzte sich drohend und zähneknirschend vor seinen Sohn auf.

„Lümmel mit deinem dreifach verfluchten Geld!“ rief er und griff nach dem Ohrläppchen des Sohnes. „Habe mir Achtung vor der Erde, hörst du, mein Sohn, Achtung vor der Scholle, ja? — die nicht verkommen darf, die gehegt und gepflegt werden muß, ja? — weil Gott es so bestimmt hat, und die mit deinem verächtlichen und verfluchten Geld nichts aus sich heraus gebärt, ja?“

„Aber Vater, wie würdest du es denn machen?“ rief Eberhard flehend dazwischen, ohne daß ihn der Fürst beachtet noch von dem Ohr des Bruders abgelassen hätte.

„Wirf Geld in die Furche, mein Sohn,“ knirschte der Fürst mit immer größerem Zorn, „und warte auf den Sommer, was du ernten wirst. Nichts wirst du ernten, Motten und Rost wirst du ernten, aber der Boden friert und hungert und darbt und verkommt. Nur der Same, den du Lümmel mühsam im Schweiße deines Angesichts, wie befohlen steht, der gepflügten Furche anvertraust, bringt Segen und Früchte, und auch von ihm fällt noch tausenderlei auf den Stein und tausenderlei auf den Weg ... Du aber willst Brache um dich erzeugen und mit deinem Geld soll der Mann in der Stadt Schnapswirtschaften gründen und seine Töchter Dirnen werden lassen, an denen du deine sündigen Gelüste treiben kannst. Wahrlich, du, der du täglich dein Essen und Trinken hast und dein Bett, darin du dich von deinem Faulenzerleben ausschlafen kannst, ... ich sage dir, eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als daß du in Gottes Reich eingehst ... Pfui über dich!“

Der Fürst ließ mit einem heftigen Schwung seines Armes von dem Ohr des Prinzen ab. Fast wäre die Lampe in dem nun taghellen Zimmer vom Tisch gefallen.

Ludwig Alexander hielt die Hand mit erhobenem Ellbogen schützend an die Wange.

„Also dann soll der Kossät von mir aus seinen lausigen Kohl pflanzen!" sagte er langsam und wohlüberlegt.

Der Fürst taumelte vor der Gewalt dieser frech und kalt ausgesprochenen Worte zurück.

„Heraus aus meinem Zimmer!" rief er erbleichend, mit leidenschaftlich ausgestrecktem Arm. „Du verunreinigst meine Kammer! Du bespeist das Antlitz des Erlösers an der Wand! Heraus mit dir! Fort! Fort! Aus meinen Augen!"

Kaum waren diese Worte gefallen, so hatte der Erbprinz mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit seine Bücher zusammengepackt und war aus dem Zimmer gelaufen, wobei er so heftig die Türe zuschlug, daß der Schall davon wie auf Flügeln durch das schlafende Schloß getragen wurde.

„Allmächtiger Gott," rief Johann Albrecht mit gefalteten Händen, ohne der Anwesenheit seines jungen Sohnes zu achten, der weinend vor Ratlosigkeit auf seinem Stuhl saß. „Allmächtiger Gott, was soll ich mit ihm tun? Ich bin vielleicht ein schlechter Vater, den du schon heute aus deinem Munde ausgespieen und zur Verdammnis bestimmt hast, denn vieles, vieles lastet auf meiner Seele, und mein irdischer Reichtum ist groß, und wenn ich zu einem meiner Knechte sage: Tue das, so tut er es, — aber wie soll ich's mit diesem zu einem guten Ende bringen? Du hast mir eine Arbeit auferlegt und meine Hände ungeschickt dazu gemacht, du großer Bauherr! Nein, Allmächtiger, dieser ist nicht gut geraten, du hast ihn nicht wohl gebildet im Geiste. Großes willst du dereinst ihm anvertrauen, auf daß er Wucher treibe mit seinem Pfund, das Glück von Tausenden wird in seinen Händen sein . . . so nimm ihn zu dir, Herr, ehe denn er sündigen kann . . ."

Der Fürst trat an das Fenster und blickte mit hochgezogenen Schultern, die Hände auf dem Rücken verschränkt, in den Garten hinaus. Leise schlich sich Eberhard davon. Er hatte Angst vor diesem Zwiegespräch mit einem Unbekannten.

Ein wolkenwogender trüber Tag brach über den rauschenden Bäumen des Gartens an.

„Mach ihn wert, daß die Sonne seinen jungen Scheitel bescheint," sagte der Fürst leise und innig.

2

Eine alte sagenhafte Chronik berichtet von einem Stamm, der seine Reiter in ein östliches Land gesandt habe, um dorten neue Weideplätze zu erkunden. Nach tagelangen Ritten durch finstere Wälder seien die Männer an einen breiten Strom geraten, an dessen jenseitigem Ufer der Feind angetroffen wurde. Viele Tage hindurch hätten sie sich vergebens auf- und abwärts des Stromes bemüht, eine Furt zu erspähen, denn sie waren kampfesfreudig und erwarteten sich im ebenen Hinterland reiche Beute und gute Weide, bis am dritten Abend ein Reiter sein Schwert gezogen und laut gerufen habe: „Hera furt!" Und wirklich war mit einer schmalen Furt alsbald die Möglichkeit gegeben, den Strom zu durchschreiten, die Feinde wurden zurückgeworfen und einem ganzen Stamm neue Wohnsitze aufgefunden. Von dem Reiter aber, der am Abend das Schwert gezogen hatte, leiten die Fürsten zu Herfurth ihre Abstammung her und sie meinen, daß der Beginn ihres Geschlechtes noch vor der Zeit läge, da der Gott, zu dem sie beten, Mensch geworden ist.

Bei einem sehr wesentlichen Vorgang treten die Herren zu Herfurth in der Geschichte zum erstenmal verbürgt in die Erscheinung: die eben gegründete Markgrafschaft Willingshausen wird ihnen zum Pfandlehen übertragen. Eine noch erhaltene Münze zeigt die symbolische Kommendation des Vasallen, der sich dem Kaiser, seinem Lehnsherrn, zur Treue verpflichtet.

Die Wirksamkeit der Markgrafen zu Herfurth in dem folgenden Jahrhundert beschränkte sich darauf, ihre Pflichten als Reichswächter zu erfüllen und einen zu räuberischen Einfällen geneigten, im übrigen aber gut-

willigen Feind in seine Schranken zu weisen. Mit der friedlichen Durchdringung dieser Gebiete und der Erweiterung der Reichsgrenzen wurden die Markgrafen zu Herfurth dieser historischen Mission überhoben und nunmehr durften sie ihrem kriegerischen Sinn dadurch Genüge leisten, daß sie dem Heerbann der Kaiser und dem Ruf der Päpste zu den Kreuzzügen willig folgten.

Die inneren Kämpfe des kleinen Landes, deren Ursache in dem Gegensatz der Stände lagen, hatten denselben Charakter und nahmen denselben Verlauf wie in den meisten Gebieten des Reiches: die Markgrafen verbündeten sich zuerst mit den Städten, um den Widerstand der Raubritter zu brechen, und gerieten nach deren Unterwerfung mit ihren bürgerlichen Untertanen wegen einiger Steuerfragen in Streit, ja, während eines Jahrzehntes hatten Willingshausen, Ingoltzheim und das eben gegründete Neustadt einen Bund gegen ihre Markgrafen errichtet, bis hier die Reformation eine sehr wesentliche Annäherung vollbrachte. Auf jeden Fall ist es kein höfischer Überschwang, wenn späterhin in vielen Herfurthischen Jubelorationen und Festschriften immer wieder hervorgehoben wurde, wie sehr „die Untertanen getreu die saecula hindurch Lust und Leid mit ihrem Herrscherhaus geteilt haben".

Es erübrigt sich, in dieser Epoche auf die einzelnen Fürsten und ihre Wirksamkeit einzugehen. Es gab unter ihnen friedliebende und ehrsame Herren von unbezähmbarem Pflichtgefühl gegen ihr Land und gegen ihre Familie beseelt, kriegerische und jagdliebende, Trunkenbolde und Faulenzer, Frauenverführer und Grausame, Gütige und auch ‚Heilige'. Es war Johann der Erste, welcher von seinen Untertanen den Beinamen ‚der Heilige' erhielt, da seine Politik darauf gerichtet war, das Wohlgefallen der Kirche zu erlangen und in allen Stücken ihren Geboten, auch gegen den schwachen und gutmütigen Kaiser, zu folgen. Dieser Johann der Heilige war es, der auf Veranlassung der Kirche vom Kaiser in den Fürstenstand erhoben wurde. Die Markgrafschaft Willingshausen wurde ein erbliches Fürstentum.

Obwohl zur Zeit der Religionskämpfe dem Land dank

seiner geographischen Lage die heftigsten Drangsale erspart blieben, so entstanden auch hier wie allerorts tiefe Spaltungen unter der Bürgerschaft, und manch einer kämpfte mit seinem Engel die Nacht hindurch, bis er von ihm gesegnet war. Die Fürsten zu Herfurth und mit ihnen der größte Teil des Landes wandten sich dem neuen Glauben zu.

Erwähnt werden muß der bekannte Zwist des Fürsten Johann Alexander mit dem Bürgermeister Krempelin am Ende des vorigen Jahrhunderts. Er darf aber keineswegs, wie eine vielumstrittene Stadtchronik des Pfarrers an der Willingshausener Nicolaikirche Augustus Samuel Parvo behauptet, als eines Gegenbeweises für die fortlaufend guten Beziehungen der Stadt Willingshausen zu ihren Fürsten gedacht werden, denn der weitaus größte Teil der Bürgerschaft hielt sich dazumal auf der Seite Johann Alexanders. Der Fürst hatte nämlich, gereizt über gewisse Maßnahmen Krempelins, den er außerdem der Korrespondenz mit dem ihm feindlich gesinnten großen König der benachbarten Monarchie beschuldigte, den Bürgermeister auf sein Schloß zitiert, woselbst er ihm in friderizianischer Haltung mit Hut und Stock empfangen und nach einer kurzen Unterredung mehrere Male tüchtig mit Stockhieben ‚abgefuchtelt' hatte. Krempelin, ein überaus ehrgeiziger Mann von nicht unbedeutenden staatsmännischen Gaben, wandte sich, halb rasend über die erlittene Schmach, an den Thron, mit dem man ihn zu konspirieren beschuldigt hatte und der für jene Zeit Sinnbild und Hort der Gerechtigkeit war. Sobald Johann Alexander hiervon Kunde erhielt, ließ er den Bürgermeister kurzerhand verhaften und wegen hochverräterischer Umtriebe zu lebenslänglichen Kerker aburteilen. Auf die energische Fürsprache des größten Königs jedoch wurde Krempelin schon nach einem Jahr begnadigt, worauf er dann auch bald an der Auszehrung gestorben ist.

Einige Dezennien später stellte sich nach Auflösung des Reichsverbandes und Niederwerfung des äußeren Feindes für die größeren Staaten die Notwendigkeit heraus, ihr Gebiet auf Kosten der kleineren zu arron-

dieren. In einem der bedeutenden Kongresse dieser Epoche wurde nach langen freundschaftlichen Unterhandlungen das Fürstentum Willingshausen, das zu dieser Zeit unter der gesegneten Regierung Ludwig des Zweiten stand, mediatisiert, um dem hoffnungsreichsten der damaligen Bundesstaaten anheimzufallen. Der Schmerz der Herfurthischen Bevölkerung über das hier angewandte historische Prinzip der gewaltsamen Arrondierung, ohne daß ein wesentliches Verschulden in der Vergangenheit maßgebend gewesen wäre, wurde vornehmlich gelindert und besänftigt durch die selbstlose, großherzige Haltung Ludwig des Zweiten, der als der erste Bürger seinem neuen Herren, einem durch tiefes Leid geläuterten und wahrhaft christlichen Monarchen, den Untertaneneid leistete.

Obgleich auf solche Art das politische Band zwischen den Fürsten und ihrem Volk zerstört wurde, blieb dennoch die wirtschaftliche Abhängigkeit des Landes von seinen früheren Herrschern nicht nur unvermindert erhalten, sondern sie verstärkte sich bald darauf wie nie zuvor, eine Erscheinung, die auch in anderen mediatisierten Staaten beobachtet worden ist.

Der König sah in Ludwig seinen vornehmsten Untertanen und begegnete ihm jederzeit mit der erlesensten Haltung. Er selbst hatte allzuviel Leid erfahren und gerade nach der Richtung Ludwig des Zweiten hin, er war nahe daran gewesen, seines Thrones verlustig zu gehen, als daß er nicht mit einem gewissen Kummer die Besitznahme des Landes vollstreckte. Er wurde nicht müde, dem hochbetagten Fürsten Ehrenbezeugungen jeglicher Art zu erweisen, ihn bei den Zusammenkünften mehrfach zu umarmen und zu küssen, durch Allerhöchste Verfügungen, Kabinettsordres und Gesetze des Bundestages die wirtschaftlichen Beziehungen Ludwigs zu dem Land auf das tunlichste zu stärken und ihm durch mannigfache Privilegien jede Erleichterung zuteil werden lassen; hierzu gehören der privilegierte Gerichtsstand und die Befreiung von Steuerabgaben und Militärpflichtigkeit, die Ebenbürtigkeit, die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerechtigkeitspflege in erster und zweiter Instanz, die Forstgerichtsbarkeit, die Ortspolizei und die Aufsicht über

Kirchen- und Schulangelegenheiten sowie über milde Stiftungen. Bleibende Geltung jedoch behielt unter anderm eine Kabinettsordre an die Armee, der zufolge den Mitgliedern des hochfürstlichen Hauses Herfurth für alle Zeiten in der Königlichen Armee dieselben militärischen Ehrenbezeugungen zu erweisen seien wie den Angehörigen einer regierenden Dynastie, zugleich die Ernennung des Fürsten Ludwig zum General à la suite der Herfurthischen Schweren Reiter, die nunmehr die Bezeichnung erhielten ‚Kürassierregiment Fürst Ludwig der Zweite zu Herfurth'.

Bekannt ist, daß der Sohn des Königs als Kronprinz und späterhin als regierender Herr den Neffen und Erben Ludwig des Zweiten, den Fürsten Johann Albrecht, seiner engen Freundschaft teilhaftig werden ließ.

Johann Albrecht hatte einst als junger Offizier in der gewaltigsten Schlacht des Jahrhunderts einen Ordonnanzritt von großer Bedeutung vollführt: durch seinen Mund war der Artillerie der Befehl des Feldherrn übermittelt worden, das Feuer zu beginnen. Der Anblick des darauffolgenden Krieges hatte sich seinem empfänglichen Geist tief eingeprägt, und die Folge der gewonnenen Eindrücke war eine sehr lebhafte Religiosität, die sich mit den Jahren immer stärker bei ihm ausbildete.

Johann Albrecht fand beim Tode seines Oheims ein Land von rund einhundertzwanzigtausend Einwohnern vor. Es mangelte der Bevölkerung die staatsrechtliche Einsicht, um die politischen Veränderungen im Land genügend würdigen zu können. Man hatte sich zu Beginn der neuen Staatsform unklare Vorstellungen darüber gemacht, daß der Fürst mit seinen Agnaten Willingshausen verlassen würde. Als man bemerkte, daß der alte Zustand im wesentlichen erhalten blieb, fühlte man sich hierdurch bedeutend erleichtert, denn die eigenen Interessen waren durchaus mit der Anwesenheit der Fürsten verknüpft. Um dies recht verstehen zu können, muß man einen Einblick in die wirtschaftliche Lage des Landes tun.

Der weitaus größte Teil des Fürstentums war ehedem Dominialbesitz gewesen und ging mit der Mediatisierung in das Privateigentum der Herfurths über. Hiermit

war dem Land ein kapitalkräftiger Großgrundbesitz gegeben, dessen historische und soziale Stellung ihn zu einer gewissen Selbstlosigkeit und zu positiver Mitarbeit an dem Wohlstand des gesamten Gebiets verpflichtete. Gerade zu dieser Zeit begann der Mutterstaat seine großen Reformen im Land einzuführen, die er vor einem Jahrzehnt zu seiner eigenen Regeneration so dringend benötigt hatte: die Erleichterung des Besitzes, der freie Gebrauch des Grundeigentums, die Freizügigkeit, die Aufhebung der Erbuntertänigkeit und die allgemeine Wehrpflicht. Inmitten von Erschütterungen, die bei einer gänzlichen Neuordnung der Dinge stets in Erscheinung zu treten pflegen, zeigte es sich nun im Fürstentum, wie segensreich die ausgleichende und vermittelnde Tätigkeit eines selbstlosen, kapitalkräftigen Großgrundbesitzes zu wirken vermochte. Ludwig der Zweite gründete mit eigenen Mitteln eine genossenschaftliche Grundkreditanstalt, die in der Zeit wirtschaftlicher Depressionen unendlich viel Gutes tat. Er selbst parzellierte gewisse Gebiete seines Besitzstandes, um einen seßhaften und freien Bauernstamm auszubilden (Versuche, die übrigens im Laufe des Jahrhunderts doch fehlgeschlagen sind). Er war es, der sich im höchsten Alter persönlich für die Erbauung der Eisenbahnstrecke Willingshausen—Neustadt—Camin eingesetzt hatte, wodurch ein Anschluß an das Herz des Vaterlandes erreicht war.

Das Land war von Natur nicht reich und nicht sonderlich fruchtbar bedacht. Es fehlte an einer geordneten Forstwirtschaft, die zugänglichen Waldungen wurden in früheren Jahrhunderten allzustark ausgenützt, in den entfernteren hingegen trieb man auf schonungslose Art Köhlereien, Potaschesieden und Harzscharren. Ausgedehnte Brände wurden von den unachtsamen Schafhirten an den Herbstabenden durch ihre Herdfeuer verursacht. Der Nonnenfraß zerstörte in manchen Jahren große Bestände. Die Felder gaben notdürftig als Frucht zurück, was ihnen zugesäet ward: Kartoffeln, Roggen, Weizen, Gerste, Schafschwingel und Lupinen. Im Nordosten aber breiteten sich die großen Hochmoore in ihrer feierlichen Unfruchtbarkeit aus.

Die Kulturarbeit der Fürsten zu Herfurth in den letzten Jahrhunderten erschuf der Bevölkerung ein neues und gesegnetes Land. Durch den Anbau schnellwüchsiger und fremder Holzarten wurde der Forstbestand verjüngt, seine Blößen aufs neue gefüllt. Seit jener Zeit strecken weißblühende Akazien und Birken ihre Arme in das Land, Erlen und Weiden neigen ihre Zweige an den Ufern der Bäche und Flüsse gütig zu Boden, Kiefern und Fichten heben ihre Kronen neben den alten Eichen und Buchen zum Himmel und verdrängen sie herrisch. Was die Raupe zerstört hatte, wurde zu Acker gemacht: bald breitete sich dort, wo einst ein Forst gerauscht, dem Wind, dem Blitz und den bösen Geistern des Waldes getrotzt hatte, das friedliche Volk der gelben Lupinen und der grünen Kartoffelstauden aus. Der Boden auf den Feldern wurde gekräftigt und mit Hilfe des neugewonnenen künstlichen Düngers zu den höchsten Anstrengungen befähigt, die Zuckerrübe wurde von Ludwig dem Zweiten zuerst in diesem Regierungsbezirk angebaut, und Kartoffelbrennereien erhoben sich allenthalben in den Gutshöfen der Grundbesitzer.

Es war Johann Albrecht vorbehalten, die Hochmoore des Nordostens zu kultivieren. Er hatte als Erbprinz eine Reise nach Holland unternommen, um in der Stadt Groningen die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand des Bourtanger Moores zu studieren. Mit Leidenschaft erfaßte er hier den Gedanken, daß Herfurthische Hochmoor nach dem Vorbild des Bourtangers zu besiedeln. Ein großzügiges Kanalnetz, das man im Lauf der Jahrzehnte erweitert hatte, ermöglichte die Abwässerung des Moorlandes und seine Kommunikation mit den großen Wasserstraßen des Reiches. Die stromabwärts fahrenden Segler, die den Brenntorf in die Städte führten und reichlichen Gewinn erzielten, begegneten auf ihrer Fahrt den aufwärts ziehenden Lastschiffen, die große Düngermassen in das durstende und hungernde Moor schafften.

Nur die südlichen Gegenden der Moore blieben von der Kulturarbeit unberührt. Hier ging Johann Albrecht an die Anlage einer Halbblutpferdezucht, womit dem

Land ein blühender Zweig seiner Erwerbstätigkeit gegeben war. Bald weideten auf den sauren Moorwiesen, wo die Binsen des Abends sangen und rauschten, die schönen Pferde des Gestüts, lange und tiefe Stuten, treu zum Gebären bereit, und freudig befruchtende Hengste. Durch Kreuzungen mit kaltblütigen Schlägen, zumal mit Percherons und Belgiern, erhielt man einen prächtigen Stamm ruhiger Ackerpferde, die in unserm Vaterland viel begehrt und hoch bezahlt wurden.

Im späteren Alter wandte sich Johann Albrecht in erster Reihe den humanitären Bestrebungen seines Jahrhunderts zu und wurde nicht müde, Anstalten gemeinnützigen Charakters zu gründen. Er war der Stifter des Pädagogiums zu Willingshausen, des Waisenhauses, des Invalidenheims, er zu allererst hatte auf seinen Besitztümern die Alters- und Invalidenversorgung eingeführt, die späterhin zum Vorbild staatlicher Gesetze werden sollte, und die Errichtung mannigfacher Gotteshäuser im Lande ist sein Werk.

Als Johann Albrecht alt geworden war, erblickte sein Auge dort, wo einst die Öde in ihrem unfruchtbaren Traum geruht hatte, grünende Dörfer mit wohlhabenden, freundlichen Bauern, schwellende Landkulturen, breite Straßen, von Pappeln, Erlen oder Obstbäumen beschattet, weiße lange Gestütsgebäude unter gläsernen Dächern und auf der Weide die grasenden Pferde. Der Fürst dachte an die Stunden, die er am Schreibtisch mit Berechnungen der Dammanlage, die er auf dem Moor selbst mit der Übersicht der Arbeiten, mit der Prüfung der Pferde zugebracht hatte, eine unermeßliche Kette von Tätigkeiten, von nichts anderem unterbrochen als zuweilen von der Hingabe an die Kammermusik. Ihm war, als habe er tausend Jahre gelebt ...

So geschah es, daß dieses Volk alles, was es an Wohlstand, Erfahrung, Wagemut und Unternehmungsgeist besaß, dem Vorbild und der Arbeit der Fürsten zu Herfurth, zumal Ludwig des Zweiten und seines Neffen Johann Albrecht, verdankte.

Es war ein gesunder Menschenschlag, der dieses Land bewohnte, von zumeist dunkelblondem Haar und weißer

Haut. Die seinem Charakter angeborene Arbeitsscheu und die Neigung zur Schwatzhaftigkeit und zum Streit hatte das Volk in den letzten Jahrzehnten, befeuert durch den stürmischen Aufstieg des Vaterlandes, mit gutem Erfolge unterdrückt. Unten im Süden freilich, wo die Wälder der Grauwacke standen, lebte das dunkle und schweigsame Geschlecht der Köhler und Holzhauer, der Glasbläser, Porzellanarbeiter und Uhrenmacher. Da es auf dem Land an Arbeitskräften mangelte, so waren Zuzüge von Polen im Bezirk nicht selten. Sie pflegten jeden Frühling das Land mit ihrer geräuschvollen Arbeitsamkeit zu überfluten, bis sie im Herbst von den Landwirten entlassen wurden und in andere Gebiete zogen; sie brachten hier und da einige Unordnung in den Zustand der Dinge, doch war die Kriminalität gering: sie beschränkte sich zumeist auf einige Brandstiftungen, Diebstähle und Körperverletzungen. Morde, Raubanfälle, Sittlichkeitsverbrechen gehörten zur Seltenheit und erregten, wenn sie begangen wurden, das Land von Grund auf.

Seit Jahrhunderten war der fürstliche Besitzstand durch eine weitsichtige Familienpolitik, zumal durch Heiraten und Erbschaftsverträge, vermehrt worden. Johann Albrecht vermählte sich mit der letzten Erbin eines riesenhaften österreichischen Güterstandes; die ertragreichsten Kohlengruben des Kontinents fielen ihm anheim. Zu derselben Zeit wurde ein Familienbesitz von sieben Rittergütern erledigt und ging in den Besitz Johann Albrechts über.

Johann Albrecht war von Jugend an zum Herrscherberuf erzogen worden. In seinem Namen sollte in diesem Land Recht gesprochen werden, er war dazu bestimmt, Herr über Krieg und Frieden zu sein. Der Erbprinz hatte als Knabe und Jüngling verderbliche Leidenschaften besessen, er war den Frauen in seinem Innern willenlos zugetan gewesen, und er hatte Anwandlungen von Jähzorn und Grausamkeit bei sich zu fürchten gehabt. Er gedachte seines künftigen Berufes und arbeitete mit Strenge an seinem Charakter. Er meinte, daß es die Fürsten zu allermeist seien, von denen Gott dereinst Rechenschaft fordern würde. Er überwand, er verbot sich jeden Blick und

Gedanken an eine Frau, er heiratete früh. Den leidenschaftlichen Zorn, der zuweilen in seiner Seele wütete, besänftigte er.

Das Schicksal verlegte ihm den Weg zum Thron. Er war einen Augenblick nahe daran zusammenzubrechen. Das war, als der Kronprinz auf dem Kongreß nach Ludwigs Unterzeichnung des Verzichtvertrages mit Tränen in den Augen in das Zimmer stürzte und ihn mit den Worten umarmte: „Das können wir nie wieder an euch gut machen, Jobie!" Johann Albrecht, den der Kronprinz ‚Jobie' zu nennen pflegte, wandte sich erbleichend ab, preßte die Lippen aufeinander und sagte: „Lächerlich! Unsinn! Die Geschichte geht über uns weg! Gut so! Gut so!"

Auch späterhin blieben ihm schwere Stunden dieser Art nicht erspart. Oft fuhr er, in seinen braunen Taillenrock gehüllt und den geschweiften breitkrempigen Zylinderhut auf dem Kopf, in seiner harten knarrenden Kalesche, die von zwei kräftigen Halbblutpferden des Gestüts gezogen wurden, noch in der Nacht über das graue Land. Er sah, von der Ecke seines Wagens aus, zu den dunklen Fenstern der schlafenden Dörfer. Draußen auf der Landstraße saßen die Vögel frierend auf den Bäumen, der Trab der Pferde, die knarrenden Räder unter ihnen störten sie nicht, sie schliefen fort. Doch in neuen Dörfern trat mit dem Licht auch das neue Leben des Tages hervor, Lampen wurden in den Zimmern angezündet, Türen standen jetzt offen, — die Seele wurde dem Fürsten schwer, wenn er daran dachte, daß er hier einst hätte herrschen sollen. Er nickte den Bauern, die mit steifen Bewegungen ihre Mützen abnahmen, als wollten sie beten, tief in Gedanken zu oder lüftete ein ganz klein wenig den Zylinderhut. Sie nannten ihn nur ‚den Gestrengen', sie fürchteten sich vor seinem Blick und seinem Zorn. Er hatte drei Menschenalter hindurch unerbittlich über sie, über ihre Väter und ihre Kinder gewacht.

Mit dem nunmehrigen König verband ihn eine enge Freundschaft. Bei einem der vielen Gedenkfeste, die unter die Regierung dieses Herrschers fielen, bekannte sich der unglückseligste und feurigste aller Könige der

Weltgeschichte in einer auf dem Willingshausener Stadthaus gehaltenen Rede zur starrsten Legitimität, wobei er, sich und jedermann hinreißend, die Hand seines Freundes Johann Albrecht erfaßte, sie wie zur Sühne begangenen Unrechts emporhob und hier das Gelöbnis tat, niemals unrechtmäßig eine Fürstenkrone anzutasten. Gleich danach, während eines Frühstücks im Kasino der Kürassiere, noch im trunkenen Feuer seines Gefühles befangen, bot der König dem Fürsten die Würde eines Herzogs und das Prädikat Hoheit an. Johann Albrecht aber bat in einer späteren Unterredung seinen königlichen Freund, diese Ehre ablehnen zu dürfen, da ihm eine solche Standeserhöhung durch kein Verdienst gerechtfertigt erschien. Zur Erinnerung an diese Stunde und zugleich als ein Zeichen unauslöschlicher Dankbarkeit für den Fürsten steht jetzt auf dem Markt von Willingshausen ein bronzenes Monument. Es zeigt den König, der mit einer leidenschaftlichen Gebärde dem Fürsten Johann Albrecht die Hand wie zu einem unzerreißbaren Bunde bietet. Den Sockel zieren Darstellungen aus der Geschichte des Landes, darunter als ein prächtiges Relief die Attacke der Herfurthischen Schweren Reiter bei Turin unter Albrecht Ohnenas.

Die Gemahlin Johann Albrechts war einige Jahre nach der Geburt ihres zweiten Sohnes, des Prinzen Eberhard, gestorben. In der kurzen Zeit ihrer Ehe genoß sie mit ganzer Seele die bevorzugte Stellung und den unermeßlichen Reichtum des fürstlichen Hauses, ohne daß man ihr erlaubt hätte, den rechten Gebrauch davon zu machen. Sie stand der Frömmigkeit und Strenge ihres Gatten etwas ratlos gegenüber und bildete alsbald in ihrem ‚theresianischen Salon' mit ihren Freundinnen und Verwandten eine Art Partei gegen den Fürsten. Johann Albrecht seinerseits behandelte die Gattin, sobald sie ihm den ersten Sohn geschenkt hatte, mit großer Aufmerksamkeit. Er überließ ihr, bis zu den letzten Grenzen seines Wesens, jede Freiheit und willigte ihrethalben darin ein, einen Teil des Winters hindurch bei den Festlichkeiten am königlichen Hof zugegen zu sein.

Johann Albrecht hatte sich sehr bald der Erziehung

seiner Söhne, vornehmlich der des Erbprinzen bemächtigt, nach dem Tod der Fürstin mit verdoppelter Anstrengung. Hierbei geschah ihm der tiefste Schmerz seines Lebens. Über den Jüngeren, über Eberhard, war nicht viel zu sagen. Jedermann sah es auf den ersten Blick, daß der hübsche schlanke Knabe gutwillig, durchaus unbegabt, ein wenig schüchtern und sehr auf seine Vornehmheit bedacht war. Aber der Erbprinz, — es stellte sich für den Fürsten heraus, daß der Erbprinz ganz einfach einen schlechten Charakter hatte. Er war unwahrhaftig und feige, was ihn nicht daran hinderte, zuweilen eine Erstaunen erregende Keckheit zu zeigen, er achtete weder die Arbeit noch das Geld, er hatte schon als fünfzehnjähriger Knabe bei den Dienern des Schlosses, bei den Kutschern und Fuhrknechten Schulden, auch war er in betrübender Weise hinter den Dienstmägden und Bauersmädchen her; ja, das war sogar seine hauptsächlichste Leidenschaft: die Dienstmägde und die Bauernmädchen...

Nun war Johann Albrecht gerade in bezug auf irdische Güter im Lauf der Jahre durch das Christentum zu einer verinnerlichten und immer bedeutenderen Anschauung des Reichtums gelangt, welchen er als eine ihm auferlegte sittliche Last und Prüfung betrachtete. Zu manchen mitternächtlichen Stunden hatte er ernsthaft den Gedanken erwogen, ob es nicht wohlgefälliger sei, sich aller Güter zu entledigen und einen Schatz im Himmel zu erwerben.

3

Die Vorgänge jenes Herbstmorgens verdüsterten Johann Albrechts Geist in den folgenden Tagen. Er hatte sogleich über seinen Sohn den schwersten Stubenarrest verhängt und war nun entschlossen, einmal rücksichtslos dem Leben nachzugehen, das der Erbprinz geführt hatte. Da ergab es sich, daß Ludwig Alexander zu einer Dienstmagd eine Beziehung unterhielt, die ihre Folgen zeitigte,

daß er sich von dem Kutscher Jakob Gaude im Lauf der Jahre einhundertunddreizehn Taler geliehen, daß er in der Jeverer Dorfwirtschaft von Klutke häufiger nachts zu Gast gesessen, daß er seinen Bruder auf das roheste tyrannisiert und tausenderlei Dinge ähnlicher Art getrieben hatte.

Daraufhin wurde der Erbprinz fortgeschickt, ohne daß ihm die Möglichkeit gewährt war, um Vergebung zu bitten, noch von irgend jemandem im Schloß, seinen Vater und seinen Bruder miteingeschlossen, Abschied zu nehmen.

Die folgenden Jahre mußte Ludwig Alexander in einer der gefürchtesten humanistischen Erziehungsanstalten des Reiches zubringen. Man weiß, wie derartige Institute auf die Seele eines Knaben einzuwirken pflegen: fortan war sein Leben auf List und auf Betrug gestellt und auf erbitterte Feindschaft gegen die Erzieher. Es war Gebot, sich gegen den Starken feige zu erweisen und tapfer gegen den Schwachen, es war Gebot, bei jeder günstigen Gelegenheit zu lügen und die Wahrhaftigkeit als die schlimmste aller Narrheiten zu belachen, es war Gebot, auf jede Art gemein zu sein, im Wort und in der Tat.

Ludwig Alexander wurde sehr schnell gewahr, welch eine günstige Luft hier wehte. Man war umstellt von Feindschaft, also galt es, verschlagen zu sein, Schleichwege zu gehen und Gesichter zu drehen. Hier war niemand, der einem donnernd befahl: „Sieh mir in die Augen!“ wie es der Fürst zuweilen getan hatte. Hier durfte man die Augen schweifen lassen, soviel man immer mochte. Bald hatte er Kenntnis davon, wie man des Nachts auf einer Feuerleiter ins Freie gelangte, wo die Küchenmädchen des Abends zu finden seien und wo es in der Stadt die Freudenmädchen gäbe. Außerdem konnte er sich am Tag damit belustigen, die Schwächeren zu quälen und zu ängstigen, Strafen über sie zu verhängen, Dienste von ihnen zu fordern und mit den Gleichgesinnten unter dem Tisch Karten um Geld zu spielen oder im Schlafzimmer mit ihnen zu trinken.

Seine Lehrer standen ihm doch mit einer gewissen Scheu gegenüber. Er war ein junger Herr aus großem Hause, um seinen Namen wehte unbedingt eine historische, ja beinah noch die eisige Waldluft des deutschen Heidentums. Er war dereinst der vornehmste und reichste Bürger unserer Monarchie, er war ein Prinz, ein Erbprinz, sein hoher Name Ludwig Alexander zu Herfurth-Ingoltzheim-Willingshausen-Neustadt . . . es ging nicht gut an, ihn wie den ersten besten, der da kam, zu strafen.

Es gab für Ludwig Alexander Zeiten, zu denen er sich nachdenklich, beinahe reuevoll zeigte. Das waren die Stunden an den Sonntagnachmittagen in den Ferien, wo er als einer der wenigen in der Anstalt zurückbleiben mußte. Dann saß er im Klassenzimmer auf dem Katheder und blickte auf die leeren Bänke zu seinen Füßen, auf denen die Kameraden fehlten. Die hatten Ferien, die waren zu Hause, die durften umherstreifen und einmal im Jahr ohne Zwang noch Aufsicht treiben, wonach sie gelüstete! Aber hier roch es nach gescheuerten Dielen und staubigen Büchern, hier unten war der kümmerliche Garten, vor dessen Bäumen, Gebüschen, Pflanzen und Steinen lateinische Namen auf Holztäfelchen gedruckt waren, und erst weit, weit drüben lagen die Häuser der kleinen Stadt und die sonntäglich glänzenden Felder und Wiesen. Er war oft nahe daran, vor Langerweile, Sehnsucht und Reue zu weinen. Er gähnte unaufhörlich, er hatte davon Tränen in den Augen.

Seine Reue ging seltsame Wege. Immer wieder dachte er in diesen Stunden: Wenn es doch nicht herausgekommen wäre, das mit der Magd Brigitte und den Schulden, wenn Jakob Gaude doch bloß den Mund gehalten hätte, wenn ich doch bloß damals nicht das mit dem Kossäten gesagt hätte! Ach, es ist ganz einfach zum Sterben . . .!

Er sehnte sich ein wenig nach diesem starken blonden Mädchen, zu dem er einige Wochen jede Nacht in die Bodenkammer gestiegen war. Die war anders gewesen als die Mädchen hier! Sie hatte ihn immer verschmitzt geküßt und lachend umarmt, mit einem süßlichen Zug

um die feuchten Lippen. Ludwig Alexander glaubte noch ihre Worte zu hören, die sie jeden Abend glückselig gebraucht hatte: „So'n Prinz!“ Sie hatte jetzt ein Kind von ihm. Teufel!

Vor allem aber sehnte er sich nach Eberhard. Auch hier gab es ja genug Jungen, die er verprügelte, im Dunklen stieß oder kniff, die er nachts als Gespenst ängstigen konnte, denen er die Stiefel in den brennenden Ofen steckte oder ihnen Lügen erzählte, wie irgend jemand diese Nacht plötzlich gestorben sei, bis der Genarrte den Totgeglaubten zu seinem fiebernden Entsetzen später lebend und gesund antraf . . . aber es war doch bei weitem schöner, solche Dinge mit Eberhard zu treiben! Wer hatte seine grauen Augen, wer seinen Gang und seine Hände, seine langbeinige Gestalt und seine schmalen Hüften?

Nach Monaten traf von Eberhard der erste Brief aus der Heimat ein. Er lautete:

„Schloß Ludwigslust, den 21. Februar 18..

Lieber Bruder Ludwig Alexander Herfurth!

Schon lange wollte ich Dir schreiben, aber Er hat es streng verboten! Jetzt habe ich Jakob Gaude beschwatzt, dieses Schreiben an Dich heimlich in Willing in den Kasten zu stecken, was er auch getan hat, wenn Du es in Händen hältst. Also nun will ich mal loslegen und Dir sagen, wie sehr es mir leid tut, daß Du nicht mehr bei uns bist und mit Ihm mächtigen Krach gehabt hast. Es ist mir nämlich ohne Dich hier sehr langweilig, und ich war noch kein einziges Mal wieder drüben in Jever. Jakob Gaude sagt, Du hättest solche Sachen gemacht, daß man es gar nicht sagen könne. Ich war sehr betrübt, als ich das hörte, und ich bitte Dich jetzt sehr, lieber Bruder Ludwig Alexander Herfurth, obwohl ich ja weiß, daß Du darüber lachen wirst, alles dies beiseite zu lassen und fortan nun ein anständiger Mensch zu werden. Die große Neuigkeit hier nämlich ist folgende: Er ist gar nicht so, wie wir immer dachten, sondern seitdem Du fort bist, ist Er furchtbar nett geworden und, Ludwig Alexander, ich habe Ihn jetzt

auch sehr gern. Einmal habe ich Ihm gesagt, daß mir morgens immer so übel ist, und da hat Er gleich dem Leibjäger Karl befohlen, daß ich nie mehr vor sieben geweckt werden soll. Auch haben wir jetzt das verdammte Hebräisch aufgegeben, und brauche ich gar nicht mehr soviel zu schuften. Das beste aber ist, daß ich jetzt mit Ihm musiziere. Neulich hat Er mich begleitet und wir haben eine neue Piece von dem berühmten Komponisten Mendelssohn gespielt. Außerdem aber, lieber Ludwig Alexander, bin ich manchmal nachmittags dabei, wenn der neue Schulmeister aus Jever und Dr. Breidermann kommen, wo ich dann im Grünen Zimmer zuhören kann; ja, denk mal, neulich haben wir sogar ein Quartett von Beethoven gespielt, Er hat mich nachher gestreichelt und gesagt, es sei sehr gut gewesen und alle haben gelacht. Ich habe auch mächtig mit meiner Geige geschwitzt.

Aber ich langweile Dich gewiß mit meinem dummen Gerede und so will ich schleunigst Schluß machen, denn sonst wirst Du noch böse! Nun bitte ich Dich aber inständig, lieber Bruder Ludwig Alexander, recht bald ein braver Mensch zu werden, damit Du bald wieder zu uns kommen kannst. Ich will dann auch, wie es im Evangelium heißt, so ein Kalbvieh für Dich schlachten!!! Bitte sei mir nicht böse, daß ich Dir das so schreibe und gib bald näheren Bericht, wie es Dir in Deiner neuen Heimat ergeht Deinem Dich innig liebenden Bruder

Eberhard, Prinz zu Herfurth.

NB. Jakob Gaude grüßt bestens. Die 113 Taler hat er von Ihm wiederbekommen. Er sollte eigentlich entlassen werden, denk mal. Adresse: Herrn Kutscher Jakob Gaude. Schloß Ludwigslust des Herrn Fürsten zu Herfurth im Regierungsbezirke Willingshausen."

Auf diesen Brief antwortet der Erbprinz sogleich:

„Lieber gestrenger Eber!

Ich habe Deinen Brief in meinen Stiefel gesteckt und bin darauf so lange herumgetanzt, bis man nichts mehr lesen kann. Besonders auf den Stellen, wo die Moral steht, habe ich mächtig getanzt. Also, lieber Eber,

tausend Dank für Deinen Brief. Habe mich sehr gefreut, daß Du den schwarzen Kater nicht in Deiner Glorie und Gnadensonne vergessen hast. Wenn Du demnächst neben die Gottesmutter zu sitzen kommst, dann strampele nur mit dem Bein durch die Wolke, damit ich mir unten die äußerste Spitze Deines rosigen Zehs betrachten kann.

Hier ist nicht viel los, Eber! Meine Lehrer sind lebende fliegende Hunde, die ich demnächst mal mit den Flossen an die Wand nageln werde. Die Burschen tragen verschlissene Westen und Haare, verbreiten Geruch um sich und haben graue Gesichter nebst Brillen, ich bin der einzige von Stand. Außerdem gibt es noch einen Grafen Westerkopp, in dessen letzter Silbe es aber nicht richtig ist!!

Schluß. Schreibe bald wieder. Grüße Jakob, den alten Kaffern, und er soll nicht so tun!

Dein schwarzer Kater Ludwig A."

*

Während sich Johann Albrecht daheim, frierend vor innerer Einsamkeit und zeitweis überwältigt von dem Gedanken an seine Verantwortung, mit täglich wachsender Leidenschaft an seinen jüngsten Sohn anschloß, lebte der Erbprinz in strengster Abgeschlossenheit von seiner Familie die Jahre hindurch in der kleinen Gebirgsstadt, bis er ohne sonderliche Mühe die Reifeprüfung bestand. Als Ludwig Alexander hierauf zum erstenmal nach seiner Verbannung Ludwigslust besuchen durfte, fand er dort recht veränderte Verhältnisse vor und Umstände, in denen er sich nicht zurechtfinden konnte. Der Fürst und Eberhard schienen auf keine Weise gewillt zu sein, dem Erbprinzen auch nur die geringste Störung ihres friedlichen und freundschaftlichen Zusammenlebens zu gestatten. Ein geheimes Bündnis lag vor, das jeden Eingriff eines dritten verbot. Es war zumal Eberhards Kälte und verborgene Feindseligkeit, die den Erbprinzen verdroß und schmerzte. Ludwig Alexander war nicht imstande, die Religiosität, die Pflichttreue, die musikalischen, die humanitären und die landwirtschaftlichen Interessen, welche dem jüngeren

Bruder von dem Fürsten überkommen waren, in irgendeiner Beziehung zu teilen. Bald wurde er gewahr, daß seiner zukünftigen Stellung von seinem Vater Gefahr drohe. Aus einer Bemerkung des Generalbevollmächtigten konnte er schließen, daß der Fürst ihn während seiner Abwesenheit scharf hatte beobachten lassen und schon heute gewisse Pläne erwog, gegen die Ludwig Alexander die folgenden Jahre bis zum Tode seines Vaters mit Erbitterung kämpfen mußte. Da er sich unbehaglich fühlte, so war er bald auf einen schicklichen Grund bedacht, aus Ludwigslust fortzukommen. Er erbat und erhielt die Erlaubnis, Offizier zu werden. Übrigens war er der erste Herfurth, der in die Königliche Armee diensttuend eintrat.

Die Feindseligkeit des Fürsten gegen seinen ältesten Sohn hatte ihre Gründe. Johann Albrecht war über die Entwicklung des Erbprinzen hinreichend unterrichtet. Die Kenntnis von Schulden und von verbotenen Beziehungen zu allerlei Frauen offenbarte ihm, daß sich der Charakter seines Sohnes keineswegs verändert hatte. So wurde er matt in der Liebe, und schließlich geschah es, daß er mit Abscheu an Ludwig Alexander dachte. Dies ging soweit, daß ihm allmählich die körperliche Nähe seines Sohnes unerträglich wurde. Er war fest entschlossen, den Erbprinzen zu entmündigen und von der Erbfolge auszuschließen, wenn sich gewisse kriminelle Vergehen wiederholen sollten, die bisher eine kaum greifbare Form angenommen hatten.

Die kameradschaftliche Liebenswürdigkeit, die dem Erbprinzen von den Offizieren der königlichen Armee entgegengebracht wurde, machte dem Erbprinzen in der ersten Zeit eine gesammelte Haltung zur Pflicht. Der Monarch, der kurz zuvor seine Regierung angetreten hatte, nahm Ludwig Alexander in seine Familie wie einen Sohn auf und brachte ihm seine väterliche Milde entgegen. Dem König war das unglückselige Verhältnis des Erbprinzen zu seinem Vater nicht unbekannt geblieben. Er hegte die Meinung, Ludwig Alexanders Fehler seien die Gegenwirkung einer übertrieben strengen Erziehung, und so bemühte er sich nun, dem Erbprinzen gerecht zu werden.

Er hatte dem Regimentskommandeur anempfohlen, dem Erbprinzen Freiheiten zu verstatten und Raum zu schaffen, damit er sein Selbstbewußtsein stärken könne; die Kameraden sollten seinen Sinn auf edle Vergnügungen lenken, beispielsweise auf die Jagd und den Rennsport, auf Dinge, die ihm durch sein Vermögen und seine Stellung zugänglich waren. Zuerst müsse man in ihm das Vergnügen an der Pflichterfüllung wecken; späterhin würde es an der Zeit sein, mit größerer Strenge darauf zu achten, daß er seinen Obliegenheiten als Offizier wie jeder andere nachkäme.

Die Instruktion des Monarchen schien sich in den darauffolgenden Jahren vortrefflich zu bewähren. Johann Albrecht, der in steter Sorge vor Überraschungen lebte, begann aufzuatmen. Er wurde nicht müde, dem König seine Dankbarkeit zu bezeugen; dieser tat sich auf seine Erfolge etwas zugute und streichelte Ludwig Alexander bei den Familienzusammenkünften mit wohlwollendem Lächeln die Wangen oder ließ sich freundlich die Hand von ihm küssen. In der Armee galt Ludwig Alexander für einen ausgezeichneten Kerl, — dies war der Ausdruck. Man sagte, wenn man auf ihn zu sprechen kam: „Ein ganz ausgezeichneter Kerl!" und nur wenige von den Offizieren pflegten stirnerunzelnd zu verstummen, wenn sein Lob verkündigt wurde. Selbst seinen Bewunderern aber fiel es auf, daß er niemandem gerade in die Augen sah, wenn er sich unterhielt: er ließ die Blicke schweifen. Da er unterhaltend war und Späße über alles liebte, so bekam sein Wesen etwas von einem phantastischen Amüseur.

In seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahr geschah ein Vorgang, der sich in späteren Zeiten noch häufig wiederholen sollte. Nachdem es ihm nämlich gelungen war, einige Jahre seine nächste Umgebung irrezuführen, brach sein System im Lauf einer Woche zusammen. Er mußte fort. Mit Mühe konnte man von dem tiefgekränkten und empörten König erlangen, daß ihm zuvörderst ein einjähriger Urlaub bewilligt wurde.

Ludwig Alexander wurde längere Zeit auf Reisen und später nach St. Petersburg geschickt. Hier wurde er dem Zaren bei der Parade vorgestellt. Der Kaiser fragte ihn lachend, seit wann St. Petersburg als eine Straf-

garnison für die Offiziere der königlichen Armee gelte. Er befahl ihm, vor seinem gesamten Stab zu erzählen, was er begangen habe. Ludwig Alexander berichtete amüsant übertreibend, was ihn zu seinem Urlaub gezwungen habe, wobei er seines Landes als einer Stätte überheblicher Sittenstrenge und Barbarei gedachte. Er gewann die Sympathie des Zaren.

Johann Albrecht erhoffte als letztes Mittel eine Besserung seines Sohnes von dem Einfluß einer Frau. Der Erbprinz erhielt den Befehl sich zu verheiraten. Ludwig Alexander bekam von zwei Standesherren am russischen Hof Absagen für deren Töchter, da die Gerüchte von einer bevorstehenden Entmündigung bis hierher gedrungen waren. Es gelang ihm jedoch, sich mit der Tochter eines russischen Fürsten zu verloben, der durch die liberalen Reformen des Zaren und durch seine eigene Sympathie für diese Reformen ruiniert worden war.

Für Johann Albrechts Herz war in der Erbprinzessin ein neuer Mensch entstanden, dem er seine väterliche Liebe zuwenden konnte. Er umschloß sie mit seinem ganzen Gemüt.

Mit Ludwig Alexander, der das Rittergut Groß-Kusserow zur Verwaltung erhalten hatte, wiederholte sich nun dasselbe Schauspiel: man sprach von einer endgültigen Besserung, von dem wohltätigen Einfluß seiner reinen jungen Frau und von der Güte des Geschicks, das ihm einen Sohn beschеert hatte, man sprach von einem völligen Umschwung in seiner Lebensführung. Jedermann, auch Johann Albrecht, begann neue Hoffnungen zu hegen.

Da wurde dem Fürsten eines Tages ein Wechsel über neunmalhunderttausend Taler vorgelegt, der seine gefälschte Unterschrift trug. Der Erbprinz hatte sie zu jener Zeit angefertigt, als sein Kredit durch die Gerüchte einer bevorstehenden Entmündigung erschüttert war.

Einige Stunden später starb Johann Albrecht. Seine letzten Worte waren:

„Entmündigen . . . Ludwig . . ."

Mit Ludwig war sein ältester Enkelsohn gemeint, zu dessen Gunsten die Erbfolge Ludwig Alexanders ausgeschaltet werden sollte. Es gab jedoch keine Möglichkeit, den letzten Wunsch des Fürsten zu erfüllen. Ludwig

Alexander war Sieger in dem Kampf mit seinem Vater geblieben und trat das ungeheuere Erbe an.

Die Geschichte seiner Ehe wird sich in dem Schicksal seiner Kinder widerspiegeln.

Diese Kinder waren: Ludwig, im ersten Jahre der Ehe geboren, Gabriele im neunten, Alexander im zehnten, Gerhart im sechzehnten.

Zweites Kapitel

Alexander und Gabriele

I

Am Sonnabend nachmittag, dem dritten Mai des Jahres 18 . . war das Stationsgebäude von Willingshausen mit Girlanden geschmückt. Vor den Eingangstüren standen paarweis junge Birkenbäume mit durchgesägten Schäften in Konservenbüchsen, der Boden war bis zu der granitenen Auffahrt mit einem breiten dunkelroten Teppich bedeckt, und auf dem Ziegeldach flatterte neben der Fahne des Reiches die Standarte der Fürsten zu Herfurth, die auf schneeweißem Grund einen siebengeschwänzten Löwen mit drohend erhobener Pranke zeigte. Auch die Häuser der Stadt, unter denen es manche mit gezacktem Giebel und Sinnspruch über der Pforte gab, hatten ihre Flaggen und Wimpel dem Spiel des silbernen Maiwindes preisgegeben.

Der Schnellzug war zur bestimmten Zeit eingelaufen, sein Stationsverkehr hatte sich in gewohnter Weise vollzogen. Mehrere sehr große, schwarz lackierte und mit Eisen beschlagene Musterkoffer von Geschäftsreisenden, welche die Kaufleute und Landwirte des Bezirkes mit den neusten Erzeugnissen der Industrie bekannt zu machen wünschten, wurden polternd, ohne viel Umstände auf den harten kiesbedeckten Boden zwischen die zwei ersten Schienenstränge geworfen, Pakete flogen von Hand zu Hand, und die Briefpost hatte man im Augenblick erledigt. Eine Minute betrug knapp gemessen die Aufenthaltszeit des Eisenbahnzuges, während derer er, im geräuschvollen Ausruhen von einer tollen Jagd durch mitternächtliche Gebirge und Wälder, über morgendlich glänzende Flüsse und beruhigte Täler wenige Fahrgäste aus seinen geräumigen

Wagen entließ und wenige darin aufnahm. An seinem Eisen hing noch die Luft von zwei europäischen Großmächten, und er schickte sich an, der wilde Renner, die Fjorde und Eisberge eines nördlichen Reiches mit seinem Schrei zu begrüßen und mit seinem Rauch die Blicke der Adler zu verdunkeln.

Eine Stunde nach seiner Abfahrt wurde die hölzerne Barriere des Fahrkartenstandes aufgehoben, und bald füllte sich der freigegebene Raum des Bahnsteiges, seitlich begrenzt durch eine rote samtene Schnur, mit Bürgern aus den verschiedenartigsten Ständen der Stadt.

*

Fürst Ludwig Alexander zu Herfurth hatte aus gewissen Gründen schon in den ersten Tagen des Maimonats seinem jüngsten Sohn, dem Gymnasiasten Gerhart, von der Schulbehörde einen längeren Landurlaub bewirkt. Bald darnach machte er sich auf, mit dreien seiner Kinder für den Sommer nach Ludwigslust überzusiedeln.

In Willingshausen zeigte man über den ungewöhnlich frühen Besuch der fürstlichen Familie die lebhafteste Freude.

Von den Bürgern und der zahlreichen Dienerschaft abgesehen, waren auch diesmal der Regierungspräsident, der Landrat, der Bürgermeister und der Kommandeur des Kürassier-Regiments mit seinem Adjutanten auf dem Bahnhof erschienen, um den Fürsten und seine Kinder willkommen zu heißen.

Alexander Herfurth, der zweitgeborene Sohn des Fürsten, wurde sogleich im Seitengang des weißlackierten Salonwagens vor dem breiten geöffneten Korridorfenster sichtbar. Noch ehe der Zug angehalten hatte, rief er, das Knirschen der eisernen Räder in den Schienen übertönend: „Da sind wir! Guten Tag, meine Herren!“ Über die herabgelassenen, teppichbedeckten Notstufen sprang er hinweg und ging schnell auf den Kommandeur des Kürassier-Regiments zu, der nun seinerseits dem Prinzen Alexander in zwei kurzen Schritten entgegenlief, salutierend

den Pallasch bis an die Brust raffte, sich über der Hand des jungen Herfurth verneigte und abermals salutierte.

Die Willingshausener räusperten sich vergnügt und gerührt, als sie den Prinzen Alexander erblickten. Er gefiel ihnen wiederum, ganz ungemein sogar, denn sie liebten ihn und bewahrten sein Bild winters, wenn er fern war, in ihrem Herzen. Er hatte die prächtige Gestalt eines Riesen, mit schmalen Hüften und breiten Schultern; er trug einen kräftigen, gebräunten, immer erhobenen Nacken; und sein Gesicht mit der stumpfen Nase und dem hervorstehenden Gebiß erweckte ihm Freundschaft und Sympathie bei einem jeden, dem er begegnete. Zwanzig Jahre war er alt.

Unterdessen hatte sein Vater den Bahnsteig betreten und dicht am Zug die Begrüßung der Behörde entgegengenommen. Das Volk bemerkte sogleich, daß der Fürst gealtert war und daß er eine sonderbare nervöse Befangenheit bei dem Austausch von Höflichkeiten zur Schau trug. Er war augenscheinlich zerstreut und blickte mit einem kranken, verdrießlichen Gesichtsausdruck zur Seite, sobald er mit einem der Herren die notwendigen Worte wechselte. Mehrmals sah er sich beunruhigt nach seinem Leibjäger, Karl Messerschmied, um, und immer verspürte er, wie man beobachtete, eine Art Erleichterung, wenn er ihn in seiner Nähe wußte. Er schickte sich an, den Bahnhof so schnell wie nur irgend möglich im Wagen zu verlassen, ohne seinen Kindern und seinem Gefolge weiter Beachtung zu schenken, als er sich des Volkes erinnerte, das mit entblößtem Haupt wie alljährlich auf seinen Gegengruß wartete. Fast erschrocken drehte er sich nach ihm um, lüftete höflich seinen grauen Filzhut, beschrieb mit seinem Spazierstock einen Kreis, durch den er alle gleichsam väterlich an sein Herz zog, und sagte mit einer sonderbar gebrochenen Stimme und mit flackernden Augen:

„Ja ... Guten Tag ... Natürlich! ... Guten Tag."

Eine Bewegung entstand im Volk. Man atmete freier, denn schon hatte ein jeder befürchtet, er werde Ludwig Alexander ohne diesen Gruß nicht mehr so wie ehedem lieben können.

Wie er dem Volk nun Aug in Aug gegenüberstand, nahm es mit Erschrecken wahr, daß der Kleidung des Fürsten die gewohnte Eleganz, ja beinah die nötigste Sorgfalt fehlte. Jedermann brachte diese Beobachtung mit gewissen Gerüchten über einen heftigen Konflikt zwischen dem Fürsten und dem Erbprinzen Ludwig in Zusammenhang, von dem man seit einigen Jahren nichts Bestimmtes mehr gehört hatte. Er sollte sich, wie behauptet wurde, irgendwo in Asien aufhalten. Es galt als verbürgt, daß alle in der Familie ihm feindlich gesinnt waren, ja man haßte ihn sogar, vornehmlich die Prinzessin, die doch zum mindesten ihrem Bruder Alexander in Zärtlichkeit zugetan war.

Bei Gelegenheiten wie diesen, wo die Willingshausener den Anblick der fürstlichen Familie genossen, pflegte der Redakteur des „Stadt- und Landboten für Willingshausen, Jever, Neustadt und Umgegend", August Knönagel, sich mit besonderer Ausführlichkeit über die Erscheinung der Prinzessin Gabriele auszulassen. Er wurde nicht müde zu berichten, mit welcher Gewalt ihr immer wieder aufs neue „alle Herzen entgegenstürmten" und wie gern man „sich dem Genuß ihrer Anmut hingab". Das Antlitz und der Wuchs dieser Neunzehnjährigen raubte den Männern in der Tat den Atem und vernichtete ihnen jeden Glauben an ihre mäßige Kleinbürgerexistenz. Sie pflegten von dem herbstgoldenen Haar und den schmalen grauen Augen der Prinzessin in den Stunden der lebhaftesten Anfechtung zu träumen, und sie hatten guten Grund, daß dies nicht zu oft geschah, denn sie meinten, nichts sei hoffnungsloser für den Bürger als die Liebe zu einer Prinzessin. Gabriele Herfurth war ihnen eine Auferstehung der ‚russischen Fürstin'. Freilich war sie nicht so fremdländisch wie ihre Mutter, sie ließ sich niemals herab, umarmte keinen Bettler und bekreuzigte sich nicht ‚katholisch' vor ihm. Gabriele Herfurths Haltung war immer ‚stolz und vornehm', was man im Land mit Freude und Billigung bemerkte.

Während sich Prinz Alexander mit dem Regimentsadjutanten bekannt machte, der erst im Laufe dieses

Jahres hierher versetzt worden war, begann seine Schwester eine Unterhaltung mit dem Kommandeur. Sie schien nachdenklich und beinah traurig gestimmt zu sein. Wie sorgfältig sie acht gegeben hatte, was der Vater wohl tat, als er noch auf dem Bahnhof war! Den weißen dichten Reiseschleier hatte sie quer über dem Hut zurückgeschlagen, neigte das Haupt so freundlich zur Schulter hin und erkundigte sich, wie die Nächststehenden hören konnten, mit Teilnahme nach dem Ergehen des Offiziers während des vergangenen Winters, wobei sie ihm mehrmals ermunternd und liebevoll zunickte.

Gerade jetzt aber wurde die Aufmerksamkeit der Leute durch ein lächerliches Vorkommnis von ihnen abgelenkt: Brolawski, der „verrückte Schriftsteller", wie er allgemein genannt wurde, entstieg dem Dienerschaftsgelaß des Salonwagens. Hätte nicht Ehrerbietung vor der fürstlichen Familie die Willingshausener davon abgehalten, sie wären auch diesmal, wie stets bei seinem Anblick, in lautes Gelächter ausgebrochen. Der kleine krummbeinige fette Mann, dessen rotes faltiges Trinkergesicht ein riesenhafter Schlapphut überschattete, war einstmals der besonderen Zuneigung der verstorbenen Fürstin teilhaftig gewesen; man hatte ihn auch später, aus Pietät erzählte man sich, im Kreis der Familie geduldet. Der Schriftsteller zeigte jetzt vom ersten Augenblick an ein Benehmen, das jeden Fremden auf das Äußerste erstaunt hätte, den Bürgern von Willingshausen aber ein wohlbekanntes Schauspiel war. Ohne daß irgend jemand im ernsthaften Sinn von ihm Notiz nahm, grüßte er nach allen Seiten hin höflich und führte mit sich selbst zeremonielle Zwiegespräche, aus denen zu entnehmen war, daß man ihm viel Schmeichelhaftes sagte, was er seinerseits bescheiden ablehnte. Schließlich klopfte er dem Regimentsadjutanten, der ihm zufällig den Rücken kehrte, mehrfach auf den Arm, wobei er jedesmal zwei Schritte zurücktrat und sich mit herabgezogenem Schlapphut verneigte. Als sich der Offizier, der ein lebhaftes Gespräch mit dem Prinzen Alexander führte, in kaltem Befremden umwandte, wiederholte sich dasselbe Schau-

spiel der Verneigung, und der Schriftsteller murmelte in tiefer Ergebenheit:

„Erlauben Sie, Herr Premierlieutnant ... Brolawski, Schriftsteller ... ich denke, wir kennen uns noch nicht ..."

Einen Augenblick wartete er mit gesenkter Stirn auf die Gegenvorstellung. Als diese ausblieb, trat der Schriftsteller errötend, mit einem schüchternen Lächeln auf den Lippen zurück. Prinz Alexander aber rief zum unaussprechlichen Vergnügen der Anwesenden halb im Scherz, halb im Ernst nach seinem Jagdkoffer, als wolle er sich von dort eine Hundepeitsche herausſuchen; mehrfach tat er, als ziehe er prüfend eine Gerte durch die Luft, worüber doch endlich alle Anwesenden in lautes Gelächter ausbrechen mußten.

Als der verrückte Schriftsteller an ihnen vorüberging, stellte ihm ein Schüler des Pädogogiums hinterrücks ein Bein, und Brolawski fiel auf die Kniee. Wortlos, doch mit verzerrtem Gesicht nahm er seinen Hut vom Boden, der ihm heruntergefallen war, und ging schwankend und lahmend dem Ausgang zu. Diese letzte Szene verstimmte jedermann auf dem Bahnhof, und es fand die Billigung der meisten, daß ein Weinhändler namens Bartens dem Obertertianer eine derbe Ohrfeige versetzte, worauf dieser maulend und leise scheltend davontrabte.

Doch schon fanden die Augen neue Nahrung: Prinz Gerhart.

Prinz Gerhart hatte sich noch längere Zeit im Eisenbahnwagen aufgehalten und war, nachdem die gesamte Dienerschaft bereits den Zug verlassen hatte, als letzter unbemerkt auf dem Bahnsteig erschienen. Einige aber hatten seine Anwesenheit sofort wahrgenommen, und alsbald machten sie sich gegenseitig auf ihn aufmerksam.

„Das ist junge Herr Prinz Durchlaucht," sagte der polnische Schneidermeister Knewlofski, stieß seinen Nachbarn, den Grenzaufseher und Feldhüter Samuel Raabe mit dem Ellbogen an die Hüfte, spuckte aus und deutete mit dem Kopf nach der Richtung des Eisenbahnzuges. Der Grenzaufseher reckte seinen roten dürren Hals, erwiderte, „das is ... das is ... der Prinz ... ja-

woll ..." und nahm starren Blicks mit zwei spitzen Fingern, die von der Kälte längst vergangener Dezember zeugten, eine Prise Schnupftabak. Der Feldhüter war übrigens ein Trunkenbold und keinen Schuß Pulver wert.

Prinz Gerhart, der, wie man feststellte, im vergangenen Jahr beträchtlich gewachsen war, blieb vor den teppichbedeckten Stufen zum Salonwagen stehen, gähnte mehrmals verhalten mit geschlossenen Lippen, wobei seine bleichen Lider sich röteten, und beobachtete widerwillig, furchtsam und doch eigentümlich spöttisch das Getriebe um ihn herum, zumal den Sturz des Schriftstellers. Die Eisenbahnfahrt hatte den Knaben augenscheinlich ermüdet, denn sein Antlitz zeigte eine nervöse Blässe, die von der überstandenen Reise herrühren mochte; auch fröstelte ihn, jedenfalls schlug er den wollenen Kragen seines grauen Pagenjacketts in die Höhe.

Dieser Prinz begrüßte die Herren, die sich ihm näherten, ohne Herzlichkeit, ja eigentlich mit ganz leerem Gesicht. Er reichte weder dem Stationsvorsteher die Hand noch dem Regimentsadjutanten, der mit einem etwas verwunderten und geärgerten Gesichtsausdruck von ihm zurücktrat.

Als der Prinz seinen Hut lüftete, um den Gruß des Volkes zu erwidern, riß er die großen braunen Augen weit auf, jetzt mit allen Zeichen einer Furcht, und konnte, wie es schien, nur schwer seinen Blick von den Gesichtern der Männer und Frauen abwenden. Möglich, daß die Begebenheit mit dem Schriftsteller ihn abgestoßen hatte, vielleicht glaubte er, auch er könne einmal dem böswilligen Streich eines Knaben und dem Gelächter der Leute anheimfallen. Viel wahrscheinlicher aber ist es, daß der Anblick ihrer ungepflegten und abgearbeiteten Körper ihn erschreckte. Es ist begreiflich, so dachte manch einer bei sich, daß die Nähe von uns Männern und Frauen, die ihr Tagwerk auf dem Feld, in der Werkstätte oder in einer der neuen Fabriken vor dem Tor verbringen müssen, einem jungen Prinzen zur Pein werden kann.

Währenddessen stand Alexander Herfurth breitbeinig in einem Haufen von Bürgern. Er begrüßte jeden mit

dröhnender Stimme, redete, erzählte und fragte die Leute aus, wie es ihm gerade in den Sinn kam. Man fühlte es deutlich, daß Prinz Alexander gern lebte und atmete und sich an den Menschen freute. Die Hände stemmte er in die Hüften, die Zigarette lag schräg in seinem Mund, und die Reisemütze bedeckte schief und verwegen sein schwarzes Haar.

Ein fürstlicher Bediente hatte mit verzweifelt ergebener Miene an der Ausgangstür Posten gefaßt und sich umsonst bemüht, dem Prinzen verständlich zu machen, daß die Geschwister draußen im Wagen auf ihn warteten.

Aber nein, das Volk war nicht gewillt, ihn so schnell aus seiner Mitte zu lassen! Es wollte mehr von seinem Geist und seiner Fröhlichkeit! Heftig und erhitzt auf ihn einsprechend, begleitete es ihn bis zu der Auffahrt und ließ nicht eher von ihm ab, er hätte denn allen zuvor die Hände geschüttelt.

Gabriele Herfurth saß auf dem Rücksitz des weitläufigen Wagens. Ihr gegenüber hatte Prinz Gerhart Platz genommen. Die Offiziere und die Herren der Zivilbehörden traten, einander abwechselnd, an die geöffnete Tür des Landauers, von wo aus sie sich mit der Prinzessin unterhalten konnten. Als sie den Prinzen Alexander inmitten der Bürger sahen, lächelten sie alle, mit Ausnahme freilich des jüngsten Herren, und brachen ihre Gespräche ab.

„Alexander," rief die Prinzessin, „kommst du nun? Wir warten schon lange auf dich."

Die Offiziere gaben Raum, wobei sie freundschaftlich lachend die Hand an den Helm legten; die Herren der Zivilbehörden nahmen ihre Zylinderhüte vom Kopf. Alexander verabschiedete sich schnell, klopfte dem Obersten mehrmals auf den Arm und zog ihn andeutungsweise an seine Brust. Darauf umschritt er den Wagen und ließ sich zur Linken seiner Schwester nieder. Der Diener schloß die Tür des Landauers und war unbegreiflich geschwind neben dem Kutscher auf dem Bock. Die Jungen sprangen zur Seite, — fort ging es mit scharfen Hufen der kräftig schnaubenden Pferde! Prinz Alexander stand noch einmal von seinem Sitz auf, legte

die gebräunten Hände wie ein Schallrohr an den Mund und rief über den donnernden Weg hinweg, den sie zurückgelegt hatten:

„Auf Wiedersehen nächsten Sonntag in Ludwigslust!"

Auch Prinzessin Gabriele wandte sich jetzt um und winkte mit der Hand, die sie zu der Höhe ihrer Stirn erhob und im Gelenk leicht schwenkte.

Prinz Gerhart aber schnitt ein merkwürdig spöttisches Gesicht bei seines Bruders Gruß und Einladung, wie jemand, der es besser weiß ...

Die Kürassiere begannen mit schneidenden Stimmen in den Lärm zu reden. Sie salutierten und winkten feurig und begeistert. Der Kommandeur sagte: „Ja, von Herzen ..." aber er vollendete nicht.

Alles dies froh besprechend und jede Bewegungen der Herfurths im Gedächtnis wiederholend, schritten die Bürger und ihre Frauen gruppenweis in Reih und Glied mit heiterem Lärm durch die beflaggte Bechermachergasse und Ingolstheimer Straße; vor ihnen pfeifend und tausend nichtsnutzige Dinge treibend ihre Jungen mit nackten Füßen.

Es war Frühling, und der Wind strich über die Gassen und Plätze, an den Kirchen, am alten Schloß vorbei und mit gedämpftem Brausen hinaus, hinüber zu den Feldern, die mit kindlich atmenden Brüsten im Glanz und Flimmern der Sonne schliefen.

Bald aber war ein jeder von den Bürgern in seiner Behausung angelangt, und es breitete sich über der Stadt, von einem Tor zu dem andern und von Turm zu Turm eine große, mittägliche und gesegnete Stille aus.

2

Ludwigslust war ursprünglich ein Jagdschloß gewesen, das den Bedürfnissen späterer Jahrhunderte nicht mehr genügt hatte und durch einen geräumigen Bau von kalkweißer flirrender Farbe ersetzt wurde.

Sogleich nach dem Tode seines Vaters begann Ludwig Alexander zum erstenmal in seinem Leben unklare Vorstellungen zu fassen von „Pflichterfüllung", „geregelter Tätigkeit", „Verantwortungsgefühl" und „ländlicher Stille". Er befahl den Anbau zweier Flügel und die Erneuerung des bestehenden Schlosses. Die folgenden Monate hielt er sich zur Verwunderung aller, die ihn kannten, schon des Morgens um fünf Uhr zwischen Schuttlagern und granitenen Blöcken auf und sah mit Vergnügen, wie sich die Räume seiner und Eberhards Jugend mit neuer Luft füllten und fröhlicher als zuvor durch die steinernen, noch unbehauenen Fenster in die Landschaft blickten. Als ein großes Arbeitsfest das vollendete Werk verkündete, stand vor aller Augen, wie bislang nahe dem Dorf Ludwigslust und hart an den Ufern des italienisch blauen Maiensees, ein weißer strahlender Schloßbau, der nicht immer unbedenklich in seiner Architektur war, aber doch alle Anzeichen einer Freude an schicklicher Verschwendung und freier Luft trug, ein Bau, der von den Wäldern der Forsten treu behütet und im Sommer von tausend Blumen umdrängt werden sollte. Freilich war Ludwig Alexander damals schon aller dieser Dinge müde geworden, denn er hatte bereits mit der Anlage eines Marstalls begonnen.

Das Wetter hatte sich gleich nach der Ankunft der fürstlichen Familie in Ludwigslust verschlechtert. Es wurde kalt und unfreundlich und es regnete häufig. Am Morgen des achten Tages aber, der ein Sonntag war, hatte sich die Sonne unbehindert von allen Wolken erhoben und das Land in einen blitzenden frühlingsfeuchten Schleier gehüllt.

Gabriele nahm ihr Frühstück um zehn Uhr auf der Seeterrasse ein. Nachdem sie einige Briefe gelesen hatte, stand sie auf, strich mit flachen Händen den Rock ihres bastfarbenen rohseidenen Kleides zurück und beugte sich über die Brüstung, um die Schwäne zu füttern. Sie lächelte gerührt über die herandrängenden Tiere und schaute ihnen nachdenklich zu, von Erinnerung an frühere Sommer umfangen, während sie Brocken ihres weißen Brotes in den tiefblauen See streute.

Dann wandte sie sich entschlossen um, legte den hohen Sonnenschirm aus gelber Seide über die mit einem Orenburger Tuch bedeckten Schultern und schritt, wie es ihr eigen war, mit einer leichten Krümmung in den schlanken Hüften und mit eigentümlich schlangenhaften Bewegungen ihres großen schmalen Körpers zwischen dem Schloß und dem See hinab. Die Sohlen ihrer schmalen gelben Halbschuhe knirschten auf dem fein gekörnten Kiesweg.

Hier begegnete ihr Alexander, der vom Marstall kam. Er rauchte eine Zigarette, hielt die braunen robusten Hände in den Seitentaschen seines Jagdjacketts und ging friedfertig, doch ein wenig gelangweilt am See spazieren.

„Guten Morgen, Alexander," sagte Gabriele und bot ihrem Bruder die Wange.

Die Geschwister ähnelten sich: sie hatten beide dieses etwas breite Gesicht mit den länglich geschnittenen, hellen Augen.

„Guten Morgen, Gabriele," erwiderte Alexander und küßte sie flüchtig. „Hast du gut geschlafen?"

Gabriele rollte den Schaft ihres Sonnenschirmes, welcher auf elfenbeinernem Grunde mit einer schwarzen, in sich geschlossenen Krone geziert war, vergnügt zwischen den Händen.

„Danke. Ja. Es ist doch gut, daß wir wieder auf dem Land sind, Alexander. Diese Ruhe hier und der schöne Frühling ... mir ist, als müßten aus allen Büschen kleine nackte Kinder hervortauchen und im Rasen spielen ... Bitte gib mir deinen Arm."

Die Geschwister mieden den Schatten, den die großgefleckten Platanen dem Seeweg spendeten.

Sie schritten über sonnige Rasenflächen, um den See in spielerischen Bogenwegen wieder zu erreichen.

„Die schönen Rhododendren," sagte Gabriele.

Sie blieb stehen und liebkoste eine der blauen schwellenden Blumen mit der Hand. Alexander blickte schweigend in den flimmernden Morgenhimmel. Seine Schwester beugte sich tiefer hinab, und einen Augenblick war der Nacken mit dem goldenen Haaransatz beinahe demütig den nassen Blumenbüschen zugewandt.

Im Weiterschreiten sagte sie:

„Ich habe diesen Winter viel gefroren. Der Arzt meinte, ich sei etwas bleichsüchtig. Wie warm die Sonne jetzt scheint . . ."

Sie erreichten den See, den der Maiwind nur flüchtig bewegte. An seinen Ufern standen auf der schräg abfallenden grünen Rasenerde in gemessenen Abständen die bronzenen Vasen Ludwigs des Zweiten; es waren Geschenke der Königin von England. In den flachen Schalen badeten die Vögel und sangen ihre kleinen Lieder.

Gabriele trat auf eine Glocke zu, die auf einem schmiedeeisernen Gitter befestigt war, und läutete den Fischen im See. Es gab einen rostigen Ton.

„Ob die Fische dem Läuten noch immer folgen?" fragte Gabriele, und viele Spiele ihrer Kinderjahre kamen ihr nun wieder in den Sinn.

Die Geschwister sahen in das Wasser, und noch einmal läutete die Glocke mit ihrem doppeltönigen herben Klang. Sie hatte den Winter hier geschlafen, zuweilen von Schnee bedeckt, der nur langsam an dem geschwungenen Eisen herniedergeglitten war, und niemand hatte ihren Klöppel bewegt; nur daß der Sohn der Köchin oder die Kinder des Obergärtners ein einziges Mal an einem trüben Sonntag im Januar freudlos, im Vorübergehen, an ihr gerührt hatten.

Sieh da, die Fische kamen, Karauschen und Goldfische drängten sich dazu und glotzten durch das blaue Wasser schnappend, mit den Kiemen atmend, zu den Geschwistern hinauf. Es waren die alten unter ihnen, die den Winter hindurch unter der gefrorenen Eisdecke des schmerzlich schlafenden Sees gelebt hatten; nun kehrte mit der Kraft der jungen Frühlingssonne und des neu belebten Wassers die Erinnerung an die tönende Glocke zu ihnen zurück. Die junge Brut freilich wußte nichts von ihr, man mußte sie erst lehren, ihr zu folgen.

„Ja, ich habe nichts für euch," sagte Gabriele, zog scheu die linke Schulter hoch und wandte ihr lächelndes Gesicht hilfesuchend dem Bruder zu, der, die Hände noch immer in den Rocktaschen verborgen, den gleichmäßig nebeneinander schwimmenden Fischen zusah. Wenn

Gabriele lächelte, so bildeten sich zarte Vertiefungen in den weißen Wangen, die von Sommersprossen nicht immer frei waren.

Die Geschwister ließen sich auf einer Bank am See nieder, deren Armlehnen zwei geduckte Löwen mit eisernen Ringen in den zornigen Mäulern bildeten.

„Weißt du noch, was wir als Kinder hier immer gespielt haben?" fragte Gabriele.

Alexander wandte sich ihr lebhaft zu, so daß der Hauch ihrer Worte sein Antlitz traf. Er war jedem dankbar, der ihm von seiner Kindheit sprach, denn er hatte in dem amüsanten und täglich wechselnden Leben der letzten Jahre viel von ihr vergessen, obwohl sie doch noch gar nicht so lange Zeit verstrichen war.

„Was denn, Gabriele?" fragte er.

Gabriele sah mit hochgezogener Stirn an das jenseitige Ufer des Sees, wo die alten Kastanien, die Eberhard Ludwig einst gepflanzt hatte, in der Nacht ihrer eigenen violetten Schatten beglückt atmeten und träumten.

„Etwas sehr Merkwürdiges," sagte sie. „Wir spielten: ‚Ludwig hassen'!"

Alexander öffnete erstaunt den Mund.

„Ach —" sagte er.

Gabriele nickte einige Male mit dem Kopf.

„Ja, ‚Ludwig hassen' nannten wir unser Spiel. Wir haben uns eine Zeitlang viel damit beschäftigt."

Alexander vergaß seine Zigarre zu rauchen.

„Aber Gabriele, wie war denn das?" fragte er.

Gabrieles Blicke wanderten an den gezackten Linien entlang, welche die Kronen der Kastanien an dem weißen Himmel bildeten.

„Das war so," sagte sie mit leichtgekrümmtem Mund. „Einer von uns beiden war Ludwig, meistens ich. Dann durfte der andere ihm soviel Schaden zufügen, wie er nur wollte. Du pflegtest mich dann zu schlagen, zu kneifen, mit Kieselsteinen aus den Sträuchern zu bewerfen, an den Haaren zu zausen und Gott weiß was für Dinge zu treiben. Ja, einmal wolltest du in deinem Eifer sogar, ich sollte den Gärtnerkahn besteigen, obwohl es von Mademoiselle doch streng verboten war.

Du wolltest mich dann vom Ufer abstoßen und elend auf dem ‚Meer' umkommen lassen."

„Das ist aber sonderbar," entgegnete Alexander kopfschüttelnd.

Er hatte einen leicht degoutierten Zug um den Mund.

„Lebte denn Mama damals noch?"

„Weißt du das nicht?" erwiderte Gabriele ernst. „Als wir eines Tages so spielten, kam Mademoiselle heulend hier angelaufen. Wir versteckten uns vor ihr und freuten uns, sie wieder einmal weinen zu sehen. Sie rief unaufhörlich, wie rasend: ‚Gabrielle! Alexandre!' Weißt du das nicht?"

Alexander nickte.

„Ja," sagte er.

Nach einer Weile fügte er hinzu.

„Da war Mama gestorben."

„Ja," sagte Gabriele, „und Gerhart geboren."

Die Geschwister schwiegen. Sie schienen der Verstorbenen zu gedenken.

Alexander runzelte die Stirn. Er sah grüblerisch vor sich hin. Ein Gedanke schien schwerfällig in seinem Gehirn zu arbeiten.

„Hör einmal," sagte er, „da kommt mir ein eigentümlicher Gedanke. Wenn wir nämlich von Mama sprechen, tun wir so, als betrauerten wir sie und werden still. Du gehst zu allererst hier in die Kapelle an das Grab und bringst Blumen, und auf deinem Schreibtisch hast du das Jugendbild von Mama aus Rußland. Aber sag ehrlich: Was haben wir eigentlich an ihr verloren?"

Gabriele zeichnete mit der metallenen Spitze ihres Schirmes Striche in den Sand, weite Bogen, deren einer den anderen krönte.

„Wollen wir heute davon sprechen?" fragte sie betrübt, mit einer holden Trauer in den Augen.

„Ja, Gabriele!" rief Alexander lebhaft. „Ich bitte dich darum!"

Er wandte sich vollends der Schwester zu, stützte den Arm auf die Lehne der Bank und den Kopf in die Hand.

„Sieh einmal," sagte er und sah ihr gerade ins Ge-

ſicht, „es iſt doch heute das erſtemal ſeit langer Zeit, daß wir wieder ſo ungeſtört bei einander ſind wie früher.“

„Ja, Alexander,“ entgegnete Gabriele mit einer geheimen Schwermut, „du warſt in der Stadt immer ſehr beſchäftigt.“

Alexander ließ den Blick verlegen ins Gebüſch abirren.

„Ja ... ich hatte da viel Zerſtreuung ... die Prinzen und dann meinen Stall ...“

Alexander unterbrach ſich. Er griff nach dem Arm ſeiner Schweſter.

„Gott, liebes Menſchenkind, ſei doch nicht traurig, es war ja alles ſo harmlos! ... Auch das mit dem Mädchen ... Die ſchönen Tage, ach, wie hab ich die genoſſen! ... Morgens mit dem Kronprinzen ausgeritten in den Wald oder mit den Jockeys trainiert und abends mit ihr in meiner Wohnung ... ach, du biſt jetzt traurig ... ihr Frauen macht euch ja gar keinen Begriff, wie harmlos all ſolche Dinge ſind ...“

Gabriele fuhr ihm ganz leicht mit der Hand über die Wange.

„Doch, mein Lieber,“ ſagte ſie ernſt, „das weiß ich bei dir ſehr wohl ... und niemand mißgönnt es dir ...“

Alexander runzelte die Stirn.

„Da biſt du im Irrtum,“ ſagte er und warf die Zigarre fort. „Es gibt jemanden, der es mir ſehr mißgönnt ... wahrſcheinlich, weil er ſelbſt ſich nicht ſo von Herzensgrund amüſieren kann.“

„Wer denn, Alexander?“ fragte Gabriele verwundert. „Doch wohl nicht Papa?“

„O nein. Nicht Papa.“

„Nun? Wer denn?“

„Ludwig.“

„Ludwig?“ fragte Gabriele mit großem Erſtaunen. „Haſt du denn mit Ludwig je darüber geſprochen? Ich denke, ihr habt ſo gut wie nie miteinander geſprochen?“

Alexander verfolgte den Lauf einer Ameiſe über den Kiesboden.

„Ja — es war kurz vor ſeiner Abreiſe ... Eines Abends ging ich im Palais die Treppe herunter. Ich wollte irgendwohin, da traf ich ihn. Sonſt grüßten wir uns

und gingen aneinander vorbei. Damals aber blieb er stehn und sagte mit scharfer Betonung etwas sehr Merkwürdiges . . ."

Gabriele zeigte die lebhafteste Anspannung.

„Nun —?"

„Er sagte: ‚Ich bin der unmaßgeblichen Meinung, daß du etwas mehr zu Hause bleiben solltest, um deine Schwester zu beschützen, denn hier im Palais wird täglich der Kampf um eure Existenz ausgefochten'."

Gabriele fragte bestürzt:

„Waren das wirklich seine Worte?"

„Ja, wörtlich!" bestätigte Alexander.

„Sagte er wirklich: ‚um deine Schwester zu beschützen?'"

„Ja. Was sagst du dazu? Das ist doch albern! Wieso wird denn im Palais der Kampf um unsere ‚Existenz' ausgefochten? Das war doch mal wieder weiter nichts als eine seiner Redensarten, was?"

Gabriele sah regungslos auf die Fläche des Sees. Einen Augenblick schien das weiße Antlitz kein Leben mehr zu atmen, das Herz stillzustehen, und wie ein Lufthauch strich eine Ahnung vom Tode über das Wasser.

Alexander zündete sich eine Zigarette an. Er schützte das Feuer durch die großen gewölbten Hände vor dem Windeshauch.

„Nun, was meinst du?"

Gabriele fuhr zusammen. Sie zuckte die Achseln.

„Ich weiß nicht, was das bedeuten soll," sagte sie gereizt. „Er war ja immer größenwahnsinnig!"

Alexander richtete sich gemächlich auf.

„Aber in einem hatte er doch recht, Gabriele, und davon wollte ich auch vorhin mit dir sprechen: ich hätte schon damals mehr zu Hause bleiben können, um dich vor all den häßlichen Geschichten mit Ludwig und Papa zu schützen. Anstattdessen bin ich immer egoistisch meinem Vergnügen nachgegangen. Und nun habe ich mir in den letzten Tagen hier durch den Kopf gehen lassen, daß ich meine Sünden von damals auch heute noch wieder gutmachen kann . . . Liebes Menschenkind, du bist doch recht einsam, gestehe es nur ruhig zu, und daheim bei uns ist

es nicht allzu gemütlich, obwohl wir doch eigentlich in den letzten zwei Jahren herrlich und in Freuden leben könnten, da Ludwig bei den Hottentotten oder sonstwo ist. Aber ich merkte schon jedesmal, wenn ich nach Haus kam, was da für ein Wind geht. Den lasse ich mir jetzt einmal um die Ohren wehen."

„Das wirst du hübsch bleiben lassen, mein Lieber!" entgegnete Gabriele sehr bestimmt. „Meine ganze Freude war, daß du jedenfalls von all diesen Unbehaglichkeiten verschont geblieben bist. Jetzt bitte ich dich sehr, fange du nicht auch noch an!"

„Doch. Dazu bin ich jetzt fest entschlossen. Es soll nicht immer alles auf dir sitzen bleiben."

„Ach, du Kind!" rief Gabriele und stand unversehens von der Bank auf.

Sie ging die kleine Strecke Weges vor der Bank auf und nieder, wobei sie das über die Schultern herabhängende Tuch mit den vollen schmucklosen Händen erfaßte.

„Weißt du denn auch, wozu du da entschlossen bist? Bis heute hat dir Tanzmusik in den Ohren geklungen, mein Lieber, und du hast frohe Mahlzeiten gehalten — du wirst nichts mehr hören als den Schall von zugeworfenen Türen und leere Tische sehen, an denen die Gäste für die Gedecke fehlen. Ach, ich kenne unser ‚Heim', mein lieber Alexander! Papa nimmt das Essen im Klub ein oder Gott weiß wo — ich habe keine Ahnung, an welchem Ort er sich eigentlich in den letzten Jahren mit solcher Beharrlichkeit aufhält! — Gerhart hat Kopfschmerzen, schlingt herunter, was er gerade essen muß, um leben zu können, und stürzt nach dem letzten Bissen zu irgendwelchen Freunden, wo er seinen Frieden hat und sein bißchen schmerzliches Glück, wenn ich nicht irre. Mademoiselle zieht den ganzen Tag ein Gesicht und wittert überall Kränkungen, das Hausperſonal ist wie vor den Kopf geschlagen, denkt störrisch und feindselig über uns nach und bestiehlt uns, wo es kann ... das ist unser Heim, dem du dich fortan zu widmen gedenkst. Glückauf! Ich gratuliere zum neuen Leben!"

Alexander erhob sich geschwind von der Bank, ergriff die Hand der Schwester und drückte sie fest.

„Komm!“ sagte er. „Es schallt hier so über den See. Wir wollen ungestört sprechen.“

Die Geschwister bogen in den schattigen Park ein, dessen Laubblätter die Sonne bisweilen mit kristallenen Figuren flimmernd und flirrend durchbrach. Schmetterlinge flogen über den schwarzen glänzenden Weg, neigten sich zu den Waldblumen und flogen wieder auf. In den Kronen der hellgrünen Bäume trieben singende Vögel ihre tausenderlei nichtsnutzigen Dinge, hüpften auf ihren Zweigen, kämpften und verfolgten sich flügelschlagend, streckten die Köpfe jedem Windhauch entgegen und priesen mit ihrer kleinen Kehle das Leben vom innersten Grund aus bis zu dem gläsernen Weiß des Himmels.

„Du sollst nicht glauben, Gabriele,“ begann Alexander, „daß ich über all diese Dinge nicht nachgedacht habe. Man kann sehr wohl so ein bißchen ‚beschäftigt‘ sein, wie du es nennst, aber während du die Beugesehne eines Pferdes befühlst, den Spannstrick an eine Stute legen läßt oder meinetwegen auch mit einem Mädchen nachmittags Tee trinkst, kannst du sehr wohl noch nebenbei so deine Gedanken haben. Und ich habe oft meine Gedanken über das Ganze gehabt, das versichere ich dir. Nun gib einmal genau Obacht, denn meine Gedanken sind in den letzten Monaten einen ganz bestimmten Weg gegangen und werden auch zu einem ganz bestimmten Ziel führen ... Da gibt es so ein schönes Lied,“ setzte er hinzu, „du mein Gedanke, du mein Sein und Werden ...“

Alexander sang dieses Lied vor sich hin. Dann verstummte er plötzlich mit hochgezogener Stirn. Er nahm zerstreut einen Stein vom Boden auf, zielte nach dem entfernten Stamm einer Buche mitten in den leuchtenden Wald hinein, schleuderte den Unterarm scharf von der Schulter aus vorwärts und traf sein Ziel: klingend schlug der Stein an die feuchte grüne Rinde des Baumes. Alexanders Gesicht zeigte einen befriedigten Ausdruck, er steckte die Hände in die Hosentaschen, wobei sich sein grünes Jackett mit bauschigen Falten in die Höhe schob, und sah auf seine breiten braunen Stiefel.

„Ich ging gestern abend noch ins Dorf, um ein paar

Kerlen guten Tag zu sagen, die ich in diesem Jahr noch nicht gesehen hatte. Die Leute freuen sich darüber, und es hat manches Gute für sich, wenn man mit den Bauern und Kossäten gut steht — obgleich du wahrscheinlich mit Spott darüber denkst, wie?"

„Nein, Alexander," sagte Gabriele ernst, „darin täuschst du dich."

„Gut," entgegnete Alexander befriedigt. „Nun, ich machte mich also gestern auf die Strümpfe, um den alten Gaude zu besuchen. Kennst du ihn?"

„Meinst du den Vater von unserm Kutscher Franz Gaude?"

„Nein, den Großvater. Na, das ist ein uralter Mann von ungefähr vierundneunzig Jahren, und er war früher einmal Leibkutscher in Großpapas Diensten. Aber Großpapa machte sich nicht viel aus ihm, es gab irgend so eine dunkle Leutegeschichte, weiß der Teufel . . . Jedenfalls hat der alte Jakob Gaude eine ganz besondere Liebe für Papa, und Papa seinerseits ist ihm ja sehr wohlgesinnt. Seiner Enkeltochter Anna, der Schwester von Franz, hat Papa zum Beispiel eine viel bessere Ausstattung geschenkt, als er es sonst tut. Der alte Gaude sitzt da nun auf der Bank vor dem Haus, raucht seine Pfeife und kiekelt so halb blind in die rote Welt."

Alexander macht mit dem Kopfe nach, wie der alte Gaude ‚so halbblind in die rote Welt kiekelt'.

„Ich setze mich also neben ihn," fuhr Alexander fort, „und bald fängt er an, nach Papa zu fragen. Wie ich ihm erzähle, daß Papa im letzten Jahr recht gealtert ist und dabei doch immer die geheimnisvollsten Geschichten hat, kraut er sich mit seinen Klauen im Kopf herum und wackelt bedenklich hin und her. Nun mußt du wissen, Gabriele, daß der alte Gaude oben ganz klar ist und daß man oft Interessantes aus vergangenen Zeiten von ihm erfahren kann, denn er erinnert sich so an allerhand Dinge . . . Und auch gestern kamen wir auf frühere Zeiten zu sprechen, und da habe ich recht merkwürdige Sachen gehört, die meine Gedanken aus den letzten Monaten außerordentlich bekräftigten . . ."

„Was hast du denn da Neues gehört?" fragte Gabriele aufmerksam.

Alexander blieb einen Augenblick stehen. Er lockerte mit der Spitze seines Stiefels den schwarzen Erdboden.

„Gabriele," sagte er mit hochgezogener Stirn, „wir haben doch oft davon gesprochen, daß Papa und Mama nicht glücklich miteinander gelebt haben?"

„Ja, Alexander, davon haben wir früher oft gesprochen," entgegnete Gabriele und wartete, daß ihr Bruder den Weg fortsetzen möchte.

„Daß sie sogar sehr schlecht miteinander standen —?"

„Auch davon haben wir gesprochen . . ."

Alexander schritt weiter. Er stieß seine Schwester ein ganz klein wenig mit der Spitze des Ellbogens an.

„Gut. — Das Wesentliche aber ist: in welchem Sinne haben wir von ihnen gesprochen?"

„In welchem Sinne?" fragte Gabriele, ohne zu verstehen. „Wie meinst du das?"

„Ich meine das so: doch wohl immer in einem Sinne, der für Papa günstig und für Mama ungünstig war?"

Gabriele entgegnete mit getrübtem Blick:

„Ja, in solch einem Sinn haben wir wohl davon gesprochen . . ."

Es trat eine Stille ein.

Der Wald wurde tiefer, einsamer und wärmer. Immer näher trat das Grün der blühenden Büsche und Bäume an den Weg. Eine Blindschleiche kroch mit dem perlgrauen Glanz ihrer geringelten Haut über den Boden. Im Moos zur Seite raschelten Feldmäuse, Eidechsen und hüpfende Dohlen.

„Glaubst du eigentlich, Gabriele, daß wir recht daran taten?" fragte Alexander.

Die Prinzessin zog nachdenklich das Orenburger Tuch, welches sie von den Schultern genommen hatte, durch die gekrümmte Hand.

„Mein Gott, Alexander," sagte Gabriele und zuckte kaum merklich die Achseln, „warum lebten denn Papa und Mama so schrecklich schlecht miteinander — das weißt du doch?"

Alexander wandte sich Gabriele zu.

„Nun, warum?"

„Doch darum, weil Papa gewissen Vergnügungen

nachzugehen pflegte, von denen du erst vorhin gesagt hast, daß sie im Grunde so ‚harmlos' seien."

Alexander rief lebhaft:

„Nicht wahr, und früher, wenn wir hiervon sprachen, meinten wir stets, daß es für Mama recht überflüssig war, sich über derartige Dinge so aufzuregen?"

„Allerdings meinten wir das . . ." entgegnete Gabriele.

„Weil sie ja so ‚harmlos' sind wie beispielsweise meine kleinen Angelegenheiten, nicht wahr? Das meinten wir doch? Man hat irgendwo eine Freundin, man geht verschwiegen zu ihr hin, man herzt sich, man plaudert mit ihr und küßt ihr einzeln jeden Finger, man schenkt ihr Brillantringe und solch Zeug . . . nicht wahr, das ist doch ‚harmlos'? Immerhin — du wirst mir zugeben müssen, daß es einen Unterschied gibt zwischen einem Mann von Papas Stellung, dem Haupt einer großen Familie, und mir, nicht wahr?"

„Mein lieber Alexander," erwiderte ihm Gabriele etwas ärgerlich gestimmt, „ich verstehe wirklich nicht mehr, warum du so eingehend über alle diese Dinge mit mir zu sprechen wünschst. Ich bin kein Kellerkind und weiß ungefähr, was man so im Leben tun kann und was nicht. Wenn du nun durchaus meine Ansicht über dies alles erfahren mußt, so sage ich dir hiermit, daß ich über Papas sogenannte ‚Vergehen' sehr milde denke. Ich will dir sogar gestehen, daß sie mir in gewisser Beziehung Freude machen, denn sie sind ein Zeichen dafür, daß er doch noch gar nicht so ‚gealtert' ist, wie wir denken, sondern seine volle Lebenskraft hat. Ich weiß, daß bei einem ‚Vergehen' irgend jemand auf der Welt verletzt sein muß. Wer, bitte, hat an Papas kleinen Abenteuern Schaden genommen? Du vielleicht? Ludwig? Gerhart oder ich? Der Ruf unseres Hauses? Ja?"

„Und Mama —?" rief Alexander und blieb vor Verwunderung abermals stehen. „Wo bleibt denn bitte Mama bei der Sache? Hat die auch keinen Schaden genommen bei Papas ‚kleinen Abenteuern'?"

Gabriele lachte kurz und erbittert auf. Sie stand ihrem Bruder mit der vollen Gestalt gegenüber, das Ende ihres Tuches schleifte am Boden.

„Lieber Kerl," sagte sie und wies Alexander die offene Hand, „wenn sich Papa damit belustigt hat, so eine kleine Freundin zu halten ... weißt du, so eine unschuldige, amüsante, japanische Tanzmaus, wie wir sie neulich im Schaufenster gesehen haben, und Mama bricht über diese Tatsache in Tränen aus und erklärt jedermann, ihr Leben sei hierdurch zugrunde gerichtet, so ist Papa deshalb noch lange kein Verbrecher, wohl aber deine Mutter eine Törin und sie hätte nie aus ihrem Gutshaus an der unteren Wolga weggehen sollen ..."

Alexander öffnete den Mund.

„Nein, das ist doch aber ..." sagte er und verstummte.

Gabriele setzte jetzt energisch ihren Weg fort. Ihr Kleid rauschte bei jedem Schritt.

„Das ist doch ein verrücktes Gleichnis mit deiner Tanzmaus," sagte nach einer Weile Alexander, der nun genügend über die Sache nachgedacht hatte. „Wenn ich dich liebe und irgend jemand stiehlt mir dein Herz, mag es auch solch eine ‚kleine Tanzmaus' sein, so wirst du zum Verbrecher an meinem Herzen."

„Ah," entgegnete Gabriele mit gedämpfter Stimme, „Mama *liebte* also unsern Vater? Das ist etwas ganz anderes, und dann will ich dir auch etwas ganz anderes sagen: dann hätte unsere Mutter auch Papa ein wenig leichteres Blut und damit ein wenig mehr Lebensglück ins Haus bringen müssen ... aber davon wollen wir besser schweigen."

Und Gabriele setzte noch einmal nervös hinzu:

„Ich bitte dich, hiervon zu schweigen."

Das Lustschloß Monrepos war erreicht. Es war ein unvergleichlich zierliches und luftiges Haus im Stil des achtzehnten Jahrhunderts. Der Wald drängte sich beinah stürmisch an seine Fenster, und in seinen Gemächern zu ebener Erde war immer ein Duft von seinen Bäumen und Gräsern. Ein kiesbedeckter Platz vor dem Eingang, ein Raum von einigen Quadratmetern, war geschmückt mit einer manneshohen blauen Vase, aus deren Kelch sich prunkend rote Blumen in den Sonnenschein drängten. Eine Gärtnerharke und eine Gießkanne standen vor der Tür des stillen Hauses. Irgendwo klappte ein Fenster,

vom Lufthauch getroffen, in seinem Rahmen und öffnete sich seufzend von neuem.

Die große Einsamkeit, die hier herrschte, wurde durch Schritte gestört. Gabriele zuckte leicht zusammen, als der Gärtner Klauck verlegen grüßend vor ihr stand.

„Was machen Sie denn am Sonntag hier, Klauck?" fragte Alexander.

„Na, ich soll doch hier alles in Stand setzen, Durchlaucht . . . das muß alles hier in Stand gesetzt werden, jawoll . . ."

Der Gärtner Klauck, ein kleiner, schnauzbärtiger, verwitterter Mann mit guten braunen rollenden Hundsaugen, beschrieb mit der Hand einen Halbkreis, um anzudeuten, was alles hier in Stand gesetzt werden müsse.

„Wer hat denn das angeordnet?" fragte Alexander und sah Gabriele an.

„Seine Durchlaucht der Herr Fürst haben das angeordnet . . . und nu sollten Durchlaucht bloß mal sehen, wie das da drinnen aussieht. Reingeregnet hat es, das Dach ist seit'm Winter leck und auf dem Wasser liegt der Staub . . . Ich hab ja schon vor zwei Jahren zum Herrn Haushofmeister gesagt, das Dach muß geflickt werden hab ich gesagt. Son scheenes Schloß! . . . Da kann doch leicht mal einer reinziehen wollen, hab ich'm gesagt . . . ja pusten! . . . . . Morgen kommt der Dachdecker aus Jever," setzte er hinzu.

Er richtete seine Worte hauptsächlich an Gabriele, die ihm ermunternd zunickte.

„Wenn die Durchlauchten vielleicht einmal herein möchten gehen, so wäre mir das wirklich sehr angenehm, damit die gnädige Prinzessin mal sieht, wie das alles hier in Stand ist."

„Schön, Klauck, das können wir tun," entgegnete Gabriele.

Die Geschwister betraten das Haus.

„Was will denn Papa damit?" fragte Alexander leise.

Gabriele zuckte lächelnd die Achseln.

„In den letzten Tagen ist er so aufgeregt, als ob er einen geheimnisvollen Besuch erwartete," sagte sie. „Vielleicht soll der hier wohnen!"

Sie standen in einem weitläufigen Gemach zu ebener Erde.

„Morgen nachmittag kommt meine Frau und macht reine," erklärte Klauck.

Er fuhr mit dem braunen Daumen, der ihm vor Jahren bei einem Unfall breit gedrückt worden war, die Wand herunter.

„Sehn mal Durchlaucht den Staub!" sagte er und wies der Prinzessin mit eigentümlichem Stolz seinen Finger.

Gabriele legte das Tuch um ihre Schultern, da es hier kühl war. Sie hatte mit der einen Hand ihre Röcke hochgerafft, in der andern hielt sie schräg und ein wenig entfernt von ihrer Hüfte den Sonnenschirm. Sie betrachtete aufmerksam die Gemälde an der Wand. Ein Sonnenstrahl war durch den Wald in ein Seitenfenster gedrungen und streifte aufleuchtend Gabrieles Haar.

Alexander war in Begleitung des Gärtners weitergeschritten und in ein Beigemach gelangt.

Hier stand das Liebeslager des Schlosses, ein breites, mit verfallener blauer Seide überdecktes Prunkbett, zu dessen Häupten in einem goldenen, vielfach gezackten Rahmen ein leuchtender mythologischer Vorgang von freventlicher Keckheit zur Darstellung gelangt war. Eine schwer entzifferbare Schrift umschloß die süße Wirrnis des Gemäldes. Die Wände und die gewölbte Decke des Gemaches waren mit kristallenen Spiegeln bedeckt, auf welche die Hand eines Malers aus dem achtzehnten Jahrhundert fiebernd, wie es schien, vor einem verinnerlichten, wollüstigen Vergnügen rosige Amouretten in kindlichen Umschlingungen gemalt hatte. Die Luft war eigentümlich süß und voll Moders . . .

„Sowas sollte man hier gar nicht erlauben . . . ist meine Meinung," sagte Klauck und warf einen schiefen Blick auf den Prinzen.

Verwirrt von der Fülle der Bilder, welche die verliebten Spiegel in immer neuer und neuer Lust sich zuwarfen, schloß Alexander bei den Worten des Gärtners eine Sekunde die Augen. Wie der Fetzen einer Sturmwolke flog eine Vision durch sein Hirn: ein großer Herr, ein Prinz und Offizier, mit gesalbtem schwarzem Locken-

haar, hatte das rosig schimmernde Bein eines ganz jungen Mädchens zwischen seine seidenbekleideten Kniee gepreßt und sich mit seinem Mund schräg auf den Mund des Mädchens geneigt, das, flehend in ihren schmerzlichen Gelüsten, mit dem süßlichen Lächeln einer gemarterten Heiligen, die großen Hände abwehrend gegen die Brust des Prinzen erhob ...

„O!" rief Alexander und trat fehl.

„Jawoll!" sagte der Gärtner, befriedigt über Alexanders Verwirrung. „Hier wird man ganz dösig im Kopp von den vielen Spiegeln. Ich sage immer, hier ist es wie auf der Schwedenwiese."

Alexander wandte sich schnell um und verließ das Gemach. Er zog die Uhr, er wußte nicht warum. Gleich darauf fiel es ihm ein. Es war zehn Minuten vor halb elf. Um zwölf Uhr ging von Willingshausen aus ein Personenzug nach der Hauptstadt ... Sein Herz war einen Augenblick zerstört von eifersüchtiger Leidenschaft. Er bereute auf das tiefste, sich vor einer Woche mit matter Seele von seiner Geliebten getrennt zu haben.

Gleich danach aber war ihm eine Erinnerung gegenwärtig, eine Begebenheit, flüchtig wie ein Hauch, etwas Unvergeßliches dennoch: Er hatte mit dem Kronprinzen und einigen Offizieren den Bühnenraum der Oper verlassen, da war eine Frau auf ihrem Weg gewesen ... sie war soeben aus ihrer Loge getreten ... ein Diener legte ihr jetzt den Pelz um die Schulter ... sie blickte mit erhobenem Kinn ein klein, klein wenig zurück über diese Schulter ... ihre Mundwinkel waren feucht, so eigentümlich frisch ... sie hatte ihm unbeschreiblich zugelächelt ... ‚Ich werde ihre Schultern immer lieben', dachte Alexander, ‚und ihr Haar, das jetzt, — wer kann es wissen? — einen Mann beglückt!'

Er trat verstört in den ersten Saal zurück.

Als er in Gabrieles Nähe war, die mit klugen mokanten Blicken alles um sich herum betrachtete, — sie hatte es freilich vermieden, das Liebesgemach zu betreten — kehrte bei dem Anblick ihres sommerlichen leichten Kleides, ihres schlichten Haares und ihrer hellen Augen der Friede in sein Herz zurück.

Die Geschwister lächelten sich zu. Als sie aus dem Schlosse hinaustraten, blendete sie das scharfe Gelb des Kiesbodens.

„Ich wollte bloß noch sagen, daß ich hinten an der Fasanerie die Duc van Tholl gezogen habe, die is mir nämlich sehr scheen gelungen dieses Jahr . . ."

„Die werden wir uns Nachmittag gern ansehen," sagte Gabriele und nickte dem Gärtner zu, der seine Mütze zog, die Gießkanne zur Hand nahm und in das Haus trollte.

Die Geschwister schritten auf einem der Waldwege zurück, die strahlenförmig das Lustschloß erreichten. Gabriele hatte das Haupt gesenkt und setzte nachdenklich bei jedem ihrer Schritte die metallene Spitze ihres Sonnenschirmes auf den Boden, so daß es einen kleinen Klang gab.

Nach einem längeren Schweigen sagte sie zu ihrem Bruder:

„Ich möchte jetzt das Gespräch von vorhin mit dir fortsetzen."

„Sehr gern," entgegnete Alexander, streckte den Arm aus und riß aus einer Höhe, die nur einem Riesen wie ihm erreichbar war, einige Baumblätter ab, die er langsam wie Sandkörner aus der Hand fallen ließ. Nachdem er sich einen Augenblick zur Betrachtung gesammelt hatte, schob er seinen Arm in Gabrieles Arm, zog sie im Gehen leicht wie eine geliebte Frau an sich, streckte den Kopf vor, um ihrem schwesterlichen Antlitz näher zu sein, und sagte:

„Hast du dir einmal klargemacht, warum wir damals ‚Ludwig hassen' spielten und aus welchen Gründen wir auch heute solche Spiele treiben könnten? Schön, Ludwig ärgert uns auf Schritt und Tritt, er beißt mir gegenüber lächerlicherweise den Überlegeneren, Älteren und Intelligenteren heraus, zu Gerhart steht er überhaupt gar nicht — jedenfalls hat mir Gerhart neulich versichert, er habe noch nie länger als zwei Minuten mit Ludwig gesprochen — und dich behandelt er, ich weiß nicht wie — dafür fehlen mir überhaupt jede Worte, daraus werde ich schon gar nicht klug. Die Sache steht also folgendermaßen: Ludwig der Christ — nicht wahr,

er ist doch der Christ in unserer Familie? Warst du einmal in seinem Arbeitszimmer? Das hat er doch genau so von Großpapa übernommen, der auch so ein frommer Christ und unausstehlicher Spartaner gewesen sein muß wie Ludwig. Du wirst dort nichts anderes finden als ein Kruzifix mit Jesus' schrecklich blutigem Leib, etwas ganz Abscheuliches, sage ich dir, als ob wir alle katholisch wären! — Also Ludwig der Christ liebt seine eigenen Geschwister durchaus nicht, obwohl es ihm doch in seiner Bibel geboten ist, er macht sich sogar nicht die Bohne aus ihnen. Wir könnten alle drei — von Papa gar nicht zu reden! — elendiglich verrecken, es wäre ihm gleichgültig, insofern der Ruf unseres Hauses dadurch nicht gefährdet wäre. — Schön, ist dies aber nun für uns ein Grund, ihn zu hassen? Muß man es jemandem mit Haß vergelten, wenn er nicht liebt? Herr Klauck liebt uns vermutlich auch nicht oder Herr Seldicke. Sie sind auf uns angewiesen und sprechen: ‚Durchlaucht wollen gütigst' und ‚Durchlaucht mögen gnädigst' — o, ich habe über dies alles nachgedacht! — aber hassen wir sie darum? Nein, durchaus nicht! Ich will dir jetzt aber sagen, warum wir Ludwig schon als Kinder haßten."

Alexander machte eine Pause und sagte alsdann, während er Gabriele näher an sich zog, mit einer gewissen Feierlichkeit:

„Weil Ludwig uns Mutters Herz gestohlen hat. Jawohl. Das ist es."

Der Weg öffnete sich; bald waren sie vor einer weiten Rasenfläche angelangt, deren flirrend grüne Gräser der ersten Mahd harrend in die Höhe strebten. Inmitten der Wiese standen drei zusammengewachsene Rotbuchen, die den Anblick eines einzigen Baumes boten. Das unübersehbare große Heer der rötlich schimmernden Blätter warf einen breiten Schatten auf die Wiese. Weiter hinten weideten einige Rehe, die alsbald Witterung faßten und eine Zeitlang zu den Geschwistern äugten, bis sie beruhigt zu neuer Äsung die Häupter senkten. Der Gesang vieler Grillen stieg zum Himmel auf, über den jetzt eine großgeformte Wolke zog.

Die Geschwister gingen am Rand der Wiese entlang.

„Das mußt du mir noch weiter begründen," sagte Gabriele mit nachdenklich gesenkter Stirn.

„Ja, das will ich," entgegnete Alexander bestimmt. „Entsinnst du dich vielleicht noch des letzten Jahres vor Mamas Tod? Ich habe nur undeutliche Erinnerungen an das alles, aber eines weiß ich: wir saßen da in unserm Versteck am Seeweg und sahen neidisch zu, wie Ludwig mit Mama spazieren ging. Ludwig war damals fünfzehn Jahre und er durfte Mama stützen, als sie so krank war. Wir flüsterten dann: ‚Da kommen sie beide', wir verhielten uns mäuschenstill und sahen mit boshaften Augen auf ‚sie' hin. Ich glaube, wir hätten ihnen gern eine Schnur über den Weg gespannt, über die sie zu Fall kommen sollten. Wir hatten gar kein Mitleid mit unserer Mutter, obgleich sie doch so krank war . . ."

„Krank?" fragte Gabriele befremdet.

„Nun, Mama war doch in ihrem letzten Jahr sehr krank, nicht wahr?" entgegnete Alexander unsicher.

„Aber Alexander!" rief Gabriele vorwurfsvoll. „Hast du nie darüber nachgedacht, daß man uns Kindern damals nur gesagt hat, Mama sei krank."

„War sie denn in Wahrheit etwa nicht krank?" fragte Alexander erstaunt.

„Aber es war doch ein ganz natürlicher Vorgang, den man nicht als Krankheit bezeichnen darf," sagte Gabriele und schüttelte den Kopf über Alexanders Unwissenheit. „Nur wenige konnten seinen unglücklichen Ausgang voraussehen. Besinne dich doch, daß Mama in ihrem Wochenbett bei Gerharts Geburt gestorben ist!"

„Ach!" rief Alexander beinahe freudig aus. „So war sie vorher ganz gesund? Das ist aber schön, daß Mama im Grunde gar nicht krank war. Wie merkwürdig, Gabriele! Ich glaube, man braucht ein ganzes Leben dazu, um sich Vorstellungen von der Kindheit her aus dem Kopf zu hämmern."

„Aber höre einmal," rief er gleich darauf beinah vergnügt aus, „das kommt ja meinen Gedanken auf das allerbeste entgegen. Also Mama war gar nicht krank, sondern sie trug Gerhart, den kleinen Kerl, unter dem

Herzen. Das ist doch etwas ganz Gesundes und Natürliches, etwas, das Gott euch Frauen auferlegt hat. Aber nun besinne dich einmal, Gabriele, wie Mama damals mit Ludwig spazieren zu gehen pflegte, — sie gingen ja damals den ganzen Tag spazieren, weißt du wie? Ich will es dir sagen: wie Menschen, denen ein großes Unrecht geschehen ist. Das ist das Merkwürdige, daß eine Frau, die Mutter von drei Kindern, die nach längerer Zeit noch so einen vierten Dreikäsehoch in die Welt setzen soll, mit ihrem ältesten Sohn im Garten umherwandelt wie Gott im Paradies, als ihm Adam ein Unrecht getan hatte."

„Und der Grund, Alexander, — was ist der Grund hierfür?" fragte Gabriele und strich mit der flachen Hand eine Strähne zurecht, die der Wind auf ihre Wange geweht hatte.

„O, der Grund!" rief Alexander. „Von den Gründen wollen wir doch heute gar nicht reden! Ich will hier so ein paar Tatsachen feststellen, weißt du — wollten wir von den Gründen reden, du lieber Gott, wo kämen wir da hin! Es gibt doch hier überhaupt so allerhand zum Nachdenken, meinst du nicht auch? Zum Beispiel, warum in einer so ‚unglücklichen' Ehe nach sechzehn Jahren noch Gerhart geboren werden konnte und so weiter. Nein, — jetzt lassen wir einmal Mama und alle Gründe aus dem Spiel und kommen zur zweiten Generation."

„Zur zweiten Generation?" fragte Gabriele. „Ist damit vielleicht Ludwig gemeint?"

„Jawohl. Ludwig."

Alexander unterbrach sich.

„Höre einmal, Gabriele," sagte er und sah der Schwester zweifelnd ins Gesicht, „du glaubst mir doch, daß ich Papa liebe?"

„Ja, Alexander," erwiderte ihm Gabriele begütigend, „wenn wir beide nicht immer Papa geliebt hätten, was wäre dann aus ihm geworden!"

Alexander senkte die Augen, seine Lippen zitterten ein wenig.

„Ja, ich liebe Papa," sagte er. „Sehr . . . sehr . . ."

Und er setzte noch einige Male hinzu:

„Sehr . . . wirklich sehr . . ."

Danach fuhr er beruhigt, ja beinah stolz über die lückenlose Reihe der aufeinanderfolgenden Gedanken, zu berichten fort:

„Ludwig hat also Mamas Erbe angetreten, das Erbe ihrer Feindschaft zu unserm Vater. Wir haben nun bisher immer gedacht, daß Ludwig wahnsinnig genug ist, sich gleichsam als Mamas Rächer aufspielen zu wollen. Aber bedenke doch einmal: kann ein Sohn seinem Vater noch vierzehn Jahre nach dem Tod der Mutter täglich Vorwürfe über seine damaligen ‚kleinen Abenteuer' machen? Das ist doch Unsinn! Außerdem ist Ludwig eines Tages ganz plötzlich, fast ohne von uns Abschied zu nehmen, nach Indien gegangen und seitdem hat er jedes Jahr gerade einmal geschrieben. Mir hat unser Konsul von Treulitz neulich erzählt, er solle dort zuerst die englische Verwaltung studiert haben und dann einfacher Soldat gewesen sein, — nicht etwa Offizier, o nein, sondern Rekrut! Na, das paßt ja zu Ludwig, zu seiner ‚Einfachheit', zu seinem ‚Ernst' und zu seiner ‚Charakterstärke'. Hast du nicht bemerkt, daß in seinem Gesicht alles vor Charakterstärke zittert? Du hast ihn dir wohl überhaupt nie richtig angesehen? Du beachtest ihn ja gar nicht, das verstehst du schon gut: über Menschen hinwegzusehen! Aber ich, Gabriele, ich habe ihn oft verstohlen beobachtet, denn ich will dir etwas sagen: mich interessiert nämlich Ludwig, und ich denke oft über ihn nach. Ich kann ihn gar nicht ausstehen, aber deshalb interessiert er mich doch! Also weißt du, warum sein Gesicht so ‚zittert'? Weil er im Grunde seines Herzens schwach ist, ein ganz gewöhnlicher Mensch, viel schwächer sogar als wir alle, die er so verachtet. Jawohl — Ludwigs ganze Vorzüge hat er sich erst ‚gemacht', anerzogen hat er sie sich und eher, als du denkst, klappt er mal zusammen. Meinst du nun, daß all diese Geschichten mit Indien und so weiter immer noch bloß mit Mama zu tun haben? Nein. Ich lege meine Hand dafür ins Feuer: zwischen Papa und Ludwig ist irgend etwas ganz Neues und Feindseliges, das wir beide nicht kennen, in die Erscheinung getreten.

— So. Das wäre also die zweite Generation, die im Kampf zu Papa steht."

Sie hatten die große Wiese auf einem schräg abbiegenden Weg verlassen und sahen durch die Bäume des hellen funkelnden Laubwaldes zuweilen die Spiegelfläche des Maiensees aufleuchten. Sie waren jetzt dem Schloß nicht mehr fern. Schon zeigte sich zu ihrer Rechten das lang ausgedehnte Glasdach des großen Marstalles.

Alexander gab den Arm der Schwester frei und holte Atem. Er war um den Mund herum erblaßt.

„Jetzt will ich dir sagen, was der alte Jakob Gaude mir gestern erzählt hat. Wußtest du, daß Papa Zeit seines Lebens mit seinem Vater im Kampf gelegen hat?"

Gabriele blieb stehen.

„Nein," sagte sie tonlos.

Ihre Lippen krümmten sich schmerzlich wie bei einem Kinde.

Alexander nickte.

„Und doch ist es wahr! Aber das ist gar nicht das Schlimmste! Das Schlimmste ist etwas ganz anderes...!"

„Was denn?" fragte Gabriele und sah ihrem Bruder ängstlich ins Gesicht.

Alexander zog die Schwester einige Schritte mit sich fort und blieb dann wiederum stehen. Er drückte ihre Hand.

„Du mußt wissen, Gabriele," sagte er, ihrem Ohre nah, „daß Großpapa beim Empfang einer Nachricht, die irgendwie mit unserm Vater zusammenhing, einen Schlaganfall bekommen hat und ein paar Stunden später gestorben ist. Bei seinem Tode war zufällig der alte Jakob Gaude dabei und Brolawski. Seine letzten Worte waren: ‚Entmündigen ... Ludwig ...'"

Gabriele sah an Alexanders Gesicht vorbei in den Wald.

„Was meinte er damit: ‚Entmündigen ... Ludwig'?" fragte sie.

„Er meinte damit, daß man Papa von der Erbfolge ausschließen sollte, und zwar zu Ludwigs Gunsten, der damals zwei Jahr alt war."

„Das ist doch nicht möglich ..." sagte Gabriele lang-

sam und strich mit zwei Fingern an ihrer Schläfe entlang.

Alexander legte seine Hände auf die Schultern der Schwester.

„Und auch Mamas Vater soll ungefähr zu derselben Zeit gestorben sein; wie man sagt, aus Kummer über ihr Schicksal — jawohl. Außerdem aber hat man einige Jahre später hier in Ludwigslust einen Mordversuch an Papa vorgenommen. Irgend jemand ist am Morgen in sein Schlafzimmer gedrungen und hat ihn im Bett erschießen wollen. Näheres über die Sache weiß ich leider nicht, aber ich werde es schon herausbekommen, sei unbesorgt. Ich will dir nämlich etwas sagen: ich erinnere . . . ich erinnere mich ganz, ganz dunkel . . . daß wir beide, du und ich, als Kinder vor langen Jahren hier im Schloß frühmorgens durch eine große Aufregung der Leute aus dem Schlaf geweckt wurden . . . ich sehe Mama vor mir . . . die ihre Hände vors Gesicht hielt . . . auf mehr kann ich mich unmöglich besinnen . . . Jedenfalls ist Papa wegen dieser Geschichte immer so ängstlich, wenn er einen Augenblick ohne Begleitung ist. Hast du noch nicht bemerkt, daß er seit fünfzehn Jahren täglich vor einem Überfall zittert? Und nun denk einmal, Gabriele, drei Generationen haben mit Papa in Feindschaft gelebt, da muß er doch wohl anders sein als wir denken . . ."

Gabriele verschloß Alexanders Mund hastig mit ihrer flehenden Hand.

„Still, Alexander, ich bitte dich . . ."

Sie zog die Schultern hoch, wandte den Kopf zur Seite und schrie leicht auf.

„Da steht Papa!" flüsterte sie und deutete mit der Hand auf den Seeweg.

Alexander folgte ihrem Blick.

Sie hatte recht gesehen. Einige Schritte von ihnen entfernt stand der Fürst, stützte sich mit der rechten Hand auf einen Krankenstock und winkte mit der linken, in welcher er ein Blatt Papier hielt, augenscheinlich ein Telegramm, seine Kinder hastig zu sich heran.

Der Leibjäger Karl Messerschmied eilte den Ge-

schwistern entgegen. Als er sie schnell näher kommen sah, blieb er stehen, wies mit der Hand auf den Fürsten und verneigte sich.

3

Fürst Ludwig Alexander hatte kurz vorher bei vorzüglicher Gesundheit sein Frühstück eingenommen. Jedermann im Schloß war sprachlos über seine Sonntagsstimmung: er lachte und scherzte, stand den halben Vormittag singend und gestikulierend vor dem Spiegel, kämmte sich sein Haar, raffte die Aufschläge seines Jacketts zusammen, trat zurück, drehte sich nach allen Seiten und spielte in der Hosentasche mit seiner Börse, in welcher er sein Gold aufzubewahren pflegte. Einige Minuten lang war er allerdings eigentümlich unruhig und nachdenklich, er schien sich noch einmal etwas Bestimmtes überlegen zu müssen, zuckte aber dann unbekümmert, beinah knabenhaft übermütig die Achseln und sang sich von neuem ein Lied. Er hatte das Aussehen eines Mannes, der nach jahrelangen Mühen dem Ziel aller Bestrebungen nahe gekommen war.

Um elf Uhr traf das Telegramm ein, welches er jetzt in Händen hielt. Als er es gelesen hatte, erlitt er einen Tobsuchtsanfall: er schrie, raufte sich das Haar, fluchte, weinte und lief wie ein Rasender umher. Schließlich stürzte er aus dem Zimmer und stieg schwerfällig ächzend, als täte ihm jedes Glied seines Leibes weh, mit lauten, ganz unflätigen und sinnlosen Schimpfworten die Treppe hinunter. Während er sich unter seinen Spazierstöcken eine schmucklose und solide Krankenstütze auswählte, deren Ende mit einem Gummiring versehen war, um jedes Ausgleiten zu verhindern, sagte er zu seinem Leibjäger Karl Messerschmied in weinerlichem Ton:

„Da kannst du sehen, wie man deinen alten Herrn behandelt . . ."

Karl Messerschmied, ein hutzeliger bartloser Mann von nicht bestimmbarem Alter, nahm das Telegramm

umständlich und ehrerbietig entgegen, zog hinter dem Rücken des Fürsten sein Pincenez aus der oberen Westentasche, behauchte die Gläser, putzte sie mit seinem Tuch ab und setzte den Kneifer auf seine knollige Nase. Nachdem er die wenigen Worte durchstudiert hatte, faltete er das Papier sorgfältig wie ein Oberhemde oder einen Anzug zusammen und lieferte es dem Fürsten mit einem bedeutungsvollen Advokatenblick aus.

Ludwig Alexander schritt den Schloßweg entlang, wobei er in seiner Gangart eine Art Lahmen andeutete. Seine graukarierten Hosen, die ihm wie alle seine Beinkleider zu weit waren, schlugen flatternd an seine Fußknöchel. Seine Augen zuckten nervös auf und nieder und sahen unstet zur Seite. Sein grauschwarzes Haar, das von der Stirn aus scheitellos bis zum Wirbel hochgebürstet war, bewegte sich im Wind und bäumte sich zuweilen wie ein Hahnenkamm auf. Mitten des Weges blieb der Fürst stehen, zog ein riesiges rotgemustertes Bauerntaschentuch aus der Hosentasche und schnäuzte sich dröhnend. Darauf drückte er das Tuch wie einen Schneeball zwischen seinen kurzen, kräftigen, schwarzbehaarten Händen zusammen, steckte es tief in seine Tasche und setzte seinen Weg lahmend, mit flatternden Haaren und Hosen fort.

Als er seine beiden Kinder erblickte, wies er den Leibjäger mit einer Gebärde der Hilflosigkeit an, sie herbei zu holen. Kaum hatten Gabriele und Alexander ihren Vater in seiner Stellung eines kranken Mannes wahrgenommen, als sie, wie nach einer plötzlichen Veränderung ihres Blutes, die alte unbedenkliche Liebe und Zärtlichkeit für ihn zu empfinden begannen.

„Guten Morgen, guten Morgen!“ rief Gabriele und schwenkte ein klein wenig den Schirm in der Hand. „Wie hast du geschlafen, Papa, und was machen die Seitenstiche?“

Gabriele küßte den Fürsten auf die Stirn.

Auch Alexander erkundigte sich eingehend nach dem Gesundheitszustand des Vaters. Die Geschwister wußten, daß es der Fürst sehr ungnädig vermerkte, wenn man es in dieser Hinsicht an Teilnahme fehlen ließ.

Ludwig Alexander aber beachtete heute dieses Thema

nicht. Er ließ die Blicke flackernd zur Seite schweifen und sagte mit schwerer Zunge, während er seinen Kindern das Telegramm hinreichte:

„Hier . . . da . . . man gönnt euerm kranken Vater nicht die paar ruhigen Tage vor seinem Tode! Trampelt nur immer auf mir herum! Ihr werdet schon sehen, wohin sie mich tragen, wenn ich tot bin . . ."

Gabriele sah dem Fürsten erschrocken in die Augen.

„Aber Papa, du bist ja heute in greulicher Laune!" sagte sie und neigte den Mund auf ihres Vaters Hand, die auf dem Stockgriff ruhte: „Was ist denn nur geschehen?"

Alexander hatte das Telegramm genommen, riß die Augen weit auf und las, ganz starr vor Verständnislosigkeit:

„Eintreffe heute mittag in Ludwigslust. Ludwig."

Alexander blickte seine Schwester an, die, wie von einer höheren Gewalt geleitet, erbleichend das Haupt senkte.

„Aber was denn . . .?" stotterte Alexander, fassungslos mit seiner Empörung kämpfend. „Aber er ist doch in Indien? . . . Aber wie kommt denn das? . . . Ja, das ist doch . . ."

„Ja, da habt ihr es endlich einmal!" rief der Fürst triumphierend. „Da seht ihr es endlich einmal, wie euer Bruder mit mir umgeht. Der bringt mich ja noch ins Grab . . ."

Mehrmals stieß er mit dem Stock auf den Boden.

„Aber ich werde mir das nicht weiter gefallen lassen!" schrie er rot vor Zorn und sah sich gleichzeitig ängstlich und geduckt um, als erwarte er von irgend woher einen Widerspruch. „Darauf kann er sich verlassen! Wenn ihr für euren alten Vater ein Herz im Leibe hättet, dann wüßtet ihr, was ihr jetzt zu tun habt, — aber ihr habt ja kein Herz im Leib. Gut. Gut. Dann werde ich also meine Maßregeln ergreifen. Ich werde morgen in die Stadt fahren und mit Justizrat Durant sprechen . . . Karl!" schrie der Fürst und rüttelte energisch an seinem Stock.

Der Diener trat mit seitwärts geneigtem Kopf hinzu.

„Du telegraphierst an Durant! Ich wünsche Herrn Justizrat sofort zu sprechen."

Karl sagte: „Sehr wohl!“ und ging langsam auf das Schloß zu. Er wußte gut genug, daß dieses Telegramm nur befohlen war, um überhaupt etwas zu befehlen.

„Aber Papa,“ stammelte Alexander mit blutrotem Gesicht, „so sag uns doch, was wir tun sollen ... Wir wollen ja gern alles tun, was du befiehlst ... Soll ich mit Ludwig sprechen? Soll ich ihm nach Willingshausen entgegenfahren und ihm verbieten hierher zu kommen — ja? Oder was? ... Du brauchst es mir ja nur zu sagen ...“

Der Fürst nickte seinem Sohn bei jedem seiner Worte erbittert zu.

„Du wirst schon als guter Sohn wissen, was du zu tun hast,“ sagte er.

„Nein, das weiß ich garnicht!“ rief Alexander verzweifelt und wandte sich hilfesuchend Gabriele zu. „Wie kann ich das wissen, wo ich von nichts unterrichtet bin, was seit Jahren zwischen dir und Ludwig vorgeht? Bitte, Papa, soll ich es ihm verbieten, hierher zu kommen? Du lieber Gott, ich kann ihm doch nicht die Gurgel abschneiden ...“

Alexander fühlte eine fliegende Hitze in seinem Körper.

„So sag doch etwas!“ rief er und stampfte mit dem Fuß auf.

Der Fürst schrak zusammen und blickte seinen großen Sohn unstet und scheu von der Seite an.

„Fahr nur hin,“ erwiderte er wehleidig, mit schwerer Zunge und in Furcht vor seiner eigenen Entschließung, die sich in seinen Worten kundgab. „Fahr nur hin ... und sag ihm, daß dein Vater krank und elend ist und daß er schon alles erledigen wird ... Er soll schon zufrieden mit mir sein ... sag ihm das nur ... und daß ich keine Aufregungen haben soll, hat der Sanitätsrat gesagt ... seht mal hier ...“

Der Fürst streifte seinen Rockärmel hoch und zeigte seiner Tochter den nackten, gelblichen, stark behaarten Arm.

„Was ist denn da, Papa?“ fragte Gabriele, die nichts wahrnehmen konnte.

„Na, sieh doch mal hin!“ rief der Fürst zornig.

„Alexander, kannst du an Papas Arm etwas sehen?“

fragte Gabriele schüchtern. — „Er ist doch ganz gesund, Papa."

„So? Na gut. Ihr wollt ja nichts sehen . . ."

Der Fürst klopfte seinem Sohn mehrmals erregt mit dem Stockgriff auf die Schulter.

„Ihr werdet mich schon alle ins Grab bringen . . . Wenn ich jetzt einen Schlaganfall kriege, das würde euch Freude machen, was? . . . Aber sag deinem Bruder auch, was in der Bibel steht . . ."

Der Fürst nickte Alexander bedeutungsvoll zu, mit einem strengen Blick in den flackernden Augen, wobei er belehrend den Zeigefinger erhob.

„In der Bibel, Papa?" fragte Alexander. „Was denn?"

„Jawohl, in der Bibel . . . aber die lest ihr ja nicht mehr! . . . Das habt ihr ja alle verlernt, das vierte Gebot! . . . Sag es deinem Bruder nur auf!"

Alexander neigte sich ernst zu seinem Vater hinab.

„Das vierte Gebot? Meinst du damit: Ehre Vater und Mutter?"

Der Fürst zog Gabriele an sich.

„Jawohl, meine Tochter!" sagte er und lehnte sein graues verfallenes Haupt an ihre Brust. „Ehre Vater und Mutter heißt es . . . seht ihr . . . ehre Vater und Mutter . . . Seid höflich zu Ludwig und sagt ihm und bittet ihn, er soll mich nur tun lassen . . . ich habe Angst . . . ich weiß ja . . . na, jetzt geht nur . . . geht . . ."

Er schob Gabriele von sich fort und setzte seinen Weg fort.

„Also, ich fahre jetzt gleich nach Willingshausen?" rief Alexander ihm nach.

Der Fürst drehte sich um, hob den Zeigefinger warnend, beinah drohend und blickte dann schwermütig, gänzlich gedankenleer vor sich hin.

Die Geschwister nahmen mit Erschrecken wahr, wie ihm in dieser Minute das Leben davonglitt. Sie bemerkten, daß sein Auge in der Mitte wie gebrochen und sein Haar gebleicht war.

Der Fürst hatte die Anwesenheit seiner Kinder vergessen. Er ging schwerfällig lahmend, mit leicht flatternden Haaren den Seeweg entlang.

Er begann laut zu reden:

„Ich will uns ein neues Schloß bauen lassen, mein Liebling ... paß nur auf, wie gut du es haben sollst ... wir ziehen fort von den Menschen und bauen uns ein neues Schloß, ganz wie du es willst, mit schönen Bilderchen und Spiegelchen ... aber du mußt dann auch immer lieb zu mir sein, ja? ... ja? ... wirst du auch immer lieb zu mir sein? ... bitte, sag ja, mein Mäuschen ... ja? ..."

*

Nach einer Stunde trabte Alexanders Dogcart, von dem Groom Karl Bauernfeind gelenkt, unter das gläserne Dach der Auffahrt und hielt vor dem Schloßportal. Alexander kam gleich danach aus dem Haus herbeigeeilt, ging um den Wagen herum, prüfte das Zaumzeug seines Rappen und schwang sich auf den Sitz. Als er im Begriff war, die Zügel zu ordnen und dem Groom die Peitsche aus der Hand zu nehmen, öffnete sich im ersten Stockwerk des Schlosses ein Fenster.

„Wo fährst du hin?" schrie der Fürst seinem Sohn zu.

„Nach Willingshausen!" entgegnete Alexander verwundert.

„Du bleibst!" rief der Fürst mit gebieterisch ausgestrecktem Zeigefinger. „Hast du verstanden? Du bleibst!"

Und ehe Alexander antworten konnte, war das Fenster schmetternd zugeflogen.

Alexander knallte wütend mit der Peitsche, so daß der hart im Maul gehaltene Berber sich schmerzlich bäumte. Heftig fluchend stieg der Prinz vom Wagen und lief, rot vor Zorn, die Stufen zum Wohnzimmer seines Vaters hinauf.

Da trat ihm auf dem Korridor Karl Messerschmied behutsam entgegen. Er legte den Finger warnend auf die dünnen Lippen.

„Aber Seine Durchlaucht sind doch jetzt nicht mehr zu sprechen!" sagte er vorwurfsvoll.

Er setzte freundlich erklärend hinzu:

„Seine Durchlaucht werden nämlich jetzt ein Schläfchen machen."

Drittes Kapitel

Der Pilger und der Knabe

I

Gerhart hatte in der Hauptstadt, kurz vor der Übersiedlung nach Ludwigslust, mit auffallender Bestimmtheit die Bitte ausgesprochen, für einige Wochen einen Tennistrainer auf das Land mitnehmen zu dürfen.

Nur selten wurden Angelegenheiten, die Gerharts Erziehung betrafen, dem Fürsten zur Entscheidung vorgelegt, denn jedermann im Haushalt wußte, wie uneingeweiht Ludwig Alexander in die Bedürfnisse einer Jugend war. Zudem war es bekannt, daß der Herr jede Entscheidung haßte. Wer ihn hierzu bewegen wollte, konnte sich seines Grolls vergewissert halten.

„Kann man mich denn nicht einen Augenblick in Ruh lassen!" pflegte er dann zu rufen. „Es ist ja zum Verzweifeln, ist es!" Und er setzte gewöhnlich hinzu: „Fragen Sie meine Tochter!"

Gerhart hatte sich sogleich mit seinem Anliegen an seine Schwester gewandt. Am Schluß einer jener Mahlzeiten im Palais, deren trübe Unbehaglichkeit Gabriele ihrem Bruder Alexander im Park geschildert hatte, war Gerhart verlegen aufgestanden, die Serviette noch in der Hand, und hatte gesagt: „Übrigens möchte ich den Tennistrainer mitnehmen dürfen."

„Ich möchte es unbedingt," hatte Gerhart nach einem abschlägigen Bescheid mit insgeheim gerungenen Händen wiederholt und dabei die langen Wimpern seiner verwirrten Augen dem Teppich zugesenkt, beschämt über die ungewohnte Energie der eigenen Worte. Daraufhin hatte Gabriele rückhaltslos, ohne sich ferner zu bedenken, ihre Einwilligung gegeben, was Gerhart mit einem kleinen

dankbaren Seufzer beantwortete. Gabriele und Alexander waren in der Tat für den jungen Prinzen das, was Eltern für ein Kind zu sein pflegen. Diese beiden Geschwister trugen wie ein Geheimnis ihre Liebe zu Gerhart im Herzen, aber es war schwer, sich jemals hierüber zu äußern. Als Alexander auf der Bank am Maiensee erwähnt hatte, daß der Erbprinz in seinem Leben kaum mehr als einige Worte mit Gerhart gewechselt hatte, war er unbedacht über eine Wunde in Gabrieles und in seiner Seele hinweggeglitten, denn weder er noch die Schwester konnten sich rühmen, Gerharts Vertrauen zu besitzen. Sie waren seines näheren Umgangs, seiner Freundschaft und Offenheit kaum mehr teilhaftig als der Erbprinz. Gabriele vornehmlich war es, die hier einige Leiden tieferer Art zu tragen hatte. Wie schwer war es, mit Gerhart ein Gespräch zustande zu bringen oder die Schranken zu durchbrechen, die seine Höflichkeit aufgerichtet hatte. Er konnte sich niemals zu einem brüderlichen Kuß entschließen, selten brachte er seine Lippen an ihre Hand, und ein Druck seiner Hand war mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit geschehen, schien verflogen wie der Hauch seines Mundes oder wie seine Worte. Allmählich aber hatte sich Gabriele doch daran gewöhnt, Gerhart zu begreifen. Ein schneller Blick auf sein Gesicht genügte, um den Instinkt einer hellseherischen Mutter in ihr wachzurufen. Die kleine, energische und schmerzliche Verzerrung der Lippen, die erregt hochgezogene Stirn, ein Erbteil aller Herfurths, und einige unbeholfene, atemlos gesprochene Worte waren ihr Zeichen genug für die Bedeutung der Sache, die er vortrug, obgleich sie selten den inneren Antrieb zu seiner Exaltation begreifen konnte. Die Gegenstände dieser tieferen Wünsche waren verschiedener Art: ein Spaziergang zu einer ganz bestimmten, zumeist ungewöhnlichen Stunde und bei einer ganz bestimmten, zumeist ungewöhnlichen Witterung, die Wahl eines Anzugsstoffes oder eines Wandschmuckes, der Umgang mit einem Freunde, dessen Herkunft und Erziehung ihr befremdend war, und dergleichen mehr.

Gerhart stand am Morgen des Tages, an dem seine

Geschwister die Unterhaltung im Park hatten, um sieben Uhr auf und eilte nach dem Frühstück zum Tennisplatz.

Der Trainer, der ihn hier erwartete, war ein kleiner magerer Herr, der einen gestutzten blonden Vollbart trug und wasserblaue, füchsisch unruhige Augen hatte. Wenn er lächelte, hob er das Kinn so hoch, daß er kaum darüber hinwegsehen konnte. Leute, die ihn kannten, hielten ihn für einen vollkommenen Narren. Er war in der Tat zum mindesten seltsam.

Er begann damit, sich übertrieben tief vor Gerhart zu verneigen und die dargebotene Hand mit zwei kläglich schüchternen Fingern zu ergreifen.

„Guten Morgen, Mr. Percy!" rief Gerhart fröhlich. „Haben Sie gut geschlafen? Sind Sie mit Ihrem Bett zufrieden?"

Mr. Percy lispelte: „Thank you very much, Your Highness," und strebte, graziös rückwärtsschreitend, seinem Standort zu.

Das Spiel nahm seinen Anfang. Der Trainer warf dem Prinzen nacheinander fünfzig Bälle hin, die dieser zurückzuschlagen hatte. Gerhart spielte mit einem hinreißenden Eifer. Er fühlte zu einer jeden Minute, daß sein Leben buchstäblich von seiner Geschicklichkeit in diesem Sport abhing. Er war aufgeregt und stürmisch, er lief wie ein Rasender und er lief oft Bällen nach, die unmöglich zu erreichen waren, er war anstellig und flammend, heiß und wild wie ein Steppensohn und spürte doch zugleich in dem feuchten rauschenden Morgen, der ihm aus den Kronen der nahen Platanen seine Grüße sandte, ein großes, alles umschattendes Leid.

Mr. Percy sagte, je nachdem, wie sich Gerhart im Spiel zeigte:

„Alright! . . . Very well, Your Highness . . . you are very clever . . . very skilfull . . . do you know what that means: skilfull? . . . that is the same as anstellig . . . ho! . . ."

Als aber Gerhart einige Bälle ungeschickt verfehlte, sprang Mister Percy wie ein zornfunkelndes Tier über das Netz, ergriff den Prinzen heftig beim Arm und schüttelte ihn erbost:

„Donnerwetter, was machen Sie denn? Sie müssen doch nicht immer alles mit dem Handgelenk aufnehmen! Passen Sie gefälligst auf . . . so . . . verstehen Sie? Shoulder! Shoulder! . . . und nicht so . . .“

Ehe Gerhart sich von seinem Schreck erholt hatte, war der Trainer wie eine Ente watschelnd fortgelaufen und brummend über das Netz geflogen.

Wäre Gerhart eingeweiht gewesen in die Erlebnisse einiger Wochen, die Mister Percy ehedem, vor ungefähr zehn Jahren, frierend und hungernd wie ein Dickens'scher Held auf den Straßen von London zugebracht hatte, er hätte sich über die kleine Verirrung in des Trainers Verstand nicht gewundert.

Drei Stunden ging das Spiel ohne nennenswerte Unterbrechungen fort, und je nach der Laune seines Gemütes kam Mister Percy wie ein blondhaariger Märchenvogel mit Menschenantlitz über das Netz geflogen oder er lispelte demütig von seinem Standort aus:

„Extremely skilfull, Your Highness . . . next year you will play at the London tournament . . . I can't help admiring your play . . . alright . . . alright . . .“

Und er lächelte, das Kinn erhoben, die wasserblauen Augen dem Prinzen gütig zugewandt.

Ungefähr um elf Uhr begann oben, in Gerharts Schlafzimmer, im dritten Stockwerk des westlichen Schloßflügels der kleine Foxterrier Blix seine täglichen Bemühungen, sich aus der Hundsdecke herauszuwickeln, in die Gerhart ihn am Abend vorher einzuhüllen pflegte. Blix geriet auch heute wieder bei dieser Verrichtung in eine gelinde Raserei, denn je eifriger er mit der Schnauze durch den blauen Stoff an das Tageslicht stoßen wollte, desto labyrinthischer gestaltete sich für ihn das Unternehmen; bis er, schon erschöpft, kleinlaut und bereit, zu ersticken, wenn es nötig war, unversehens vom Sofa heruntertrudelte und nun brustend und blitzend aus der Wirrnis des wollenen Stoffes emportauchte.

Es war ein kleiner blanker kurzhaariger Foxterrier, der einen sehr niedlichen, schwarz und braun gefleckten Kopf und einen regelrechten schwarzen Sattel auf dem

Rücken hatte, ein nervöses hurtiges Tierchen von preziöser Zeichnung und erlesenem Knochenbau.

Blix stieß die angelehnte Schlafzimmertür wie eine Katze mit scheu erhobener Vorderpfote auf, lief den Korridor entlang und die breite Marmortreppe hinunter. Auf dem letzten Absatz vor dem Niederstieg zur großen Halle machte er halt, warf sich auf den Rücken und ruderte mit lebhafter Bewegung eine Strecke über den weichen Teppich, was ihm unendlich wohlzutun schien.

Zufällig kam der Fürst, nachdem er die Geschwister verlassen hatte, auf seinem einsamen und gedankenleeren Spaziergang des Weges. Er wäre beinahe über den Hund gefallen, der mit einem Satz erschrocken zur Seite sprang und dann den Vater seines Herren mit kreischendem Bellen umtanzte. Wer Blix kannte und in seinen flehenden Augen zu lesen verstand, wußte, daß er jetzt einen kantigen, möglichst unbequemen Stein forderte, einen Stein, den er mehr lieben wollte als Brot und Milch, und den er gegen jeden Feind mit der Wildheit des Wolfes verteidigen würde, sobald es geboten war.

Der Fürst sagte mehrmals ärgerlich: „Na . . . na . . .“ und schrie plötzlich: „Geh doch fort, du Vieh!“ bis Blix den Prinzen Gerhart, der vom Tennis zurückkehrte und sich nun anschickte, mit dem Fahrrad eine Spazierfahrt zu unternehmen, vor der Schloßpforte erblickte.

Heulend vor Begeisterung lief der Foxterrier seinem jungen Herren entgegen und sprang unaufhaltsam, als erledige er eine bestimmte Aufgabe, an allen Seiten von Gerharts Körper hoch. Gerhart aber wies ihn herrisch zur Ruhe und verneigte sich alsdann aus der Entfernung, ohne näher zu treten, tief, mit einem ganz unheimlichen Ernst vor seinem Vater. Diese Verneigung geschah mit einer so außergewöhnlichen Demut, wie sie nur die kindlichste Unterwerfung eingeben kann. Der Knabe erstarrte förmlich vor Ehrerbietung, als er den Fürsten sah. Dieser winkte ihn hastig und aufgeregt herbei.

„Mein Sohn —“ sagte er, legte seine zitternde Hand auf Gerharts Schulter und sah ihm mit flackerndem Blick in die Augen.

Er war seiner nicht mächtig genug, um den Satz vollenden zu können.

Gerhart preßte die Lippen in der Begierde, seinem Vater zu dienen, fest aufeinander.

„Befiehlt Papa etwas?“ fragte er.

Diese befremdend höfliche Form einer Anrede an den Vater hatte sich Gerhart seit frühester Kindheit zu eigen gemacht. So oft es ihm verwiesen wurde, pflegte er sich schweigend, zwar ohne Trotz, doch mit der unerschütterlichen Gewißheit seines Rechtes abzukehren, bis man es endlich lächelnd dulden mußte und alle Vorwürfe zu sparen begann.

„Befiehlt Papa etwas?“

„Mein Sohn, gib auf die Hunde besser acht,“ sagte der Fürst mit starren Augen, ohne zu wissen, was er sprach. „Tolle Hunde sind bissig und fressen die Eingeweide.“

Gerhart errötete tief.

„Blix ist nicht bissig, Papa,“ erwiderte er bescheiden. „Blix ist nur unartig.“

Er setzte ernst und bestimmt hinzu:

„Wenn Papa es befiehlt, so werde ich Blix heute noch fortjagen oder ersäufen!“

Der Fürst hatte Gerharts Worte nicht gehört. Er legte die Hand auf den gebeugten Scheitel des Knaben.

„Ich bin sehr krank, mein Sohn . . . Der Sanitätsrat sagt, ich habe Nervenfieber . . . Ich werde bald in die Grube fahren . . . Du bist immer ein gutes Kind gewesen . . . Du wirst mir beistehen, wenn es mein Glück gilt, nicht wahr, mein Sohn . . .?“

Gerhart richtete sich auf, mit der väterlich segnenden Hand auf seinem Haar.

„Ich werde Papa gehorsam sein, solange er lebt,“ sagte er und wendete die Augen eigentümlich streng und verweisend dem Vater zu.

Der Fürst erwiderte unsicher seinen Blick.

Da ergriff Gerhart die Hand des Vaters, die herabgeglitten war, und küßte sie lange mit einer schluchzenden Inbrunst.

„Mein Sohn —“ sagte der Fürst gerührt und wollte

weinen. Doch er besann sich, vollführte eine verächtliche Handbewegung zu Gerhart hin, als wolle er sagen: „Ach, es ist ja doch alles nichts!“ und ging ohne Gruß davon, ging hinauf in das Schloß, um sein „Schläfchen“ zu machen.

Abermals verneigte sich Gerhart tief.

Noch lange blickte er dem Fürsten nach und tat sogar einige Schritte in den Garten hinaus, um ihm besser mit den Augen folgen zu können, bis er sich aufatmend Blix zuwandte, jetzt, wie es schien, ganz befreit von allen trüben Gefühlen.

Gerhart war zuweilen, nicht oft und immer nur, wenn er sich allein befand, ein fröhlicher Bursche. Er packte nun seinen Hund am Hals, stellte ihn auf die Hinterbeine, beugte sich zu ihm nieder, rieb seine Nase an Blixens feuchtem, zitterndem Schnäuzchen und sagte: „Entschuldige wegen vorhin! — Morgen, Blix!“

Darauf nahm er einen Stein und schleuderte ihn bis zum Marstall. Der Foxterrier jagte ihm nach, überschlug sich, kehrte zurück, streckte mehrmals eines seiner Vorderbeine, welches er sich flüchtig verletzt hatte, seitwärts aus und raste dann, wiederhergestellt, seinen Stein im Maul, dem Prinzen nach, der sich auf das Fahrrad geschwungen hatte.

Gerhart wollte jetzt in den Wald hineinfahren.

2

Gerhart fuhr unter dem warmen Dach der alten Kastanien die Allee hinab bis zum Parktor der kämpfenden Fechter, ließ das Dorf zu seiner Linken und wandte sich dem freien Forst von Ludwigslust zu.

Eine Fasanenhenne stand mitten auf dem Waldweg, sah Gerhart mit törichtem Erschrecken auf sich zukommen und lief, von Blix verfolgt, flügelschlagend ins Gebüsch. Blix betrieb seine Jagden zumeist aus Spielerei, ohne ernstliche Mordsucht. Auch heute kehrte er von einem

vergeblichen Lauf bald wieder an seines Herren Seite zurück.

Gerhart stieg nach einer Weile von seinem Fahrrad ab und führte es seitwärts in den leuchtenden Wald. Unter einer Birke, die wenig Schatten spendete, ließ er sich auf das Moos nieder, spielte eine Zeitlang mit dem Foxterrier und streckte sich schließlich lang aus. Seine Beine lagen in der Sonne, sein Haupt im unruhigen Schatten der Birke. Er lehnte den Kopf an die Hand und zog Grashalme durch die Lippen. Noch horchte er friedevoll auf den Gesang der Vögel oben in den Wipfeln, blickte in den Himmelsraum, wo eine große weiße Wolke eine andere im langsamen Flug erjagte, sich mit zärtlicher Umschlingung ihr beigesellte und eins mit ihr wurde . . ., bis er sich plötzlich ekstatisch aufrichtete, die flachen Hände rücklings auf den Boden stützte und mit fahlem, der Schulter zugewandtem Gesicht, grau vor Entsetzen der Stimme eines Unsichtbaren lauschte, welche sich weissagend seinem Ohr zu nähern schien. „Heute noch? . . . Heute?" rief der Knabe in einem namenlosen Schrecken, und die weissagende Stimme des Unsichtbaren antwortete ihm wie ein Echo: „Heute noch! . . . Heute!" Da bedeckte Gerhart das von Wolkenschatten verfinsterte Gesicht mit den Händen.

Als er die Hände nach langer Zeit von seinem Antlitz löste, lächelte er verstört und sanft ermattet wie ein übermüdetes Kind. Er fiel zurück, schloß die Augen und schlief sich in einen unruhigen Traum von prophetischen Bildern in einer milden kanaanitischen Landschaft, dazwischen erklangen Gesänge der Vögel in den Bäumen und Windesrauschen . . .

Blix aber machte sich neben seinem Herren in der blanken Sonne zu schaffen, legt den Kopf zwischen die weißen Vorderpfötchen und schlief endlich. Du lieber Gott, wie solch ein kleiner Hund an einem Sonntagvormittag mitten im Wald schläft, — es ist zum Lachen! Er hebt also alle zehn Sekunden den Kopf, starrt mit leeren Tieraugen nach irgendeinem Punkt, spitzt die Ohren und senkt ruckweise, ziemlich beruhigt, aber im Grunde mißtrauisch bis dort hinaus den Kopf, bis

6*

er ihn wieder zwischen seinen Vorderpfoten hat. Doch er schließt keinesfalls die Augen, er dreht sie nach allen Seiten und blinzelt und zwinkert wie ein Huhn, bis er aufsteht und eine Stelle in der Nähe beriecht, die ihm jetzt interessant geworden ist. Er legt sich nach einem kleinen unnützen Spaziergang abermals hin, dreht sich zehnmal um sich selbst, kratzt ein bißchen mit den Vorderpfoten, schnappt dabei grimmig nach einer brummenden Biene und schielt nach seinem Herren, wie ein Porzellanhündchen zusammengetrudelt, die eingebogenen Beine unter dem Leib versteckt. Er betrachtet den schlafenden Gerhart eine Weile mit gerührtem Blick, sein pfiffiges Forterriergesicht bekommt einen fast wehleidig zufriedenen Ausdruck, und schließlich schläft er wieder mit halbgeöffneten Augen. Dies geht ungefähr eine Stunde lang.

Da fährt er auf und stellt sich knurrend auf alle vier Beine. Sein Haar sträubt sich auf dem Rücken, denn es schafft ihm Entsetzen, hier, im fröhlichen Lärm des Waldes, einen Menschen zu spüren. Sein Knurren wird zum abgebrochenen kurzen Bellen, und schließlich jagt er ein paar Schritte davon . . .

Gerhart öffnete die Augen.

Herr Brolawski stand ehrerbietig grüßend vor ihm.

Gerhart sprang verwirrt vom Boden auf und fuhr sich mit dem Rücken der linken Hand langsam über die Augen. Er fühlte die Starrheit des Schlafes auf seinem Gesicht und blickte zur Seite. Sein Herz pochte.

„Ich habe geschlafen," sagte er.

Er schämte sich. Draußen arbeiteten die Bauern auf dem Felde . . . Dann fiel ihm ein, daß es Sonntag war . . .

Brolawski sah rücksichtsvoll zum Himmel hinauf, als wolle er das Wetter prüfen.

„Ja, die Luft macht müde," sagte er. „Auch ich habe vorhin im Wald geschlafen, Ew. Durchlaucht."

Er setzte bescheiden hinzu:

„Wenn es erlaubt ist, von mir zu reden . . . Aber ich wäre Ew. Durchlaucht zu großem Dank verpflichtet, wenn Sie den Hund zurückriefen. Er beißt mir sonst

in die neuen Hosen, welche der Herr Prinz Alexander mir erst vor kurzem zu schenken geruhten . . ."

Gerhart lachte unversehens auf, mitten aus seiner Verwirrung heraus. Es war bekannt, daß Brolawski große Furcht vor Tieren jeder Art hatte, zumal vor allen Hunden.

„O das ist Blix!" sagte Gerhart. „Blix bellt nur, beißen tut er nicht!"

„Immerhin . . ." entgegnete Brolawski.

Gerhart rief Blix zurück, streichelte seinen Kopf und gab ihm einen Kuß auf die Stirn.

„Geh los!" sagte er.

Er ließ sich abermals auf das Moos nieder, legte die Hände um die Kniee und blinzelte zu Brolawski hinauf.

Er hatte vor den Augen dieses Mannes von jeher, zumal als Kind, eine große Scheu gehabt. Sie waren durchaus leer, man konnte nicht auf den Gedanken kommen, daß sie mit natürlicher Sehkraft ausgestattet seien. Der Begriff „Grauen" war ehedem für Gerhart durch den Anblick dieses Mannes verständlich geworden. Las er in einem Buch das Wort „Grauen", so dachte er an Brolawski.

Einstmals als Kind hatte er Mademoiselle Duchamps gefragt:

„Mademoiselle, le mot de ‚Grauen' est-ce que c'est le même que M. Brolawski?"

Niemand hatte diese sonderbare Frage verstanden.

Heute, wo er vierzehn Jahre alt war, dachte er freilich anders über diese Dinge. Aber diese Scheu, diese Atmosphäre des Ungewissen um Brolawski, der ein Trunkenbold, ein Schriftsteller und ehemals ein Leibeigner gewesen war, das alles war keineswegs von Gerhart gewichen. Auch konnte er sich nicht entsinnen, jemals mit Herrn Brolawski allein, ohne die Anwesenheit anderer, gesprochen zu haben, denn man behütete ihn sorgfältig vor der Gegenwart dieses Mannes. Man hatte Brolawski streng verboten, sich jemals unerbeten dem Prinzen zu nähern und ihm gedroht, als er es einstmals mit einer unverfänglichen Frage getan hatte, ihn vom Hause fortzujagen. Da er nun einmal aus gewissen Gründen an die fürstliche Familie gekettet war,

so mußte man die jüngeren Mitglieder des Hauses auch vor seiner Nähe bewahren. Gerhart erinnerte sich einer Szene, die sich vor ungefähr zwei Jahren hier auf Ludwigslust zugetragen hatte. Die Tür im Eberhard-Ludwig-Zimmer war aufgerissen worden, und Brolawski war schrittweise und rückwärts vor dem Fürsten zurückgewichen, der an der Hand blutete. „Kannst du dich denn nicht vorsehen, du Lauselümmel?" hatte der Fürst geschrieen und dem Schriftsteller rechts und links mit der blutenden Hand Ohrfeigen gegeben. „Du hast mir schon mal fast das Bein zerquetscht, du Flegel du!" Brolawski hatte bitterlich geweint. War es aber auch nicht schrecklich, daß ein Mann von ungefähr achtundfünfzig Jahren noch Ohrfeigen bekam und weinte? Einige Stunden später war der Schriftsteller dann zur Belustigung aller Schloßbewohner mit einem lächerlich großen Handtuch, das er sich mit dem Knoten nach oben um den Kopf geschlungen hatte und mit einem buntfarbigen Reisesack in der Hand vor dem Fürsten und seinen Kindern erschienen, um Abschied zu nehmen. Er wollte zurück nach Rußland, an die Wolga, ins Gouvernement Kasan, von wo er dereinst gekommen war, weil die Erzengel Michael und Georg es ihm in seinem Schlaf befohlen hatten. Natürlich war er schließlich doch da geblieben. Ähnliche Abschiedsszenen wiederholten sich übrigens alle paar Monate. Herr Brolawski war aus irgendeinem Grunde beleidigt, zumeist, weil es Streitigkeiten mit der Dienerschaft gegeben hatte, bei der er wegen seines hochfahrenden Benehmens verhaßt war. Er pflegte alsdann weinend in seine Kammer zu steigen, seine Siebensachen in ein rotkariertes Bettlaken einzuwickeln und Abschied von der fürstlichen Familie zu nehmen. Seine Rede begann gewöhnlich mit folgenden Worten: „Vierundzwanzig Jahre habe ich Ihnen, mein durchlauchtiger Herr, und Ihren hohen Angehörigen als ein getreuer Diener zur Seite gestanden. Man beleidigt mich in Ihrem Hause. Ich gehe. Adieu." Alexander brach bei solchen Gelegenheiten in dröhnendes Gelächter aus. Gerhart aber erstickte geradezu vor Verlegenheit. Übrigens war es seltsam, daß sich derartige Begebenheiten nie-

mals in Gabrieles Gegenwart zutrugen. Wer sich die Mühe genommen hätte, den Schriftsteller zu beobachten, hätte eine sonderbare Entdeckung machen können: in Gegenwart Gabrieles bemächtigte sich seiner zuweilen ein nervöses Zittern, und er verfiel entweder in völliges Schweigen oder trug eine aufgeregte, lügnerische Geschwätzigkeit zur Schau. Dem Prinzen Alexander war als dem einzigen diese Tatsache aufgefallen. Er hatte darüber insgeheim eine Theorie, die ihn aufs tiefste belustigte.

„Bitte, Herr Brolawski, wollen Sie sich nicht setzen?" fragte Gerhart zaghaft.

Brolawski lächelte zufrieden. Eine Falte verschämter Eitelkeit bildete sich an seinem rosigen Kinn. Er lüftete höflich den großen Schlapphut und sagte:

„Ergebensten Dank, Prinz."

Darauf ließ er sich in einiger Entfernung von Gerhart nieder. Seinen Oberkörper lehnte er an den Stamm einer Buche, die kurzen dicken Beine lagen ausgestreckt auf dem Moos. Er bettete den Hut neben sich, zog ein rotes Taschentuch, dessen Umfang Gerhart in Erstaunen setzte, aus einem seiner Schaftstiefel und fuhr damit über die perlende Stirn.

„Heiß," sagte er und warf dem Hund einen tückischen Blick zu.

„Ja," entgegnete Gerhart und richtete seine Augen sehnsüchtig auf die blitzenden Speichen seines Fahrrades. Ach, wenn er sich doch jetzt, ohne ein Wort zu sprechen, auf das Rad schwingen und mit Blitz davoneilen könnte, dorthin, wo es keine Menschen gab, nur Bauern in der Ferne, die unberührt von allen Geschehnissen der Erde ihre Arbeit taten.

„Gnädigster Herr," begann Brolawski, „ich muß Ihnen ein kleines Geständnis machen."

„So!" rief Gerhart erstaunt. Und er setzte töricht hinzu: „Wirklich?"

„Ja," sagte der Schriftsteller kopfnickend und schluckend, „ein kleines Geständnis. — Ich habe Ew. Durchlaucht nämlich hier im Walde aufgesucht."

Gerhart machte große Augen.

„Ich stand im Dorf vor dem Haus des alten Gaude und sah Ew. Durchlaucht mit dem Rad hier in den Wald fahren. ‚Brolawski', dachte ich bei mir, ‚jetzt gehst du mal ein bißchen dem Herrn Prinzen nach. Vielleicht hast du Glück und findest ihn.' Also ich munter hinein in diesen herrlichen Laubwald, an dem sich schon mancher Wandersmann an Sonntagen wie diesem heut erquickt hat. Plötzlich, wie ich da so vor mich hinmarschiere, höre ich das Vieh Ew. Durchlaucht brüllen. — Na, da wären wir ja nun."

Der Schriftsteller machte es sich auf seinem Platze gemütlich und sah den Prinzen zufrieden an.

„Ja, und —?" fragte Gerhart ängstlich.

Er hatte ein abscheuliches Gefühl in der Kehle, er konnte nicht mehr schlucken. Er hörte gerade jetzt die Dorfkirche von Ludwigslust zwei Schläge tun, es war also halb zwölf; er hätte weinen mögen vor Sehnsucht nach Einsamkeit.

Brolawski fuhr mit zwei Fingern der rechten Hand zwischen Kragen und Hals entlang.

„Ew. Durchlaucht," sagte er und reckte den Hals, „man lebt seit Jahren in ein und demselben Haushalt zusammen, unter ein und demselben Dach — freilich mit verschiedenem Schicksal in den Sternen darüber. Sie — ein Prinz, ein großer Herr, ein Königspage an Wuchs und Gesinnung, die lächelnde Freude des Jahrhunderts, ich" — Brolawski wurde lebhaft — „ich bin ein Stück Mist, Ew. Durchlaucht!" schrie er. „Ein Unrat, sozusagen der kupierte Schwanz eines Rassehundes. Ew. Durchlaucht sehen in mir einen Mann, der dank einer sonderbaren Mischung seines elterlichen Blutes in jeder Beziehung einen geradezu absurden Unwert repräsentiert. Ich klammere mich an die Eisenbahnpuffer und werde von der Maschine noch so mitgeschleift. Wird man dort oben aufmerksam auf mich, erwischt man mich, so setzt es Prügel. Jawohl, das bin ich . . . ein Lump! . . . Ha!"

Er wurde geradezu begeistert in der Schilderung seines Unwertes.

„Aber ich sehe, daß Ew. Durchlaucht mich mit den

Blicken zur Ordnung rufen. Ich bin gehorsam und folge."

Er vollführte sitzend einen kleinen Sprung seitwärts und sah Gerhart von unten verliebt und schelmisch in die Augen.

„Die Sache ist kurz und gut folgende: wir dürfen uns nicht mehr wie bisher meiden, mein Prinz, wir müssen uns näher kommen!"

„Wieso denn?" rief Gerhart und fuhr mit der Hand erschrocken über sein braunes, kurz geschorenes Haar.

Brolawski lehnte sich empört an den Baumstamm zurück, faltete die Hände über seinem Leib und spielte mit seinen dicken unsauberen Daumen.

„Also dann nicht," sagte er.

„Ach bitte, Sie müssen das nicht falsch verstehen, Herr Brolawski!" rief Gerhart kläglich. „Ich meinte das nicht so . . ."

Brolawski blinzelte in den Himmel.

„Schönes Wetter heute! Gute Aussichten für den Anbau der Zuckerrübe! Der Herr Prinz Alexander — der mich übrigens besser zu schätzen weiß als Ew. Durchlaucht — der hohe Herr also interessiert sich ja lebhaft für den hiesigen Rübenbau. Es steht großen Herren wohl an, hier und da für praktische Angelegenheiten der Landwirtschaft Interesse zu zeigen. Wir leben im Zeitalter der fortschreitenden Demokratisierung des Lebens . . . hapsi . . ."

Brolawski mußte niesen und schneuzte sich umständlich. Gerhart sah ihm bestürzt, mit schmerzlich verzogenem Munde zu.

Brolawski drehte, mitten aus seiner Beschäftigung mit dem Taschentuch heraus, den Kopf zur Seite und warf nach Art eines Grandseigneurs die Worte hin:

„Wissen Sie übrigens, Prinz, daß Ludwig sich für heute auf Ludwigslust angemeldet hat?"

Gerhart riß die Augen auf.

„Ludwig?" fragte er. „Wen meinen Sie denn damit?"

Brolawski lächelte hämisch.

„Wen ich damit meine?"

„Doch nicht den Erbprinzen, meinen Bruder?"

„Allerdings den Erbprinzen, Ihren Bruder!"

Gerhart verschränkte die Finger ineinander.

„Ach du großer Gott . . ." sagte er gepreßt.

Blix stand neben ihm und spielte mit einem Stein. Er hielt ihn zwischen den Vorderpfoten, starrte ihn mit bärbeißigem Gesicht an, sprang zur Seite und dann schräg auf den Stein zu, verscharrte ihn und machte sich glauben, ihn nicht finden zu können, denn er lief im Umkreis umher und suchte ihn schnuppernd . . . nein, er war eben nicht da, er war unbegreiflicherweise verschwunden . . .

„Ew. Durchlaucht," flüsterte Brolawski und rückte wieder vertraulich näher, „Hannibal ante portas! Verstehen Sie diesen Ruf? Soviel Latein haben Sie wahrscheinlich schon in der Schule gehabt, um die Bedeutung dieses Rufes genügend würdigen zu können."

Er schlug den Prinzen erregt flüsternd auf die Schultern.

„Wir müssen uns zusammenschließen, um das geheiligte Haupt unseres Vaters zu schützen. Es droht Gefahr. Wir vier zu allererst müssen in die Schlachtlinie."

Gerhart runzelte die Stirn. Das Blut schoß ihm ins Gesicht.

„Welche vier?" fragte er und konnte vor Erregung kaum sprechen.

„Alexander, Sie, ich und" — Brolawski stotterte — „Gabriele."

Er holte Atem.

„Vergegenwärtigen wir uns die Situation," fuhr er fort und bezeichnete mit seinem Daumen den Fürsten, mit seinem Zeigefinger den Erbprinzen. „Unser Herr Papa, der Fürst, gestützt auf die Liebe seiner jüngeren Kinder, hatte bislang den Forderungen des Erbprinzen gegenüber einen günstigen Stand. Nun aber kommt mit einem Mal Ludwig her, um für sich und seine faulen Projekte Stimmung zu machen. Unterminieren will er" — Brolawski fauchte dem Prinzen ins Gesicht, Gerhart spürte mit Entsetzen seinen unreinen Atem — „aufwühlen will er und ein bißchen zum Zeitvertreib konspirieren! Achtung, mein Prinz, jetzt spitzen Sie gefälligst Ihre hochfürstlichen Ohren, wenn ich Ihnen mitteile: stehen

Sie zu Ihrem Vater, stehen Sie mit der ganzen Kraft Ihres jungen gläubigen Herzens zu Ihrem Vater! Er hat Sie, wenn auch nicht geboren — das hat Ihre verehrungswürdige Frau Mutter besorgt! — so doch mit unendlichen Mühen großgezogen . . . Also!"

Brolawski hob belehrend den krummen Zeigefinger und sah den Prinzen wie einen aufmerksamen Schüler an.

Gerhart aber stand jetzt auf.

„Ich möchte gehen," sagte er.

Er würgte schon lange an der Erbitterung über die eigene Schwäche, diesen Menschen ertragen zu haben, seine Nähe, sein Wort, seinen Atem. In seinem Hals pochte es. ‚Ich bin ein Feigling!' dachte er. ‚Ich muß ein Mann werden! Den Menschen muß ich ins Gesicht schreien können, mitten in den Mund hinein: Sie Vieh!'

Er nahm sein Rad vom Boden auf, pfiff seinem Hund und ging ohne Gruß, doch mit niedergeschlagenen Augen an Brolawski vorbei.

Brolawski saß auf dem Moos und sah dem Prinzen mit aufgerissenem Mund, ganz erstarrt vor Verwunderung zu.

„Na aber . . ." sagte er ratlos und: „Ach bitte, bleiben Sie doch noch ein Momentchen . . ."

Da fuhr ihm der Foxterrier mit einem Triumphschrei über seines Herren Aufbruch ins Gesicht.

Brolawski wich zurück und schlug nach dem Hund wie nach einer Fliege.

„Fort! . . . Ksch! . . . Pfui! . . . Äh! . . . Jetzt gehst du! . . . Pfui! . . ."

Gerhart war bereits zwischen den Bäumen davongeeilt. Aus der Ferne pfiff er noch einmal seinem Hund. Der legte die Ohren zur Seite und folgte ihm mit graziösen Sprüngen über die Farrenbüsche.

Brolawski blickte Gerhart und seinem Hunde nach. Er war grenzenlos erstaunt über die unerwartet schnelle Beendigung seines Gesprächs.

Er erhob sich schwerfällig und trollte sich ächzend, doch im übrigen ganz befriedigt, wie es schien, ja sogar vergnügt davon.

Wer ist Brolawski? Welche Umstände haben ihn zu dem Fürsten und seinen Kindern geführt? Warum erträgt man seine Gegenwart? Wie darf ein Mann, der mit dem Freibrief einer geistigen Verwirrung gewappnet täglich die bedenklichsten und frechsten Reden gegen die fürstliche Familie im Munde führt, in einem solchen Hause unbehelligt fortleben?

Eine Episode aus seiner Jugend wird diese Frage beantworten können. Es handelt sich um eine Begegnung mit einem Knaben unter den sonderbarsten Umständen, mit einem Knaben, der späterhin als Mann dazu bestimmt sein sollte, mit bedeutender Wirkung in das Schicksal der Familie Herfurth einzugreifen.

Hoch im Nordosten unserer Monarchie steht, dem Meer nicht fern, eine krumme graue Stadt, von Festungswällen siebenfach umgürtet, auf siebenmal hügeligem Boden. Ein Fluß, dem die Sprache das Geschlecht des Mannes gibt, führt von der sanften Bucht her und über das gelinde Haff die großen fremden Segelschiffe mitten in das Herz der Stadt hinein. Wendet man sich von seinen steinernen Ufern nach der Südseite der Stadt, so steht man alsbald vor dem Schloß, einem anspruchslosen, oftmals renovierten Bau, um den die Pferdebahn im Bogen herumfahren muß, will sie die Universität und den Dom erreichen. In diesen Mauern herrschte bei den Bewohnern ein durch die geschichtliche Überlieferung gestärkter Liberalismus, eine bärbeißige und zuweilen aufsässige Anhänglichkeit an unsere Könige, welche sich hier seit Jahrhunderten die Krone auf das Haupt gesetzt haben, die unbedingte Hingabe an jede Art von freisinniger Wissenschaft und ein außergewöhnlich reger musikalischer Sinn bei bescheidener schöpferischer Begabung. In einer solchen Stadt wuchs Adalbert von Waechter unter sieben Geschwistern auf, als Sohn des Pfarrers an der Schloßkirche, des Superintendenten Johannes von Waechter und seiner Gattin, einer geborenen Gräfin Dohna. Adalberts Vater war weit über die Provinz hinaus bekannt und angesehen als gewaltiger Prediger und kenntnisreicher

Humanist, in dessen Händen das Geschick der orthodoxen Kirchenpolitik des Landes ruhte. Wie so viele seines Standes hatte auch er einmal in seiner Jugend unmittelbar, mit quellendem Blut aus der Heiligen Schrift, ja ganz schlicht aus Luthers Übertragung das Evangelium Christi erfahren. Befeuert von einem unbändigen geistigen und religiösen Drang, diese göttliche Gestalt von Grund aus zu begreifen, entschied er sich für das Studium der Theologie. Zehn Jahre später hatte er alles erfaßt und dennoch konnte ihn nichts mehr wie dereinst erschüttern. Sein Herz war leer geworden. Das Evangelium war verhüllt und verfinstert durch die Fülle seines humanistischen und theologischen Wissens, durch die Kenntnis aller östlichen und westlichen Religionen, und die Parallelstellen der Synoptiker waren fester in sein Gehirn gemeißelt als die schlichten christlichen Gebote selber. Auf seinem Totenbette sagte er die Worte: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" in der Sprache der Septuaginta und, als er die Augen schließen wollte, segnete er mit einer priesterlichen Gebärde seine Kinder, deren Namen auseinanderzuhalten er in einer vierzigjährigen Ehe nicht gelernt hatte.

Wenn die Schulkameraden von Adalbert von Waechter sprachen, so pflegten sie die Nase zwischen den Daumen und den Zeigefingern einzuklemmen, womit sie andeuten wollten, daß ihnen ihr Genosse unreinlich und anstößig erschien. Adalbert von Waechter vernachlässigte in der Tat durchaus die Pflege seines Körpers, scheute das Wasser und die Seife, trug jahrelang einen fleckigen und abgerissenen Kittel von unbestimmter Farbe und ließ es gleichmütig zu, daß seine Gesichtshaut sich mit Pickeln und Finnen aller Art bedeckte, obgleich es sich verlohnt hätte, sie rein zu erhalten, denn die Züge seines Antlitzes waren schon in der Knabenzeit nicht ohne Bedeutung. Er seinerseits mißachtete die Altersgenossen und ging mit immer geschlossenen Lippen an ihnen vorüber. Sein Geist war erfüllt mit Dingen, die fernab von dem Getriebe einer unbedenklichen Jugend lagen. Wenn es Wolken gab, die auf jahrtausendalte Wälder ihren Regen sandten, wenn es Stürme gab, die ihm den

Staub der Gassen und Stuben vom Gesicht bliesen, wenn das nahe Meer in schwarzer Empörung, wie angefüllt mit großen Taten, zu dem am Strand einsam Verweilenden hindonnerte und schäumte, wenn eine ganze Schöpfung, Mensch, Blume, Tier und Stein täglich zu der ungeheuersten Betrachtung rief, wie konnte man dann Genüge finden an den bunten Spielen der Jugend? Was lag dann noch an schönen Kleidern, blanken Stiefeln und einem wohlgebürsteten Haar? Erregt und regellos atmend so schritt er durch die finstren Wälder seiner Heimat, in denen dereinst Auerochsen und Elche ihre Wohnstätten gehalten hatten, und war ganz umgeben von den gewichtigen Phantasien seines redlichen und leidenschaftlichen Geistes. Er dachte an vielerlei, aber er dachte zumeist an Hermann den Befreier, an Friedrich den Großen und an den Freiherrn von Stein, an einen jeden, der in dem Lauf der Zeiten ein großes Herz für die Gerechtigkeit bewiesen hatte. Als er eines Tages in einem Buch die Geschichte von Voltaires Kampf um den armen Müllergesellen las, den man unschuldig des Mordes geziehen hatte und der nun durch Voltaires Einwirkung vor der Hinrichtung bewahrt blieb, als er von diesem unvergleichlichen Sieg der Gerechtigkeit las, senkte er das Haupt und fühlte mit erbitterter Glückseligkeit ein Schluchzen in seiner Kehle aufsteigen. Ja, das war es, was seine Brust mit einem süßen und beinah erschreckenden Glück erfüllte, was ihm die Seele weitete und seinen Sinn dem allgemeinen Dasein mit neuer und immer neuer Gewalt zuneigte: die Gerechtigkeit, das Recht und die Rechtlichkeit des Ehrbaren, die Ehre des einfachen und redlichen Mannes.

Eines Nachts konnte er, wie so oft, keinen Schlaf vor dem überquellenden Reichtum seiner Gedanken finden. Er beugte sich aus dem Fenster seines Dachstübchens hinaus, welches er mit zweien seiner Brüder zu teilen hatte, um in der vollen klaren Mondnacht eine Kühlung für die innere geistige Glut zu suchen. Seine Augen, von auffallend struppigen Brauen gekrönt, suchten zu allererst den gestirnten Himmel und, nachdem sie sich wieder zur Erde hinabgesenkt hatten, verweilten sie er-

staunt auf dem gegenüberliegenden Kornspeicher mit den herabgelassenen grünen Fensterladen, die wie blind in das weiße Dunkel der Herbstnacht starrten: denn weit über die Fläche des Gebäudes hinaus hatte der Mond mit verschwenderischer Gebärde den rätselhaften Schatten einer flimmernden Gestalt gemalt. Und siehe da, alsbald tat diese Gestalt, Adalbert zu Häupten, auf dem nahen Dach des väterlichen Hauses den Mund auf und begann zu reden. Adalbert glaubte an der schweren Zunge des Redners erkennen zu können, daß ein Betrunkner sich in das Haus eingeschlichen habe, um seltsamerweise vom Dach aus in den Herbsthimmel zu jubilieren, als er ganz deutlich den Namen ‚Jesus Christus' vernahm. Adalbert wähnte eine Sinnestäuschung erfahren zu haben, denn kurz zuvor war er in spielerischen Phantasien damit beschäftigt gewesen, sich ein historisches Gemälde zu schaffen: man hatte Christus nicht gekreuzigt, sondern ihn zur Verantwortung nach Rom geladen. Nun stand er mit gefesselten Händen vor dem Princeps Tiberius und lächelte . . .

In diesem Augenblick hörte Adalbert den Mann auf dem Dach ausrufen:

„Da müßte man ja an Jesus Christus und dem Evangelisten Johannes verzweifeln!"

Adalbert schloß das Fenster mit einer kurzen Bewegung, kleidete sich behutsam an, damit er die schwerfällig schlafenden Brüder nicht wecke, und schlich aus dem Zimmer hinaus. Er durchschritt auf knarrenden Dielen den notdürftig mit einem Öllämpchen erhellten Korridor, in dem es nach feuchter Wäsche roch, und erreichte die Dachstiege, deren wenige Stufen er hinaufeilte, bis er die wagerechte Tür aus Wellblech erreicht hatte. Am Rande des Daches sah er einen Mann stehen, der, obwohl er mittlerweile verstummt war, dennoch auf das lebhafteste nach dem gegenüberliegenden Kornspeicher hin gestikulierte.

Adalbert rief: „Heda!" und der Mann drehte sich langsam nach ihm um, ohne im mindesten ein Erschrecken zu zeigen, ja, ohne auch nur seine lebhaften Bewegungen zu unterbrechen. Es ergab sich sogleich für Adalbert,

daß er es hier mit einem jüngeren Mann von zerlumptem Aussehen zu tun hatte; er war klein, beleibt, sein Gesicht glänzte fettig im Mondenschein, und jedes seiner kurzen Beine war stark nach innen gebogen.

„Heda!" rief Adalbert von Waechter energisch. „Was haben Sie hier zu schaffen?"

Er war bereit, dem Mann nötigenfalls an den Kragen zu gehen, obgleich er sich überzeugt hielt, daß jemand, der nachts auf einem fremden Dach laut ausrief, man müsse an Jesus Christus und dem Evangelisten Johannes verzweifeln, keine strafbaren Absichten hegen könne.

Zu seinem Erstaunen machte der Mann einen richtigen Kratzfuß und sagte von unten herauf mit ergebener Miene: „Ich habe wohl die Ehre mit einem der Herren Söhne des Pfarrers an der hiesigen Schloßkirche, eines Dieners am Worte unsers Heilandes?"

„Jawohl. Allerdings," sagte Adalbert. „Wollen Sie gefälligst erklären, wie Sie auf unser Dach kommen?"

Der Mann machte eine geschäftige Bewegung mit dem Arm, wodurch er seine Ärmel in die Höhe schleuderte. Er schien sich gern zu einer längeren Erklärung anzuschicken.

„Also, Ew. Hochgeboren, die Sache ist nämlich folgende: Ew. Hochgeboren sehen hier einen russischen Pilger vor sich."

Er wiederholte, zufrieden mit sich selbst: „Jawohl — einen russischen Pilger, sozusagen einen Pilgrim ... Vor sieben Tagen nun hat der Endesunterzeichnete die russische Grenze überschritten," fuhr er selbstbewußt fort. „Pässe, Militärpapiere, Auswanderungsschein Seiner Exzellenz des Herrn Grafen Krapotkin, — alles in bester Ordnung!"

Er klopfte zufrieden auf eine lederne Seitentasche, die ihm zugleich mit einem Fernstecher an der Hüfte hing.

„Die Kosaken gaben Schnaps, machten ihre Späßchen und ließen das Väterchen passieren — jawohl. Am heutigen, dem dritten Tag nach der Grenzüberschreitung, ist Ihr ergebenster Diener vierzig Werst marschiert und hat abends pünktlich um die achte Stunde, wie von den

Erzengeln angekündigt, unter Hosianna, Pauken und Trompeten seinen Einzug in die Stadt gehalten. — Eine wirklich hübsche Stadt, man kann nicht klagen," fügte er liebenswürdig hinzu und drehte den Kopf schelmisch auf die Seite.

„Ja und —?" fragte Adalbert von Waechter und zog seine buschigen Brauen zusammen.

„Nun begab es sich," fuhr der Eindringling fort, nachdem er sich aus seiner versonnenen Schelmerei aufgerafft hatte, „nun begab es sich, Ew. Hochgeboren, daß die Nacht hereinbrach mit unergründlich tiefem träumerischem Dunkel, wie der Dichter sich ausdrückt oder so ähnlich — und wir kein Kopekchen in der Tasche hatten. Was taten wir also? Wir stiegen durch das Fenster eines Gemaches zu ebener Erde, das wir Konfirmandenzimmer nennen wollen, in dieses Haus, nicht ohne vorher über den geehrten Besitzer befriedigende Auskünfte eingezogen zu haben, durchschritten unbeobachtet einen Korridor, erklommen einige Treppen und befinden uns nun hier oben auf diesem sehr hübschen Dach. — In der Tat, Ew. Hochgeboren, man genießt eine ganz passable Aussicht. Das Auge des Stadtbewohners muß im allgemeinen des Anblicks der Natur entraten. Wie ansprechend hier im Vordergrund dieses Herbstgold der Bäume — ein Ahorn, wenn ich recht unterrichtet bin? — Wie freundlich der blitzende Kieswег, vom Mond gleichsam ins Relief gehoben! Ja, man fühlt, hier ergeht sich ein Diener Christi in seinen gottgefälligen Betrachtungen . . . na zum Teufel!"

Dem Mann schien irgendein widriger Geschmack im Mund aufgestiegen zu sein, denn er spie mit einem Male aus.

Adalbert beobachtete den Eindringling scharf. Schon damals zeigte sein Antlitz einen strengen, unbestechlichen, aber durchaus wohlwollenden Ausdruck, wenn er mit Leuten des niederen Standes sprach. In dieser Stunde freilich fühlte er sich ganz als Sachverwalter seines Vaters, in dessen Besitztum irgendein Vagabund einen Eingriff gewagt hatte, der zu mißbilligen war. Dennoch konnte er sich einem Gefühl der Sympathie nicht entziehen, welche dieser halbnärrische Mann auf ihn ausübte.

„Sie sind rechtgläubiger Russe?“ fragte er mit strenger Miene.

Die nahe Glocke der Schloßkirche tat gerade jetzt drei eherne Schläge durch die Herbstnacht.

Der Mann antwortete einfach und ernst:

„Jawohl, Ew. Hochgeboren.“

Er schien jetzt alle Narrheiten vergessen zu haben.

„Sie nennen sich einen Pilger. Ihr Reiseweg ist ungewöhnlich. Der rechtgläubige Russe wandert über Kasan und Kijew zu den heiligen Stätten.“

„Ich pilgere nicht zu den heiligen Stätten, Ew. Hochgeboren,“ entgegnete der Mann in demselben einfachen und ernsten Ton wie zuvor.

Er fügte hinzu, indem er düster in das Dunkel sah:

„Das Grab Christi ist in meinem Herzen. Mein Herz ist die blutende Wunde der Welt.“

Adalbert, der sich an einen Schornstein gelehnt hatte, senkte das Haupt. Von neuem hob er es und sagte höflich und tröstend:

„So ist in Ihrem Herzen auch die Auferstehung. Denn Christi Grab ist die Auferstehung der Welt.“

Der Mann seufzte schmerzlich. Er legte die fette kleine Hand auf die Brust.

„Vielleicht, Ew. Hochgeboren, vielleicht! Sie sind sehr gütig dies zu bemerken.“

Da Adalbert das Gespräch bei den Angelegenheiten der Religion festzuhalten wünschte, so sagte er:

„So sucht Ihr Herz hierzuland eine Stätte, an der es seine Anbetung verrichten kann? Es ist mir nicht bekannt, daß die rechtgläubige Kirche in unserm Gebiet eine solche kennt.“

Der Pilger warf ihm einen kurzen feindseligen Blick zu.

„Es steht geschrieben,“ sagte er, „es kommt die Zeit, daß Ihr weder auf diesem Berg noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten. Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“

„Wie?“ rief Adalbert lebhaft. „Sie sprechen die Sprache unserer Bibel?“

„Ich spreche jede Sprache, die zu dem Herzen Christi führt."

„Ach, ich weiß!" rief Adalbert freudig aus. „Sie haben sich gewissen religiösen Strömungen in Ihrem Vaterland zugänglich gemacht, von denen ich erst kürzlich gelesen habe. Aber man sagt, daß die orthodoxe Kirche davorsteht, Ihren Meister zu exkommunizieren. Ich bitte Sie, mir davon zu erzählen."

Der Mann wehrte ab. Das Gespräch schien ihm lästig zu sein. Da er keinen Grund fand, es zu unterbrechen, so nahm er sein früheres närrisches Benehmen zur Hilfe.

Er begann nämlich, sich wie ein Kater mit gesträubtem Haar und schleichendem Gang dem Knaben zu nähern, der ihn mit Erschrecken auf sich zukommen sah.

„Ew. Hochgeboren," flüsterte der Pilger ganz nahe an seinem Ohr und schlug ihn mehrfach erregt auf die Schulter, „Ew. Hochgeboren, ich will Ihnen etwas erzählen: ich pilgere zu einer Frau . . . jawohl! Nicht etwa zu Unserer Lieben Frau . . . hihi . . . nein, durchaus nicht . . . sondern ganz einfach zu einer lebendigen Frau mit zwei recht hübschen Beinen und einem entzückenden Haarwuchs. Können Sie mir vielleicht sagen, wo ich sie finden werde?"

Adalbert wich zurück.

„Wie kann ich das wissen?" fragte er und vermochte nicht eines gewissen Entsetzens Herr zu werden. „Wie heißt sie denn?"

Der Mann kicherte und krümmte sich amüsiert.

„Wie sie heißt? Haha, sie heißt . . . sie heißt . . . Frau Amalie Schmidt . . . nein, warten Sie . . . sie heißt Maria Palowna Popoff geborene Perloff, Intendanturswitwe . . . Die Fürstin Tatjana eine Intendanturswitwe aus Kischinew! . . . Ich bin nahe daran zu platzen . . ."

Er schleuderte Feuchtigkeit aus seinem Mund und bekam vor Vergnügen Gesichtszuckungen.

„Hören Sie," rief Adalbert gereizt, der das Benehmen des Pilgers für eine Verhöhnung seiner Jugend ansah, „ich werde Sie als Hausfriedensbrecher der Polizei übergeben, wenn Sie sich hier nicht anständig und leise auf-

führen! Ich bin nicht auf das Dach heraufgestiegen, um zuzusehen, wie Sie den Narren und Hanswurst spielen! Ich habe nicht schlafen können, weil es im Zimmer so heiß war, und weil ich über einiges nachdenken wollte. Deshalb habe ich das Fenster in meinem Schlafzimmer geöffnet und habe plötzlich gehört, daß jemand ganz laut gerufen hat: ‚Da müßte man ja an Jesus Christus und dem Evangelisten Johannes verzweifeln!' und ich bin Ihnen später mit Schonung begegnet, als ich hörte, daß Sie ein Pilger sind, der mir ein ernsthaftes religiöses Empfinden und ein christliches Leid zu verraten schien. Was ist das jetzt für ein Geschwätz mit Maria Palowna Popoff und der Fürstin Tatjana? Wollen Sie mich wie einen dummen Jungen behandeln? Denken Sie vielleicht, ich bin ein Kindskopf, mit dem man seine Scherze treiben kann? Wie alt sind Sie denn? Doch höchstens zweiundzwanzig? Nun wohl, ich bin siebzehn, da ist kein großer Unterschied, und dann kommt es auf das Gehirn an, mein Lieber — was jemand gedacht und erlebt hat . . . Ich bin vielleicht klüger als Sie! Jawohl, Sie brauchen dazu keine Grimassen zu schneiden! Ich habe zum Beispiel heute den ganzen Tag lang über den Pandekten gesessen. Sie wissen womöglich nicht einmal, was das ist: Pandekten? Nun, es sind die von Kaiser Justinian gesammelten Fragmente aus den Schriften von neununddreißig römischen Juristen in der Reihenfolge des prätorianischen Edikts und dergleichen mehr! Es ist überhaupt nicht anständig und zeugt auch nicht von guter Erziehung, jemanden auszulachen, weil er jung ist. Ich möchte wohl wissen, wo Sie erzogen sind, obgleich Sie sonst keinen ungebildeten Eindruck machen und die deutsche Sprache fehlerfrei sprechen. Nun marsch! Äußern Sie sich gefälligst! Oder zum Kuckuck mit Ihnen!"

Adalbert fuhr sich erregt durch sein buschiges Haar. Seine unverhältnismäßig große Nase war weiß geworden vor Zorn.

Der Pilger hatte während dieser Worte durchaus keine Grimassen geschnitten, sondern ganz im Gegenteil mit gesammelter Aufmerksamkeit den Kopf lauschend zur

Seite geneigt und mit einer offenkundigen Ergebenheit und Achtung im Gesicht Adalbert zugehört. Jetzt stand er in ratloser Zerknirschung da und sah Adalbert fassungslos an.

„Ich bin bei Gott der traurigste Hund, der mir je begegnet ist," sagte er und zog die Nase dabei kraus, als röche er etwas Schlechtes. „Was denken Ew. Hochgeboren, was ich schon in der Jugend für Prügel wegen meiner Albernheit bekommen habe? Aber da ist nichts zu machen! Stellen sich Ew. Hochgeboren bloß vor: ich bin ganz gesetzt, ich spreche ganz vernünftige Dinge, mein Gehirn ist gleichsam in der Ruhelage, und mit einem Male fühle ich, wie die Albernheit gleich einer Schlange auf mich zukriecht, mich in den Fuß sticht und mein ganzes Blut mit Gift durchsetzt."

„So nehmen Sie sich doch zusammen!" schnauzte Adalbert. „Man bleibt doch nicht ewig ein Junge . . . Der Ernst des Lebens! . . . Ich bitte Sie . . . Teufel auch!"

„Ja," sagte der Pilger mit gerunzelter Stirn.

Plötzlich machte er eine jähe Verbeugung und flüsterte: „Ich bitte um Vergebung."

„Ach was!" brummte Adalbert. „Ich sage Ihnen das um Ihretwillen. Wie sollen Sie denn da im Leben durchkommen?"

„Ja," sagte der Pilger bescheiden.

Es trat eine Stille ein. Niemand von ihnen wußte, was er zu reden hatte.

In der Verwirrung sagte der Pilger:

„Wollen sich Ew. Hochgeboren nicht setzen?"

Adalbert sah sich um.

„Wo soll man sich denn hier setzen?" fragte er, immer noch im brummigen Ton.

„Vielleicht auf den Boden?" fragte der Pilger mit ergebener Miene.

Adalbert nickte finster, und beide ließen sich nieder, mit dem Rücken an einen Schornstein gelehnt. Adalbert umfaßte seine hochgezogenen Beine mit den Händen und sah in den östlichen Himmel, über den die Sternbilder auf- und niederwanderten. Der ferne, harte, gleichmäßige Schritt eines Polizisten klang aus den Straßen zu ihnen

herauf. Eine der Dienstmägde aus der Gesindekammer sprach laut aus dem Schlaf. Sie rief in dem breiten Tonfall ihrer Heimat: „Jungchen! Ach d u!“ und dieses langausgedehnte Du war eine so stürmisch gesprochene Liebkosung, daß Adalbert und der Pilger zusammenfuhren. Der Schritt des Wachmanns verlor sich in der Ferne, der Mond war untergegangen, und bald war auf der Erde und unter dem Himmel nichts als Stille.

„Ew. Hochgeboren,“ begann nach einer Weile der Pilger mit bescheidener Stimme, „wenn ich vorhin von Anna Palowna Popoff sprach, so war das nichts anderes als eine Fiktion. Denn, ich will es nur gestehen, ich kenne keine Dame dieses Namens, ebensowenig wie ich eine Frau Amalie Schmidt kenne. Ich meinte im Grunde meines Herzens keine geringere als Fürstin Tatjana — Familiennamen tun nichts zur Sache, nicht wahr? — also Maria Tatjana, die vor einigen Jahren einen deutschen Erbprinzen und nunmehrigen Fürsten geheiratet hat — der Herr Papa haben nämlich mittlerweile zu sterben geruht. Jawohl. So geht es in der Welt.“

Der Pilger nickte vor sich hin und schwieg jetzt wieder eine Zeitlang, wie um seinen Geist zu sammeln. Adalbert, der ihn von der Seite beobachtete, erschrak beinah, als er auf dem fetten und verschwommenen Gesicht des Pilgers einen so tiefen Schmerz ausgedrückt sah, wie er es nie zuvor in seinem Leben auf einem Menschenantlitz wahrgenommen hatte.

Der Pilger faltete nämlich die Hände und hielt sie in die dunkle Luft, als wolle er zu den Sternen flehen.

„Ew. Hochgeboren!“ rief er. „Im Gouvernement Kasan an der Wolga im vierten Distrikt ist ein Verbrechen geschehen!“

Adalbert zog erbleichend die Stirn hoch und riß die Augen auf.

„Hat man dort jemanden erschlagen?“ fragte er und fuhr sich hastig über das Haar.

Er wußte sehr wohl, daß fast zu jeder Stunde auf der Erde irgendwo „ein Verbrechen geschah“, aber hier schien sich eines gleichsam in seiner Nähe zugetragen zu haben, hier war ein Bote, der ihm Bericht geben

sollte von einem Verbrechen, das sich an der Wolga zugetragen hatte.

„Stellen Sie sich vor!“ rief der Pilger, ohne Adalberts Frage zu beantworten. „Irgendwo in der Welt, auf dem Lande, lebt ein junges Menschenkind, ein Mädchen, ein Geschöpf, die Tochter eines Fürsten, kurzum eine Prinzessin! Ich werde Ihnen jetzt beschreiben, wie solch ein Menschenkind den Tag über lebt. Also — da ist der Morgen. Die Sonne ist aufgegangen, und der Mond steht noch über dem Herrenhaus am Himmel. Die Vögel haben in den spiegelroten Pfützen und in den Gartenvasen gebadet, schlagen die Flügel und singen, die ersten Milchwagen vom Nachbargut rollen in der Ferne die Landstraße hinunter, andere fahren auf die Felder. Man sieht sie zwischen den Äckern auf unebenen Wegen ins Land kutschieren, darinnen sitzen Männer und Frauen mit ihren Gerätschaften. Die Frauen haben sich Tücher um das Haar gebunden, sind schläfrig und stumm. Dann ist's wieder still, das ist nämlich die Stille nach dem ersten Morgenerwachen und sie ist noch größer als die Stille in der Nacht. Stellen Sie sich dann auf den Gutshof und horchen Sie, wenn die Vögel einen Augenblick schweigen, was werden Sie hören? Ich will es Ihnen sagen: Sie werden den Gesang der Wolga hören und die Rufe der Knechte, die auf den Flößen fahren. Denn alles, was die Leute an den Sommertagen in den Wirtshäusern an den Ufern der Wolga mit ihrem Munde singen, das nimmt sie mit sich fort, und ihre Wellen singen es immer und immer wieder nach, bis sie es auswendig wissen, erst einzelne, versteckte und unruhige Töne, dann kleine Melodien und sanfte Lieder, endlich aber im Frühling tragen sie mit dem Wind und den Flössen die Gesänge der Welt über das Land, von Wäldern und eisernen Brücken, von fremden Völkern, Schneebergen, Jahrmärkten, Fähren und Wirtsstuben . . . Die Sonne steigt höher, Ew. Hochgeboren, die Leute auf den Feldern halten ihre erste Rast, die Frauen nehmen die Tücher vom Kopf, trinken aus den Krügen und lassen sich den Wind im Haare sein, die Hunde bellen in den Hütten, neue und immer

neue Wagen fahren aus und ein, der Postbote kommt aus der Stadt, geht in das Wirtshaus und trinkt seinen Frühstücksschnaps, die Mägde scheuern die letzten Stuben und tragen die Wäsche auf die Wiese hinter das Haus — was, meinen Sie, tut mittlerweile die Prinzessin, das Kind, Maria Tatjana — he?"

Der Pilger stieß Adalbert mit der Schulter an und wartete herausfordernd auf eine Antwort. Aber Adalbert hatte nicht den Schimmer eines Gedankens, was eine junge russische Prinzessin um diese Stunde wohl tun könne.

„Nun, Sie wissen es nicht!" rief der Pilger zufrieden. „Ich will es Ihnen sagen, mein Lieber: sie schläft."

Und er setzte hinzu, glückselig über die Überraschung auf Adalberts Gesicht oder auch ganz einfach glückselig darüber, daß es Geschöpfe gab, die inmitten so vieler Geschäftigkeit und Arbeit schlafen durften:

„Jawohl, mein Lieber, sie schläft. Die Vorhänge in ihrem weißen Stübchen, in dem es immer so frisch wie nach Milch und sauberen Kinderchen riecht, sind sorgfältig heruntergelassen, und auch die Fensterchen sind nur ein ganz klein wenig geöffnet, damit die Prinzessin durch keine Geräusche von draußen gestört werden kann, aber weit genug sind sie immer noch offen, so daß der Wind die eiserne Stange in den gelben Rouleaus mit einem kleinen klingenden Laut an den grünen Laden stößt und die Vorhänge sanft bewegt . . . ja, sanft bewegt . . ."

Der Pilger geriet bei der Erinnerung an diese gelben Vorhänge mit der klingenden eisernen Stange in eine schaukelnde Bewegung und wiederholte zu Adalberts Befremden noch einige Male die Worte: „Sanft bewegt . . . ja, sanft bewegt . . ."

Nachdem er in die richtige Lage zurückgefunden hatte, fuhr er zu erzählen fort:

„Nehmen wir an, daß Maria Tatjana den Tag vorher in dem Gouvernementsstädtchen getanzt hat, vielleicht auf einem Gartenfest des Gouverneurs, wo es viele rote und blaue Lampions und eine echte italienische

Nacht mit den prächtigsten Feuerwerksüberraschungen gab, nehmen wir an, daß sie am Arm des Herrn Papa allen freundlich zugenickt und mit allen ein paar niedliche und höfliche Worte gesprochen hat, wonach dann jeder von den Bürgern des Städtchens fröhlich zurücktrat, nehmen wir an, daß sie später viel getanzt und gesungen hat, daß sie die Ballkönigin war, mit vielen, vielen Blumen, und daß sie erst spät mit der Kalesche heimgekommen ist, dies alles angenommen, können wir getrost sagen, daß Maria Tatjana nicht vor zehn Uhr am Frühstückstisch erscheinen wird. Dort wird sie dem Herrn Fürsten einen Kuß geben, wird noch ein klein wenig verschlafen und launisch in die Morgensonne blinzeln und niesen, ein paar Schluck heißen Tee trinken, einige Radieschen mit dem Stiel abbeißen und zwei bis drei Biskuits mit süßem Fruchtgelee zu sich nehmen, bis die Lektionen bei Mademoiselle La Hayne beginnen, Französisch, Englisch und sehr viel Deutsch, deutsche Literatur und auch ein ganz klein wenig Religion."

Der Pilger schien nunmehr an eine Stelle seiner Erzählung gekommen zu sein, die ihm aus irgendeinem Grunde besonders nahe ging, denn er begann unruhig zu werden. Adalbert glaubte, einige kreisrunde rote Flecke auf seinem Gesicht bemerken zu können.

„Ew. Hochgeboren," sagte der Pilger und zappelte mit den Beinen, „in den Universitätsferien konnte es geschehen, daß einige dieser Lektionen, vornehmlich die über die russische, die deutsche und die französische Literatur, desgleichen die über Geschichte und Philosophie nicht von der erwähnten Mademoiselle La Hayne erteilt wurden, sondern von einem jungen Studenten, einem netten, klugen Herren von vornehmem Äußern und gewinnenden Manieren, einem ‚Kopf' Ew. Hochgeboren, wie man bei uns zu sagen pflegt, kurzum von mir — jawohl!"

Adalbert sah erstaunt auf.

„Von Ihnen?" fragte er.

„Jawohl!" rief der Pilger und gab Adalbert vergnügt einen Stoß mit der Schulter. „Von mir, dem

neben Ihnen sich ergebenst Aufhaltenden, ganz recht, von meiner Unbeträchtlichkeit . . . Sie sind sehr scharfsinnig, dies erraten zu haben."

Adalbert sah den Pilger mißtrauisch an. Er befürchtete für ihn wiederum den Biß der Schlange ‚Albernheit'.

Der Pilger schien dies zu bemerken. Er sammelte sich zur Ruhe und fuhr mit einem gewissen beleidigten Hochmut in seiner Erzählung fort:

„Seit dem Tode der hochseligen Fürstin, also einige Monate nach Maria Tatjanas Geburt, ward es mir als einem älteren Bruder der Tatjana vergönnt auf dem Gut aufgenommen zu werden und ward daselbst als ein Sohn des Hauses gehalten. Täglich wurde ich mit dem Wagen in das Gymnasium der benachbarten Gouvernementsstadt geschickt, welches ich schnell und fleißig absolvierte. Später trieben Durchlaucht ihre Güte soweit, mich mit einem ansehnlichen Monatsgeld nach Moskau und auf mehrere Universitäten nach Deutschland zu schicken, woselbst ich mit den Kreisen der Aristokratie und Intelligenz Fühlung genommen habe. Ew. Hochgeboren werden nun fragen, was den Fürsten zu so viel Interesse und Aufopferung für meine unbedeutende Person vermochte. Da wäre erstens zu sagen, daß Seine Durchlaucht allzeit ein außerordentlich liberaler und menschenfreundlicher Herr gewesen zu sein geruht haben, der sich keine Mühe und keine Kosten verdrießen ließ, einem ‚Kopf' den Weg von den unteren Schichten der Erde in den Sonnenpalast zu ebenen. Außerdem aber ist das mit den ‚unteren Schichten der Erde' bei mir durchaus keine alltägliche Angelegenheit, mein ehrenwerter Herr! Denn es gibt da eine gewisse kleine Beziehung zwischen Seiner Durchlaucht und mir, eine gewisse amüsante Bande des Blutes, die meine Abstammung mindestens bis zur Hälfte in ein höheres Licht rückt, kurz und gut, mein ehrenwerter Freund" — der Pilger trommelte heftig mit den kleinen dicken Fingern auf seiner zerfetzten Hose herum — „in meinen Adern fließt das Blut von Bojaren, ich bin eine Frucht der Sünde Seiner Durchlaucht mit einer ehemaligen Schweinemagd und nunmehrigen Rentenempfängerin Katarina

Iwanowna Brolawski. Jawohl. Prosit Mahlzeit! Da haben wir jetzt die Bescherung!"

Der Pilger lehnte sich befriedigt zurück und beobachtete den Eindruck, den diese Mitteilung auf seinen Nachbar gemacht hatte. Er täuschte sich jedoch, wenn er ein ehrfürchtiges Staunen über die Erzählung seiner Abstammung erwartete, denn Adalbert runzelte bedenklich die Stirn und schien wiederum vor einem Ausbruch der Empörung zu stehen. Obwohl er in Dingen wie die vom Pilger erwähnten durchaus unerfahren war und auch keine rechte Vorstellung hatte, was eigentlich „eine Frucht der Sünde" sei, so fühlte er doch sehr deutlich, daß die Erzählung des Pilgers einen unschicklichen Verlauf nahm. Vor allem aber ärgerten und reizten ihn die lächerlichen Redensarten wie „Mein ehrenwerter Herr!" oder „Prosit Mahlzeit, da haben wir die Bescherung!" mit denen der Pilger seine Geschichte auszuschmücken beliebte.

„Ich ersuche Sie," sagte Adalbert streng und stand auf, „durchaus bei der Sache zu bleiben und Ihre Abschweifungen zu unterlassen, wenn Sie noch wünschen, daß ich mich für Ihre Erzählung interessieren soll. Sie haben versprochen, mir von einem Verbrechen Bericht zu erstatten, das auf Ihrem Gut stattgefunden hat. Ich sehe vorläufig in Ihrer Erzählung nicht den Schimmer davon. Übrigens bitte ich Sie zu bemerken, daß es empfindlich kalt wird und der Tag anbricht."

Darauf ließ er sich abermals auf dem Boden nieder, schlug den Kragen seines Jacketts hoch, steckte die Hände in die Seitentaschen und verharrte schweigend in einer streng abwartenden Haltung.

Der Pilger formte mit den gekrümmten Fingern Ringe um die Augen und blinzelte zu den Sternen.

„Ausgezeichnet, mein Junge, ausgezeichnet!" rief er. „Ich vermute, Sie werden jämmerlich enttäuscht sein, wenn Sie die Quintessenz meiner Erzählung wahrgenommen haben. Denn hier handelt es sich um ein innerliches Verbrechen, mein Junge, um einen Seelenmord sozusagen, der mit der Polizei so gut wie gar nichts zu tun hat."

Er ließ von der Betrachtung des Sternenhimmels ab und fuhr zu berichten fort:

„Die Vermögenszustände Seiner Durchlaucht waren nun damals auf dem Hund. Ew. Hochgeboren werden sich entsinnen, daß unser erhabener Zar, Seine Majestät Alexander der Zweite, vor einigen Jahren Allerhöchst geruht haben, die Leibeigenschaft aufzuheben. Nun, einer seiner hauptsächlichsten Berater war mein Papachen, das jederzeit in den liberalen Reformen voranging und sich auf diese Weise zu ruinieren geruhte. Geld war bei uns in der Tat so knapp geworden, daß wir nicht einmal mehr recht imstande waren, unser Töchterchen, wie es sich für ein liberales russisches Edelfräulein geziemt, in eine Schweizer Pension zu schicken. Und mein Papa war zu stolz, um das Väterchen Zar in Pieter um Hilfe anzugehen, kurzum, wir saßen höllisch auf dem Trockenen. Was taten wir also? Verkauften wir vielleicht einige unserer hinreichend überschuldeten Güter? Oder unsere ebenfalls hinreichend überschuldeten zwei Häuser auf dem Newski-Prospekt? Verpfändeten wir unsere Ernte auf fünf Jahre? Liehen wir uns eine Million Rubel von einem guten Freund? Gab es vielleicht dank der erhabenen Reformen unsers Allerhöchsten Herrn irgend jemanden von unseren Freunden in Rußland, der uns eine Million Rubel hätte leihen können, beispielsweise Dolgoruki oder Potemkin? Nein, nichts dergleichen, mein Bester! Wir verkauften ganz einfach unser schönes Töchterchen, denn die Wohlfahrt der Bauern war uns natürlich wertvoller als die unseres Töchterchens, und dann war es ja auch so außerordentlich interessant, aus nächster Nähe zu beobachten, wie sich die großen Reformen bewähren würden. Darauf konnten wir auf keinen Fall verzichten. Jawohl, Ew. Hochgeboren, so war man jederzeit in meiner Familie: man stellte die Ideale über die Wirklichkeit . . . Zu derselben Zeit nämlich, als wir so höllisch auf dem Trockenen saßen, schrieb ein deutscher Fürst an sein ungeratenes Söhnchen, den Herrn Erbprinzen, folgenden Brief nach Petersburg, woselbst sich der Herr Erbprinz am Hofe unseres erhabenen Zaren ohne irgendeine Beschäftigung herum-

trieb, da er sich in Ihrem geschätzten Vaterland durch ein paar Geld- und Weibergeschichten unmöglich gemacht hatte. Der Herr Fürst schrieben also: ‚Mein Sohn! Ich erfahre heute von Deinem Bankier, daß Du im letzten Jahr wieder annähernd sechsmalhunderttausend Taler verbraucht hast. Der Kummer, welchen Du mir durch ein solches Leben machst, ist nicht zu beschreiben, und ich will nun folgendermaßen gegen Dich vorgehen: Du wirst Dich innerhalb von sechs Monaten verloben, andernfalls ich Dich entmündigen und von der Erbfolge ausschließen lasse. Ich ergreife diese Maßregel, weil ich mir durch den Einfluß eines reinen Mädchens und einer Ehe überhaupt Besserung für Dich erhoffe. Gott verzeihe Dir die Sünde, die Du dadurch begehst, daß Du mich täglich mit Kummer erniedrigst. Dein Vater Johann Albrecht.‘ — Ich lese auf der Nase Ew. Hochgeboren die Frage, woher ich diesen besagten Brief so wörtlich hier zitieren kann. Nun, es hatte hiermit seine eigene Bewandtnis. Mein Papa, der Fürst, hatte den Herrn Erbprinzen am Hof kennen gelernt und ihn zur Hühnerjagd auf unser Gut geladen. Ich empfehle Ihnen, falls Sie einmal später nervös werden sollten, durchaus die Hühnerjagd bei uns dort unten. Sie beruhigt außerordentlich. Also — der Herr Erbprinz traf denn auch bald bei uns ein, und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, sich mit Maria Tatjana, dem unschuldsvollen Tierchen, zu verloben. Zu diesem Zwecke packte er seine Koffer, steckte sich als Empfehlung den Brief seines Herrn Vaters in die Hosentaschen und traf ganz zufällig in demselben Eisenbahnzug, der ihn in unser Gouvernementsstädtchen bringen sollte, eine gewisse Dame vom kaiserlichen Ballett, eine nationale Schönheit, Ew. Hochgeboren, welche dann später ganz zufällig in unserm Städtchen im Gasthaus ‚Zu den vier Winden‘ abstieg und sich ganz zufällig, in gewissen Geldgeschäften vermutlich, dort genau so lange aufhielt wie unser Herr Erbprinz. Als der Herr Erbprinz an der Seite meines guten verstorbenen Herrn Vaters — habe ich eigentlich schon erwähnt, daß er vor drei Wochen gestorben ist? — mit dem Jagdwagen vor das Guts-

haus vorfuhr, trat meine Wenigkeit, wie es sich geziemt, an den Kutscherbock, um Iwan beim Abladen der Koffer behilflich zu sein. Hierbei begegnete mir das bedauernswerte Unglück, daß ich, trotz meiner sofortigen lebhaften Sympathie für unsern hohen Besuch, dennoch gerade den gewichtigsten Koffer, der mit den Gewehren und sonstigen Jagdmaterialien bepackt war, auf den Fuß des Herrn Erbprinzen fallen ließ, wofür ich denn auch sogleich sowohl von dem Herrn Erbprinzen wie auch von meinem verstorbenen Papa ein paar wohlverdiente Ohrfeigen erhielt. Ich bin, wie gesagt, ein miserabler Hund und zu keiner Handreichung auf der Welt zu gebrauchen. Ew. Hochgeboren werden sich meinen Kummer vergegenwärtigen, den ich darüber empfand, daß sich der Herr Erbprinz die ersten drei Tage nur mit Hilfe einer Krücke vorwärtsbewegen konnte. Immerhin hatten Seine Durchlaucht trotz dieser bedauerlichen Entstellung seiner Leiblichkeit die beträchtlichsten Erfolge aufzuweisen, denn er entzückte gleichmäßig meinen inzwischen am Kummer verstorbenen Papa und mein Schwesterchen durch seine Unterhaltungen, seine Späßchen und Erzählungen aus seiner väterlichen Familie und der großen Welt überhaupt. Mittlerweile schritt die Besserung am Fuße des Herrn Prinzen zu meiner großen Freude vorwärts, und bald waren Seine Durchlaucht durchaus imstande, beidem, sowohl der Jagd wie auch der Liebe, sich hinzugeben. Ich meine mit letzterer nicht so sehr den Umgang mit Maria Tatjana als gewisse abendliche Spazierfahrten zu unserer nationalen Schönheit in das Gouvernementsstädtchen, zumeist vom nächsten Dorf aus mit einem verschwiegenen Wägelchen, Spazierfahrten, die den Bewohnern unseres Gutshofes verborgen blieben bis auf meine Wenigkeit, die natürlich wieder einmal in alles ihre Nase stecken mußte. In einer solchen Anwandlung, den Schuft zu spielen, bin ich bejammernswürdiges Individuum denn auch eines Abends schamlos in das leere Schlafzimmer des deutschen Herrn Prinzen gekrochen, habe mich eingehend mit den Papieren beschäftigt, die liederlicherweise und, wie große Herren nun einmal sind, überall im Koffer herumgestreut lagen, und habe mich

nach der Durchsicht von ungefähr achtzehnhundert unbezahlten Rechnungen und viertausend Briefen von Frauenzimmern zu jenem besagten, äußerst merkwürdigen und interessanten Schreiben Seiner Durchlaucht des Herrn Fürsten Johann Albrecht durchgefressen. Diesen Brief habe ich Schuft in die Tasche gesteckt und habe gleich danach so lange an die Schlafzimmertür meines Herrn Papa getrommelt, bis dieselben geruhten, wütend zu öffnen. Nun ergab sich folgende äußerst dramatische Szene, die ich später einmal schriftstellerisch zu verwerten gedenke, — habe ich Ew. Hochgeboren bereits davon unterrichtet, daß ich einen Roman zu schreiben im Begriff bin, der das entsetzliche Schicksal einer russischen Aristokratenfamilie zum Gegenstand hat? ... Ah! Ah! Sehen Ew. Hochgeboren die Morgenröte? Wahrhaftig, sie kehrt immer wieder, die Gnadenreiche, zu diesem Geschlecht von Maultieren und Affen zurück! Ist es Ihnen schon aufgefallen, daß alle Menschen im Grunde Hunds- und Pferdegesichter haben? Und solch ein Geschlecht überschüttet sie immer wieder mit ihrer rauschenden Glorie! — Doch ich war dabei unterbrochen worden, wie mein herkulisch gebautes Papachen wütend im Nachthemd vor mir stand, in der einen Hand die brennende Lampe, in der anderen einen Pantoffel aus grünem Filz, und wie er eben im Begriff war, mir mit eben diesem Pantoffel aus grünem Filz wohlverdienterweise eins hinter die Ohren zu geben. ‚Schlagen Sie zu, Väterchen,' rief ich knieend, mit emporgehobenen Händen, ‚schlagen Sie zu, soviel Ihnen beliebt, ich bin nur eine elende Frucht Ihrer Sünde mit Katarina Iwanowna Brolawski, aber wenn Sie mich genug geschlagen haben, so hören Sie mich an.' ‚Du Strolch,' quäkte mein Papachen, ‚willst du mit deinem Schreien Tatjana aufwecken und unsern Gast?' ‚Oh,' rief ich, ‚was unsern Gast betrifft, so seien Sie unbesorgt, Väterchen, er liegt in den besten Armen! Und er müßte ein hübsch schlappes Tier sein, wenn man nötig hätte ihn aufzuwecken!' Mein Väterchen wurde dunkelrot vor Zorn im Gesicht, ja, mir schien, als sei sogar sein weißes ehrwürdiges Haar auf seinem liberalen Köpfchen dunkelrot vor Zorn

geworden, möglich auch, daß es der Lampenschein war. ‚Was schwatzt du, Gamin?‘ schrie er. ‚In welchen Armen liegt unser Gast und wieso braucht er nicht geweckt zu werden?‘ ‚Ew. Durchlaucht mein süßes Väterchen,‘ entgegnete ich, ‚der Herr Erbprinz haben in der sehr richtigen Voraussicht, daß man hier an den Schweinemägden nur wenig Vergnügen finden könne, was Ew. Durchlaucht durchaus bestätigen werden, und daß andererseits eine Verlobung mit Maria Tatjana auch zu keinem greifbaren Amüsement führen werde, es für seine Gesundheit für gut befunden, sich ein Mitglied des kaiserlichen Balletts aus Petersburg in unsere menschenleere Ödnis mitzubringen und das geehrte Mitglied in unserem Städtchen im Gasthaus ‚Zu den vier Winden‘ zu stationieren, woselbst Seine Durchlaucht sich momentan bis morgens vier Uhr aufzuhalten beliebt. Ich beschwöre Sie aber, liebes Väterchen, darüber nicht in Zorn zu geraten, denn Ew. Durchlaucht werden sich Ihrer eigenen Jugend entsinnen, und daß Jugend nun einmal keine Tugend hat und daß das Leben von großen Herren sich überhaupt in gewisser Hinsicht anders abzuspielen pflegt als das Leben von uns Kleineren!‘ Da bei diesen Worten mein inzwischen verstorbenes Väterchen zu schwanken begann, so hielt ich es für angemessen, ihm sowohl die Lampe wie auch den Pantoffel aus der Hand zu nehmen und ihn zu seinem durchlauchtigen hygienischen Ruhebett aus Eisendraht zu geleiten. Hierbei ließ ich es nun nicht bewenden, sondern holte aus meinem Stiefel den schändlich gestohlenen Brief heraus, worauf ich mein Väterchen mit kölnischem Wasser einreiben mußte. Nachdem dieselben sich wieder soweit erholt hatten, daß sie zum Lesen des hochfürstlichen Schreibens imstande waren, bekam ich meine Lektion wegen meines schurkischen Benehmens und daß ich die Gastfreundschaft und somit die Ehre der Familie dauernd in den Schmutz gezogen hätte, wurde angewiesen, den besagten Brief unverzüglich, bevor der Herr Erbprinz zurückkäme, an seine alte Stelle zu tragen, und ward darauf mit einem Fußtritt zur Tür hinaus expediert.“

„Nein so was!“ rief Adalbert entrüstet, der der Er-

zählung des Pilgers jetzt atemlos folgte, ohne sich über dessen Manieren noch zu ärgern.

Der Pilger schlug den Kragen seines zerschlissenen braunen Rockes hoch und machte sich mit den Armen Bewegung, wie es die Kutscher in Petersburg des Winters tun.

„Am nächsten Morgen hatte mein Papachen seinen Entschluß gefaßt. Ew. Hochgeboren werden denken, er hätte den Herrn Erbprinzen herausgeworfen? O nein, in gerechter Würdigung der Tatsache, daß ich und nur ich an allem schuld sei, wurde ich am nächsten Tag auf ein zwanzig Werst entfernt liegendes Dorf geschickt, da ich mich zurzeit der fürstlichen Nähe und des Umgangs mit Maria Tatjana ‚unwürdig erwiesen' hätte. Jawohl. Immerhin konnte ich noch am Morgen vor meiner Abreise ein wunderschönes Schauspiel ansehen: wie mein Papachen mit dem Herrn Erbprinzen, der ein wenig blaß aussah, aber sonst ganz munter zu sein schien, in stundenlangen Gesprächen immer um die hübsche Gartenfontäne herumging, in der ein Triton das Wasser und eine rosa Kugel bläst, und wie sich schließlich beide Herren in gegenseitiger Hochachtung die Hände schüttelten. Was mich anbetraf, so marschierte ich täglich meine zwanzig Werst hin und meine zwanzig zurück, hielt mich bei Katarina Iwanowna versteckt, die mir in ihrer Herzensgüte sogar zu essen gab, und war so gemein, den nunmehr Verlobten nachzuschleichen. Einmal sah ich, wie der Erbprinz Maria Tatjana sehr lange küßte. Maria Tatjana riß sich von ihm los und sagte zu ihm: ‚Ich fühle, daß Sie schlecht sind! Ganz deutlich fühle ich es!' Was meinen Ew. Hochgeboren, was der Herr Erbprinz zu antworten geruhten? ‚Ja, Maria Tatjana', rief er, ‚ja, ich bin schlecht, aber es ist das Leben, das mich so gemacht hat, und ich weiß, daß es für mich nur eines gibt: retten Sie mich, zu Ihren Füßen flehe ich Sie an, retten Sie mich!' Da neigte sich Maria Tatjana in ihrer unendlichen Güte mit ihrem ernsten Kindergesichtchen zu ihm herab, brachte ihre dunklen Augen nah an seine und nun küßte sie ihn abermals lange auf den Mund. Des Nachts ging der Herr Erbprinz dann in

das Gasthaus ‚Zu den vier Winden', ‚um sich ein bißchen Bewegung zu machen', wie er Maria Tatjana gestand."

Der Tag brach an. Milchwagen fuhren mit brennenden Laternen durch die holprigen Gassen, hielten lärmend vor den Häusern, und die Kutscher warfen die blechernen Kannen, die mit dem ersten Frühzug von den umliegenden Gütern gekommen waren, auf die Straßen. Jalousien wurden hier und da rasselnd in die Höhe gezogen, und aus der Gesindekammer hörte man den schläfrigen Schritt einer Magd, die an das Fenster ging, um es zu schließen. Unten aber im Studierzimmer des Pfarrers wurde eine Lampe angezündet und die grünen schweren Vorhänge sorgfältig zugezogen. Ein Feuerschein des geheizten Ofens leuchtete einen Augenblick auf. Dies war die Zeit, zu der Herr von Waechter seine Arbeiten begann. In dieser trüben Stunde war sein Geist am regsamsten, und die weisesten Gedanken, wie die Kirche gegen den Ansturm der Zeit standhalten könnte, wurden nun gefaßt.

„Ew. Hochgeboren," sagte der Pilger und stand auf, „Maria Tatjana ist seit einem Jahr mit dem Herrn Erbprinzen verheiratet, sie ist gesegneten Leibes und" — auf dem Antlitz des Pilgers zeigte sich derselbe Ausdruck des unerträglichen Schmerzes wie vorhin — „Ew. Hochgeboren," wiederholte er leise, mit Entsetzen in der Stimme, „sie ist von ihm gesegneten Leibes ... Maria Tatjana ... verstehen Sie? ... Nicht genug ... er hat sie einmal geschlagen und am Hals gewürgt ... ich habe es gelesen in einem Brief, Ew. Hochgeboren ... sie ist gesegneten Leibes und er hat sie geschlagen ... mein Herr Jesus Christus ... genug, genug! ... Ich lag unter der Linde vor dem Dorfgasthaus und schlief wie ein Faulpelz. Es war um Mittag. Ich war müde und schlief. Mein Väterchen war vor einem Tag gestorben, sein Leichnam lag im Herrenhaus, im kühlen Haus. Die Fliegen summten im grünen Zimmer und beschmutzten seine Augen. Niemand kümmert sich groß um einen Toten, wenn keine Kinder da sind, nicht wahr? Nun lag ich und schlief. Ich war so müde, Ew. Hochgeboren. Ich hatte mich wieder an seinen Schreibtisch geschlichen und die Briefe von Maria Tatjana seit ihrer

Ehe gelesen, hatte mir auch ein paar Rubel, so Stücker fünfzig, gestohlen und schlief nun. Da traten die Erzengel Michael und Georg an mein Lager und schrieen mich an: ‚Michael Georg, du lausiger Schuft, steh auf, nimm deinen Stab und wandere zu deiner Herrin!‘ Ich aber schlief und konnte mich nicht regen, denn ich war müden Geistes.“ — Der Pilger bekreuzte sich dreimal. — „Da schlugen die Erzengel ihre Schwerter mit wütenden Funken aneinander und senkten sie alsdann zur Erde, lehnten sich mit den Händen höhnisch auf ihren Knauf und schrieen abermals: ‚Michael Georg, du versoffenes Schwein, steh auf, nimm deine Schleuder und deine Harfe und wandere zu deiner Herrin!‘ Da fühlte ich, wie mein Geist rege wurde wie ein Wurm, der im Winter in kalter Scholle geschlafen hat, aber immer noch blieb ich ohne Regung, Ew. Hochgeboren. Da rissen die Erzengel ihre Schwerter in die Höhe, daß von der Spitze bis an ihre nackten Füße eine schnurgerade Linie war, und ihre Augen leuchteten wie das Feuer Gottes, als er den Kindern Israels nachts in der Wüste den Weg zeigte, und mit der freien Hand rissen mich die Erzengel am Ohr hoch und schrieen zum drittenmal: ‚Michael Georg! Steh auf, nimm dein Schwert und wandere zu deiner Herrin!‘ Da bin ich erwacht, Ew. Hochgeboren, bin in das Haus gegangen und habe mit Herzklopfen gewartet, einige Tage, bis sie mein Papachen in der Kapelle begraben haben, hab Katarina Iwanowna um den Segen gebeten, hab auch vom Starosten die Papiere bekommen und habe mich aufgemacht zu wandern.“

Der Pilger verneigte sich tief vor Adalbert, wobei er seine Arme herabhängen ließ.

„Leben Sie wohl, Ew. Hochgeboren,“ sagte er, „die Stunde meiner Wanderung ist längst gekommen. Wenn ich Sie mit meinen Worten gekränkt habe, so verzeihen Sie mir und leben Sie wohl.“

Adalbert seinerseits hatte sich erhoben und verneigte sich, unwillkürlich betreten, ebenso tief wie der Pilger.

„Ich wünsche Ihnen alles Gute auf Ihren Wegen. Ich geleite Sie durch das Haus. Es würde Ihnen gewiß nicht angenehm sein, jemandem von den unsrigen zu begegnen.“

Der Pilger errötete und lächelte schüchtern.

„Nein . . . in der Tat . . .“ sagte er.

Als sie beide die Tür aus Wellblech erreicht hatten, die zur Treppe führte, wollten sie sich gegenseitig den Vortritt lassen. Schließlich ging der Pilger mit Dankesworten auf den Lippen voran. Adalbert geleitete ihn vorsichtig über die noch dunklen, knarrenden Holztreppen des Pfarrhauses. Da sie aus dem Arbeitszimmer des Pastors Schritte hörten, legte der Knabe seinen Finger auf den Mund, eine Gebärde, die der Pilger mit einer gleichen beantwortete. Endlich öffnete Adalbert die Haustür, und beide traten im fahlen Morgenlicht auf die Straße.

„Sie haben einen langen Weg vor sich,“ sagte Adalbert höflich.

„Einen langen Weg, Ew. Hochgeboren,“ erwiderte der Pilger zustimmend.

Adalbert errötete und zog die Augen hoch.

„Verzeihen Sie . . . ich wünsche Sie auf keinen Fall zu beleidigen . . . aber Sie sagten vorhin, Sie hätten keinen Pfennig Geld bei sich . . . darf ich? . . . Bitte . . .“

Der Pilger verneigte sich abermals und nahm mit spitzen Fingern, ohne ein Wort zu sprechen, das dargebotene Geld. Darauf trat er einige Schritte zurück, vollführte mit der Hand eine Bewegung der Ergebenheit und trat wiederum einige Schritte zurück, wobei er an die Wand des gegenüberliegenden Kornspeichers anstieß.

Hierauf drehte er sich um, deutete mit ausgestrecktem Arm nach Westen, als wolle er das Ziel seiner Wanderung angeben, machte in der Dämmerung des neuen Tages ein großes Zeichen des Kreuzes, verneigte sich tief zum letztenmal und ging davon.

Adalbert ging in das Pfarrhaus zurück und öffnete die Türe, die zum Konfirmandenzimmer führte. In der Tat war hier das Fenster die Nacht über offen geblieben, und es mußte dem Pilger ein leichtes gewesen sein, in das Pfarrhaus einzudringen. Adalbert beugte sich zum Fenster hinaus und betrachtete lange Zeit träumend das spärliche Getriebe auf den Gassen.

Später erinnerte er sich, daß sein Gymnasium nach ihm rief. Er schloß das Fenster und kehrte in seine Stube zurück.

Viertes Kapitel

Der Erbprinz

I

Die Geschwister nahmen an diesem Sonntag um zwei Uhr zusammen mit Mademoiselle Duchamps und Frau van Terbunken, der Hausdame von Ludwigslust, das Frühstück ein: es herrschte dabei tiefes Schweigen. Gabriele und Gerhart verspürten Angst in ihrer Brust, eine pochende Erwartung des Kommenden. Alexander war gedankenlos und schlecht gelaunt. Frau van Terbunken schwieg mit vollendet aufmerksamer Höflichkeit, weil „man eben nicht spricht, wenn man von Ihren Durchlauchten nicht angeredet wird." Nur Mademoiselle Duchamps versuchte hin und wieder einige Bemerkungen zu machen, die ihr jedoch bereits auf der Zunge erstarben; sie seufzte schließlich vorwurfsvoll über soviel Unfreundlichkeit, die man ihr entgegenbrachte, und sagte, als man sich erhob: „C' est la vie . . . oui . . ."

Gerhart verbeugte sich vor Gabriele und ging in sein Zimmer. Alexander wollte in den Marstall und später in die Jagdkammer, um dort endlich einmal Ordnung zu schaffen. Gabriele begab sich in ihre Schlaf- und Wohnräume, die auf dem westlichen Schloßflügel in der Abgeschiedenheit des zweiten Stockwerks lagen. Als sie daß Eßzimmer verließ, sank Frau van Terbunken leicht in das Knie, obwohl sie wußte, daß Gabriele derartige Höflichkeiten „noch dazu am hellen lichten Tag" „unausstehlich" fand. Es gelang Mademoiselle Duchamps, den Prinzen Gerhart noch im Korridor zu erreichen und ihn zu fragen, „si son Altesse l'accompagnerait voir les poussins justement nés," aber Gerhart antwortete ihr nicht. Mademoiselle konnte sich nicht daran ge-

wöhnen, daß er für derartige Dinge kein Interesse mehr hatte.

Gabriele ruhte während der folgenden Stunde in ihrem Schlafzimmer. Sie blickte, auf ihrem Kanapee ausgestreckt, in das matte graue Licht des verdunkelten Gemaches. Da sie keinen Schlaf finden konnte, ließ sie sich später in ihrem Salon am Schreibtisch nieder und begann die Beantwortung einiger Briefe.

Gabriele bevorzugte diesen Raum, der durch die Erweiterungsbauten ihres Vaters kaum berührt und nur unmerklich verändert worden war. Man nannte ihn den friderizianischen Salon. Hier hingen, von goldenen Schnüren gehalten, dicht beieinander Rahmen an Rahmen die lithographischen Abbildungen der Generale Friedrichs des Großen, welche alle beherrscht und überschattet waren von dem ernsten, kühnen und geistigen Antlitz ihres Königs an der gegenüberstehenden Wand.

Die blaugeblümten Fenstervorhänge waren zugezogen, denn die Sonne blieb während des Nachmittags am jenseitigen Himmel. Der große stille Raum war auf diese Art verdunkelt, doch konnte Gabriele an ihrem Schreibtisch nah dem Fenster auch im Schatten der Vorhänge ihre Korrespondenz erledigen. Sie ließ ihre Füße auf dem mit Rosenranken gezierten Aubussonteppich ruhen und führte den großen elfenbeinernen Federhalter mit schräger Haltung des Kopfes und der Schulter leicht über das Papier hinweg. Bisweilen, wenn ihr ein Wort oder ein Gedanke fehlte, hob sie ihre Augen zu der japanischen Vase, die mit einem Ast schwerer Kirschenblüten gefüllt war, oder höher hinauf zum Plafond des Gemaches. Dann war das Geräusch der schreibenden Feder verstummt, und nur ein stärkerer Atemzug als zuvor, kaum der Hauch eines Seufzers, glitt von ihren Lippen durch den beschatteten Raum oder eine weiße Blüte fiel mit einem kleinen Laut auf das Schreibpapier. Oben an der Zimmerdecke sah Gabriele den Amouretten zu, die in ausgelassenen Bewegungen auf goldenen Wolken ritten und sich mit ihren kleinen dicken Händen Rosen ins Gesicht warfen. Eines der Kinder zumal war es, das Gabriele gern betrachtete; es schlug ver-

gnügt die freien Hände über der Wolke zusammen und wandte den Kopf zurück, als wolle es allen zurufen, die ihm auf seiner Himmelsbahn folgten: Ist es nicht wunderschön?

Es war so gegen drei Uhr, im Frühling, und jedermann im Haus schien zu schlafen. Draußen begann es heiß zu werden. In den Kastanien der großen Allee saßen die Vögel und flogen schweigsam von Ast zu Ast, die Schwäne glitten schläfrig bis zu den Ufern und trieben sich gelassen, ohne besondere Absicht, auf dem Rasen umher, im Dorf blökte eine Kuh und blieb dann stumm, ein Gärtnerbursche ging leise singend über den schmalen Kiesweg zwischen dem Schloß und dem Maiensee . . .

Nach einigen Minuten einer vollkommenen Stille ließ Gabriele ihre Feder auf dem Papier ruhen, ihre Augen wanderten nachdenklich zum porzellanumrahmten Bildnis ihrer Mutter, das auf der Etagere stand. Sie lauschte. Sie hörte Schritte auf dem Gang, die sich schnell ihrem Zimmer näherten.

Es pochte.

Gabriele legte die Feder in den blumigen Porzellanaufsatz ihres Tintenfasses und rief gedämpft:

„Herein."

Die Tür öffnete sich.

Es war der Erbprinz.

2

Erbprinz Ludwig, ein kleiner, schlanker und geschmeidiger Herr, trat seiner Schwester in kurzen, hastigen Schritten entgegen. Der Erbprinz trug, die Mode unserer Zeit mißachtend und dem Vorbild eines seiner Ahnen, Johann Ludwigs, eines Verwandten Heinrich des Vierten von Frankreich folgend, an den Wangen einen kurzgeschnittenen rötlich-schwarzen Vollbart, der sich vom Kinn aus zu einem spitzen seidigen Dreieck verlief. Sein

leicht gerundeter Schnurrbart zerrte die Mundwinkel und gab den breiten Lippen einen schmerzlichen Ausdruck. Das Haupthaar, an den Schläfen stark gelichtet, war ohne Scheitel in einzelnen schwarzen Strähnen von der Stirn aus bis zum Wirbel hochgebürstet. Unter seinen überaus klugen grauen Augen hatte sich die Haut zu plastisch hervortretenden Säcken geformt, die seinem Antlitz, weit entfernt von jeder Schlaffheit, den Ausdruck erarbeiteter Willensstärke verlieh. Schon damals zeigten die Wangen des Erbprinzen eine Neigung, von den Schläfen aus bis zu den Kinnansätzen tiefe Falten zu bilden, und auch die Stirnhaut begann eine ungesunde gelbliche Färbung anzunehmen. Im ganzen machte der Erbprinz den Eindruck eines Italieners, vielleicht auch eines Russen.

„Guten Tag, Gabriele."

Gabriele reichte dem Erbprinzen die Hand. Mit leidend hochgezogenen Brauen sah sie an ihrem Bruder vorbei auf eine Ranke des Teppichs.

„Bitte setze dich," sagte sie mit gesenkten Augen und deutete auf einen Stuhl am Fenster.

Der Erbprinz verneigte sich und wartete, bis Gabriele ihm gegenüber an ihrem Nähtisch Platz genommen hatte. Er umfaßte mit einem schnellen Blick das Gemach und die friderizianischen Bilder an den Wänden. Er war so lange nicht hier gewesen.

Die Geschwister saßen vor dem verhängten Fenster auf dem erhöhten Erker, der von einer Balustrade aus Ebenholz umgittert war. Während Gabriele zu ihrem Strickrahmen griff, herrschte Schweigen.

Der Erbprinz hatte die seidenen Aufschläge seines schwarzen Rockes zurückgerafft und die Füße leicht übereinander gekreuzt. Er beobachtete mit gesammelter Höflichkeit, wie Gabriele jetzt das Haupt über ihre Stickarbeit neigte, er sah ihren Nacken und den goldenen, einfach geschlungenen Knoten ihres Haares.

Er richtete leise die Worte an sie:

„Darf ich fragen, wie es dir geht?"

Gabriele zog die Nähnadel aus dem festgespannten Stoff.

„Ich danke dir," sagte sie, „es geht so einigermaßen."

Sie setzte hinzu:

„Hier ist es ja immer schön."

„Du hattest in der Stadt Beschwerden, nicht wahr? Geheimrat Oppenheimer meinte allerdings, es sei lediglich Nervosität und etwas Bleichsucht."

Gabriele hob den Kopf.

„Hast du mit ihm gesprochen?"

Der Erbprinz fuhr mit der Hand über die Augen, als wolle er seinen Blick von einem Zwang befreien.

„Ja . . . gestern . . ." entgegnete er.

Er fügte hinzu:

„Du nimmst wohl jetzt Eisen, nicht wahr?"

„Ja . . . Eisen," war die Antwort.

„Eisen ist gut," bemerkte der Erbprinz kopfnickend. „Ich hatte in Kalkutta eine bleichsüchtige Dienerin, die ich sehr lieb hatte. Ich gab ihr täglich Eisen . . . sie wurde ganz gesund . . . gottlob . . ."

Gabriele sah ihn befremdet an.

„Aber du sitzt hier recht im Schatten," fuhr der Erbprinz freundlich lächelnd fort. „Liebst du die Sonne nicht?"

„O doch," erwiderte Gabriele mit einem leichten Widerwillen und senkte die Augen tiefer auf das Stickmuster. „Wir könnten ja den rechten Vorhang aufziehen, wenn du willst."

Ludwig erhob sich hastig von seinem Stuhl und zog an den seidenen Gardinenschnüren. Ein Strahlenbündel von gelber Sonne blendete seine Augen. Eine große Fliege flog summend durch das neue Licht und tauchte unter im jenseitigen Dunkel.

Gabriele stickte ein mythisches Tier. Es war das Einhorn, welches, zum vierten Mal von ihren Händen gebildet, mit kindlich spähender Haltung in den Wald der Gefahren äugte. Der Erbprinz sah es von ferne; er verspürte eine geheime Sehnsucht nach diesen lieblichen Unternehmungen.

„Das ist schön," sagte er und deutete auf die Arbeit. „Du hast unbewußt ein makelloses arabisches Märchen gestickt. Ich weiß nicht, warum mich dieses Tier an

einen Märchenerzähler in Mara erinnert. Es war am Nachmittag ... Mara ist eine Felsenstadt, die kaum ein paar Europäer betreten haben ... es war so friedlich ..."

Gabriele ließ die Arbeit sinken und blickte zum Fenster hinaus.

„Warst du lange dort?" fragte sie.

Der Erbprinz errötete.

„O nein," sagte er, glücklich über Gabrieles Frage, „drei, vier Tage ... Es war ein Wagnis ... James de Graaf, ein Amerikaner, und ich, wir zogen beide mit einer arabischen Karawane hin ... de Graaf hatte einen Brief vom amerikanischen Konsul ... Du lieber Gott, das hätte uns wenig genützt, aber wir verstanden die Leute zu nehmen und übrigens ... uns lag beiden nicht viel an allem ..."

Er hielt inne.

„Du meinst am Leben?" fragte Gabriele, ohne das Haupt vom Fenster zu wenden.

„Ja ... auch am Leben," antwortete der Erbprinz zögernd.

„Warum lag deinem Freund nicht viel am Leben?" fragte Gabriele.

„Ach, eine abscheuliche Geschichte ... Er liebte eine schlechte Frau, die ihn zugleich mit sieben, acht Männern betrogen hat ... darunter mit seinem Bruder ... Er hat es mir einmal abends erzählt ... Er war ein prächtiger Kamerad ... diese jungen Amerikaner sind groß bei jeder Tag- und Nachtwache, bei der Jagd und Kriegsgefahr, ihr Blick allein weitet einem die Seele ..."

Gabriele schwieg.

„Wo lebt er jetzt?" fragte sie nach einer Stille.

Der Erbprinz lachte fröhlich.

„O, de Graaf ist lange tot! ... Er wurde mit mir zusammen Soldat ... sie haben ihm später in einem der indischen Pässe den Garaus gemacht ..."

Die Fliege stieß summend an die Decke, wo die Amouretten auf ihren farbigen Wolken spielten.

„Ich hätte ihn gern kennen gelernt," sagte Gabriele freundlich.

Der Erbprinz horchte verwundert auf.

„So?“ fragte er.

Er fügte hinzu:

„Ach, der war nichts für Damen ... Immer hatte er Pech damit ... Lieber Gott, wenn ich an die Gesellschaft bei Lord Douglas denke ...“

Der Erbprinz hielt inne. Er machte eine energische Handbewegung, als wolle er sich selbst zum Schweigen gemahnen.

Gabriele lauschte, ob er noch etwas sagen würde, aber er blieb jetzt stumm. Mit sorgfältig verborgenem Interesse hatte sie die Worte ihres Bruders angehört, der ihr fremder war als irgendein Knecht draußen im Dorf. Dies also war der Klang seiner Stimme, wenn er lachte, mit solchen Männern wie James de Graaf hatte er Kameradschaft gepflogen, und beiden war nichts an ihrem Leben gelegen, — beiden, nicht nur diesem Amerikaner, den eine Frau mit sieben, acht Männern betrogen hatte ... auch ihm, auch Ludwig ...

„Warum war dir nichts am Leben gelegen?“ fragte sie unversehens und wandte sich ihm zu.

Sie blickte ihm groß und ehrlich in die Augen. Ihre Hand, die nun unbeschäftigt auf der Armlehne ruhte, hatte sich bei der Frage geöffnet.

Der Erbprinz faltete seine kleinen harten behaarten Hände über den Knieen und neigte seinen Oberkörper vornüber.

„Soll ich es dir sagen?“ fragte er.

„Wenn du willst,“ entgegnete Gabriele und blickte zu ihm hinab.

Sie bemerkte, wie die Sonne sein Haar traf und wie sehr dieses gelichtet war. Sie wunderte sich darüber und dachte: ‚Wie schnell man alt wird! Das Haar meines Bruders will sich lichten ... Und gestern war doch noch Jugend bei uns allen ...‘

Der Erbprinz schlug ein Bein über das andere.

„Ich liebte eine Frau ...“ sagte er gleichmütig. „Oder vielmehr: die Reinheit einer Frau ... Ich wollte sie schützen vor ihrem Feind ... Es war voll-

kommen hoffnungslos ... Das hat mich aus Europa getrieben wie so vieles andere auch ..."

Gabriele zeigte eine vorübergehende Verwirrung. Sie hatte ein derartiges Bekenntnis nicht erwartet. Sie fühlte sich durch die Offenheit ihres Bruders geniert und leicht von ihm abgestoßen. Dennoch mußte sie mit einem aufsteigenden Mitleid kämpfen, weil er hoffnungslos liebte.

„Und dann glaubte ich, es könne mit euerm Vater besser werden," sagte der Erbprinz.

Gabriele verzog den Mund.

„Und diese Hoffnung hat dich getäuscht?" fragte sie mit gänzlich veränderter Stimme und nahm aufs neue ihre Arbeit zur Hand.

„Ja," entgegnete der Erbprinz mit großer Bestimmtheit.

„Nicht nur das!" fuhr er fort und sah seine Schwester stirnrunzelnd an, da sie den Mund stärker verzog. „Es ist schlimmer geworden."

„Wer trägt die Schuld?" fragte Gabriele spöttisch.

„Er."

„Wer er? Papa?"

„Ja. Euer Vater."

„Euer Vater? Warum sagst du denn immer: euer? Ist es etwa nicht auch deiner?

„Nein."

„Nein? O bitte — was bedeutet das?"

„Das bedeutet, daß ich ihn erst dann wieder meinen Vater nennen werde, wenn er sich verändern wird."

„Wenn er sich verändern wird?" fragte Gabriele erstaunt.

„Ja. Im Tod nämlich."

Gabriele ließ den Stickrahmen auf den Schoß sinken.

„Was redest du denn da?" fragte sie fassungslos. „In welchem Tod wird er sich verändern?"

„In seinem."

„In seinem Tod? ... Ich verstehe dich gar nicht ... Du mußt deutlich mit mir sprechen ... Ich bin hier immer so allein und verstehe vieles nicht ... Von welchem Tod sprichst du denn?"

Der Erbprinz war bei den Worten ‚Ich bin hier immer so allein' erblaßt.

„Lebst du denn nicht in Glanz und Glück mit deinen Leuten?" fragte er heiser.

Gabriele unterdrückte seine bittende Gebärde durch eine ungestüme Bewegung ihrer Hände.

„Sage mir noch einmal, von wessen Tod du eben spracheſt!" rief sie heftig. „Von Papas Tod — ja?"

„Ja, Gabriele."

Gabriele wandte ihr Antlitz, als wollte sie es verbergen, der Landschaft zu.

„Also erst dann wirst du ihm Frieden geben," sagte sie leise.

„Der Tod wird ihm Frieden geben," erwiderte Ludwig ernst. „Glaube mir, dein Vater hat nie Frieden gehabt, so lange er lebt. Wenn du ihn liebst, so bitte für seinen Tod."

Gabriele richtete ihre schmalen grauen Augen unter den übellaunisch hochgeschwungenen Brauen mit dem Anzeichen des äußersten Abscheus, der heftigsten Feindschaft und Kälte auf den Erbprinzen, der jetzt ihrem Blick streng, beinahe drohend begegnete. Seine breiten, schmerzlich durstenden Lippen verschlossen sich fest und zitterten vor verhaltener Willensstärke, die gelbe Haut an den Backenknochen spannte sich an und zeigte rote Flecke.

Nach einer Weile verwandelten sich jedoch seine Züge wie unter der Erleuchtung eines neuen Gedankens, und er begann einfach und freundlich zu sprechen:

„Was scheint dir so schlecht daran, Gabriele, für seinen Tod zu bitten? Verzeih, daß ich dir noch einmal von meinen Reisen erzähle. Ich bin vor einigen Monaten mit dem jungen Westminster über das Gelände eines indischen Schlachtfelds geritten. Rechts und links — unsere besten Freunde waren niedergemäht oder lagen zerrissen in den Feldlazaretten. In jedem von ihnen, mit denen wir so marschiert waren und getrunken hatten, war doch eine Welt, die nun versunken war. Wer sprach von Tom Atwood, von Harry Bülow oder Steward Smith? Sie alle waren ein paar Jahre früher

ins Grab gesunken als sonst die andern zu Haus, — eine Lächerlichkeit gegenüber dem Ewigen, das auf uns alle wartet. Da dachte ich zum erstenmal an Papas kommenden Tod und wußte, daß uns in der kurzen Spanne Zeit, die wir Leben nennen, nur eines zu verrichten bleibt: Gutes tun ... Gutes tun, Gabriele! Dein Vater hat in seinem Leben wenig davon getan, und jetzt steht er im Begriff, das Schlimmste zu vollbringen. Er ist heute zweiundsechzig Jahre. Die Zeit verpaßt, Gabriele! Die Zeit verpaßt! Glaube mir, der Tod ist gut und trostreich für uns alle und auch für ihn. Ja, auch für ihn: du bist jung und hast wohl noch niemals einen Toten gesehen, sonst wüßtest du, wie ungeheuer das ist, was mit dem letzten Herzschlag in seinen Leib getreten ist: nicht etwas Zerstörendes, sondern das einzig Aufbauende in dieser Welt. Auch ihn, der sein Leben verfehlt hat, wird es erhöhen. Wer da nicht sieht, daß irgendwo für jeden Toten der Erlöser von aller Schuld auf Erden lebt, der ist wahrhaftig blind bis in die letzte Faser seines Hirns."

Gabriele erhob sich von ihrem Sitz, stieg die Stufe vom Erker hinab und ging mit leidenschaftlichen Schritten, das Haupt grübelnd vorgeneigt und an den Lippen saugend, im Zimmer auf und nieder. Sie hielt das Tuch in der Höhe ihrer Brust mit vollen Händen umfaßt, wie sie es liebte. Die Sonne war unterdessen ein wenig herabgesunken, und das Strahlenbündel hatte seine Bahn im Raum verändert. Die Schloßuhr gab die dritte Stunde des Nachmittags an.

„Wenn der Tod das einzig Aufbauende in dieser Welt ist, wie du meinst," sagte Gabriele mit spöttischer Schärfe, „so gebe ich dir den Rat zu sterben. Es wäre ja möglich, daß auch dein Tod trostreich wäre ... Mein Lieber, du wünscht dir den Tod deines Vaters, der einige Zimmer von uns entfernt lebt und atmet ... Ich sage dir, das ist verboten ... das ist Wahnsinn und ich halte dich für nervenkrank und überspannt ... Ich rate dir, tue etwas für deine Gesundheit ... geh in ein Sanatorium ... geh nach Hohenschwangau ... man soll dort gut aufgehoben sein ..."

Der Erbprinz lachte bei diesen Worten auf.

„Da hätten wir ja die alte Melodie!“ rief er und legte das Haupt in die Hände. „Wielange hab ich die nicht mehr gehört! . . . Natürlich . . . das Irrenhaus! . . . Wie konnte ich das nur einen Augenblick vergessen! . . . Das war ja eures Vaters Losungswort, als ihr noch im Sande spieltet und den Tag über hinter mir hersanget: ‚Ludwig ist verrückt geworden — Ludwig muß nach Kößnitz kommen — in die Irrenanstalt!‘ O ich habe diesen hübschen Vers nirgends vergessen, weder in Tibet noch in Arabien und auch nicht, daß euer Vater mit den Händen in der Hosentasche ermutigend hinter euch stand und dröhnend über den See lachte. Mama hatte oben die Fenster geschlossen und weinte in ihrem Zimmer, daß einem jeden, der nicht gerade zur Familie gehörte, das Herz hätte brechen können. Einmal hat dein Vater, als ich ihm als Junge mit etwas Bestimmtem drohte, wenn sich gewisse Vorkommnisse wiederholen sollten, deine Mutter am Hals gewürgt und sie beschuldigt, sie habe mit Absicht einen geisteskranken Sohn geboren, weil sie in der Schwangerschaft zuviel russische Schriftsteller gelesen habe . . . Ja, liebt und verehrt nur diesen Mann von ganzer Seele, aber ich bitte euch, gebt hin und wieder einmal darauf acht, daß ihr dabei nicht unter die Räder kommt und zerbrochen werdet!“

„O mein Lieber,“ rief Gabriele im stürmischen Fortschreiten, „man wird nicht zerbrochen, wenn man sich schützend vor seinen Vater stellen will! Denn das Gesetz befiehlt, deinen Vater zu lieben! Papa ist kein Engel, das weiß ich, aber er ist ein Mann, und ich liebe ihn nicht nur als Tochter, sondern auch als Frau, die einen Mann, einen richtigen wahren Mann zu würdigen versteht, sowie Mama ihn vor Jahren vermutlich einmal gewürdigt hat! Ich habe sogar Freude an alledem, was dich kränkt . . .“

Sie blieb plötzlich auf ihrer leidenschaftlichen Wanderung durch das Zimmer stehen, richtete das Haupt lauschend zum Korridor und ging, ohne daß Ludwig es bemerkte, mit behutsam rauschenden Schritten auf die Tür zu, die sie schnell öffnete.

Der Erbprinz hörte jetzt, wie sich jemand eilends auf dem Gang entfernte.

Gabriele kehrte zurück.

„Es war nichts," sagte sie beruhigt. „Nur Brolawski."

„Brolawski stand vor der Tür?" fragte der Erbprinz verwirrt.

„Ich weiß nicht, ob er vor der Tür stand," entgegnete Gabriele gleichgültig. „Er schweift hier oft auf dem Gang umher. Ich glaube, er wohnt oben auf dem Turm."

Der Erbprinz schien über irgend etwas nachzudenken.

Gabriele nahm jetzt wieder ihren Sitz am Fenster ein.

„Warum bist du hierher gekommen?" fragte sie gleichgültig. „Ich vermute, du hast dich hier nicht melden lassen, um mir häßliche Geschichten zu erzählen, die sich vor siebzehn Jahren zugetragen haben. Also sage mir bitte, was du in Ludwigslust zu tun beabsichtigst."

Der Erbprinz fuhr aus seinem Sinnen auf und nahm eine bestimmtere Haltung ein.

„Ich kann dich darüber nicht unterrichten, was ich hier zu tun beabsichtige," sagte er. „Ich habe mich, bevor ich irgend jemand anders sprechen wollte, bei dir melden lassen, um dich um etwas zu bitten —"

„Ja," sagte Gabriele aufmerksam, mit sachlicher Kälte.

Der Erbprinz runzelte die Stirn.

„Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß du den größten Einfluß auf deinen Vater ausübst. Ich ersuche dich nun darauf hinzuwirken, daß seine Fahrt nach Willingshausen am heutigen Abend und an allen folgenden Tagen unterbleibt, daß er sich ruhig einige Monate hier in Ludwigslust aufhält und später auf Reisen geht."

„Papa fährt heute nach Willingshausen?" fragte Gabriele erstaunt. „Davon weiß ich nichts."

„So wird es dir vermutlich im Lauf des Nachmittags mitgeteilt werden."

„Und aus welchem Grund soll diese Fahrt unterbleiben?"

„Darüber muß ich schweigen."

„Du verlangst also, ich soll dir in deinen Absichten blindlings vertrauen?"

„Ja."

„Und wenn ich es nicht tue —?"

„Dann lasse ich morgen bei Gericht den Antrag einreichen, deinen Vater zu entmündigen."

Gabriele versank in Nachdenken. Sie verbarg ihr Gesicht in der aufgestützten Hand und schien die Anwesenheit ihres Bruders gänzlich zu vergessen. Große Gedankenbilder zogen unaufhaltsam durch ihre Seele, eines löste das andere ab, vermählte sich mit ihm und trennte sich wieder . . .

Es trat eine tiefe Stille ein, während derer der Erbprinz seine Schwester unausgesetzt beobachtete, — unausgesetzt auf diese weiße Hand sah, die ihre Gedanken beschirmten. Nach Verlauf einer Viertelstunde, erweckt durch die Schloßglocke, sagte Gabriele tief aufatmend:

„Ich will dich in nichts unterstützen."

Sie fügte nach einer Pause hinzu:

„In garnichts."

Ludwigs graue Augen bekamen für einige Sekunden einen starren Ausdruck.

Gleich darauf verneigte er sich von seinem Stuhl aus und sagte, indem er sich erhob:

„Wir sehen uns beim Essen?"

„Ja."

Er verneigte sich noch einmal und ging, die linke Hand in der Tasche und den Aufschlag seines Gehrockes zurückgerafft, auf die Tür zu.

Gabriele sah zu Boden.

„Ludwig!" rief sie.

Der Erbprinz drehte sich um.

„Hat dir Alexander bestellt, was dir Papa sagen ließ?"

„Nein," entgegnete der Erbprinz. „Ich habe ihn noch nicht gesprochen."

„Er sagte einen Spruch aus der Bibel. Kennst du ihn?"

„Welchen, bitte?"

„Ehre Vater und Mutter!"

Der Erbprinz runzelte die Stirn. Er sah an Gabrieles Haar vorbei durch das Fenster auf die Kastanienallee und die dahinter liegenden Felder.

„Ja . . .“ sagte er zerstreut, „das ist ein schlechtes Gebot . . . aber ich will Vater und Mutter ehren . . . ja, ich danke dir . . .

Er setzte seinen Weg fort. An der Tür wandte er sich noch einmal um. Er winkte seiner Schwester mit der Hand zu.

„Ja, ich danke dir . . .“ sagte er.

*

Der Erbprinz tat im Zwielicht des breiten Ganges einige Schritte, blieb stehen und strich mit beiden flachen Händen langsam von den Schläfen aus bis zum Kinn über seine Wangen. Eine tiefe Verzweiflung schien sich seiner bemächtigt zu haben, er blickte verstört nach der Pforte, die er soeben hinter sich geschlossen hatte, und einen Augenblick war er nahe daran, dorthin zurückzukehren und die Türklinke aus geblümtem Porzellan niederzudrücken, um noch einmal dem schwesterlichen Hauch in diesem blau und goldenen Gemach nahe zu sein. Doch er ermannte sich und schritt tief atmend der großen Marmortreppe zu, die in die Halle führte.]

Ein Diener, in einen burgunderroten Frack gekleidet, wie die gesamte Dienerschaft von Ludwigslust, war auf seinem Stuhl im Gange eingeschlafen. Er hatte die Hände in die Taschen seiner Escarpins vergraben und die Beine ausgestreckt. Sein junges rotes Gesicht zeigte einen törichten Ausdruck von Sonntagnachmittagsruhe, die Lippen waren sinnlich geschwelgt und rauh.

Ludwig blieb vor ihm stehen und betrachtete ihn.

‚Ludwigslust ist ein Hotel geworden,‘ dachte er. ‚Die Dienerschaft sitzt schlafend auf den Korridoren . . . das Geld wird wie unsinnig zum Fenster hinausgeworfen, trotzdem der Generalbevollmächtigte um Sparsamkeit gebeten hat . . . Ich möchte wohl wissen, was der hier den Tag über tut.‘

Er räusperte sich.

Der Diener zuckte unwillig mit den langen Beinen, wollte die Lider öffnen, besänftigte sich und tat abermals zwei, drei Atemzüge eines ruhigen Schlafes. Schon an

den Grenzen des Traumlandes erjagte ihn die Wirklichkeit noch einmal und führte ihn in ihr Bereich zurück. Er fuhr auf, sah mit feucht überzogenen Augen am Erbprinzen vorbei und schrie verzweifelt frisch:

„Durchlaucht!"

Er war einmal während seiner militärischen Dienstzeit beim Morgengrauen dabei betroffen worden, wie er schlafend im Schilderhaus gestanden hatte. Es war Frühling gewesen, draußen hatte es über den Feldern und ersten Häusern der Stadt geregnet, und die Nacht zuvor war er bei einem Mädchen gewesen, das seine Kräfte süß zu schwächen wußte ... Es war ein Augenblick, furchtbar wie Todesangst und Kerkerluft, als der Leutnant vor ihm schreiend mit der Faust an die Wand des Schilderhauses geschlagen hatte: „Kerl, Sie haben geschlafen!" Ach, der Leutnant war jung, er freute sich seiner Aufgewecktheit an diesem grauen Regenmorgen, er war wie alle Wachen den Schlafenden überlegen und er liebte seinen Dienst von ganzem Herzen ...

„Machen Sie doch nicht solchen Lärm," sagte der Erbprinz begütigend.

„Jawohl!" schrie der Diener und stierte sinnlos auf eine blaue Ader der marmornen Treppenwand.

Ludwig lächelte.

„Ist Brolawski hier vorbeigekommen?" fragte er.

„Nein, Ew. Durchlaucht!" schrie der Diener und schluckte etwas hinunter.

„Beruhigen Sie sich doch, Herrgott ..." sagte der Erbprinz. „Wie heißen Sie denn?"

„Fritz Bauernfeind."

Die Bauernfeinds und die Gaudes, das waren die Bauerndynastien der Willingshausener Gegend. Der fürstliche Hausstand war voll von ihren Namen. Es herrschte bittere Feindschaft zwischen beiden Familien.

„Weshalb sollen Sie auf dem Korridor sitzen? Haben Sie kein Dienstgelaß?"

„Wenn die Prinzeß klingelt ..." war die Antwort.

Der Erbprinz drehte sich um und setzte seinen Weg fort.

„Schlafen Sie nicht," sagte er ernst.

Er blieb stehen.

„Sie haben doch Interesse für Ihre Herrschaft?" fragte er.

Der Diener legte den Kopf verständnislos bis auf die Achsel.

„Wie meinen Durchlaucht —?"

Ludwig hob warnend den Finger.

„Schlafen Sie nicht, Mensch," sagte er.

Er stieg mit gramvollem Gesicht die Treppe hinunter. Die Säcke unter seinen grauen, leicht entzündeten Augen schienen in diesen qualvollen Stunden stärker hervorzutreten, die gelbliche Stirn war faltig und feucht.

‚Die Diener sitzen wie Narren in roten Fräcken auf den Korridoren und warten, bis jemand klingelt. Alexander hat einen Rennstall, und Gerhart braucht einen Tennistrainer für den Sommer. Er aber baut ein Schloß für die Tochter eines Wachtmeisters ... Mein Herr Jesus Christus, wie fern ist diesem Haus dein Reich.'

3

Franziska Schlend, die in der Schloßküche bedienstet war, saß an diesem Tage oben in ihrer heißen Dachkammer des Gesindehauses und strickte für ihren Sohn, den Gärtnerburschen August, wollene Strümpfe. Da es Sonntag war, so hatte der größte Teil der Dienerschaft vom Oberhofmeister Urlaub in die benachbarten Dörfer bekommen. Das Gesindehaus war nahezu leer, nur im Zimmer nebenan unterhielten sich Mägde, die auf ihren Betten lagen. Die Wände waren dünn, Franziska hörte zuweilen das eine oder andere ihrer Worte. Die gelben Gardinen an dem Dachfenster waren zugezogen, denn die Nachmittagssonne brannte heiß und ohne Erbarmen in das Gelaß der Köchin. An den weißgetünchten Wänden hingen einige Familienbilder, deren Rahmen zumeist aus kleinen glitzernden Seemuscheln oder aus Perlmutter gebildet waren. Diese Bilder stellten unter anderm ihren Sohn August im Alter von fünf Jahren dar, sodann drei Nichten der

Köchin, blonde bleiche Mädchen, Schulter an Schulter, mit leblosen Augen, einige Landschaften eines blauen Meeres und von grünen Waldufern, auf Holzrelief gemalt und mit Gedenksprüchen geziert, eine Fülle von Ansichtskarten in einem staffelförmigen Gitterrahmen und endlich mannigfache fromme Sprüche und Muttergottesbilder über dem Bett aus Fichtenholz und über der engen Tür.

Franziska war einst als vierzehnjähriges Mädchen mit ihrem jüngeren Bruder des Sonntags von Willingshausen aus über die Feldwege hin nach Carve, ihrem Heimatsdorf, zugewandert. Vor der letzten Schankstube der Stadt war ihnen ein Fuhrmann begegnet, der alsbald lärmend, mit unschicklichen und gemeinen Reden, hinter dem Mädchen herging. Die Kinder faßten sich in der Einsamkeit der rötlich schimmernden Felder an der Hand, halb ängstlich, aber doch wieder belustigt über ihr Abenteuer, bis der Schrecken über die immer größere Nähe des Mannes sie ergriff und beide zu laufen begannen, Franziska mit hochgeschürzten Röcken, von dem eilig voranstürmenden Bruder am Arm gezogen. Beim Anblick ihrer Flucht brüllte der Fuhrmann auf, jagte dem Mädchen nach und warf es schäumend, beinah mit vorgehaltener Stirn zu Boden. Er hatte ein widerstrebendes Weib daheim und viele Kinder, die aus zwei Ehen stammten, und er war, obwohl fünfzig Jahre, kräftig wie ein Stier. Franziska aber, die er beim Vorbeifahren einmal auf dem Feld gesehen hatte, lebte seit einigen Wochen in seinen Gedanken. Der Knabe versuchte die Schwester weinend aus der Umschlingung des Mannes zu befreien, jedoch seine schwachen Kräfte genügten nicht. So lief er schnell wie ein Hirsch in die Dämmerung hinein, auf die Landstraße zu, wo er alsbald dreien Kürassiersoldaten aus der Garnison begegnete. In verwirrten Worten deutete der Knabe auf die Landschaft und berichtete endlich den Vorfall. Mit einer pochenden Lüsternheit im Herzen, mit abgerissenen Witzesworten auf den Lippen liefen die Soldaten den Feldweg hinunter, bis sie Franziska allein, geschändet und leblos wie es schien, auf dem grünen Wiesenboden fanden. Jetzt empörten

sich doch die Herzen der drei Männer, und sie begannen mit einer knirschenden Wut in den stumpfen Soldatengesichtern die Verfolgung des Verbrechers aufzunehmen. Andere Spaziergänger waren unterdessen hinzugeeilt, und bald wandten sich einzelne Abteilungen von Willingshausener Männern aus allen Ständen in den Carvener Wald, wohin der Fuhrmann geflüchtet sein mußte. Ihre Nachforschungen blieben in dieser Nacht vergeblich. Am nächsten Morgen jedoch fand man den Fuhrmann erhängt am Waldesrand.

Franziska erholte sich über Erwarten schnell. Sie ordnete ihr blondes Haar, glättete ihren roten Wollrock und begann halb lachend, halb weinend auf den ‚betrunkenen Kerl' zu schimpfen, der sie, wie sie meinte, aus nichts als Bosheit und Tücke hinterrücks geohrfeigt und zu Boden geworfen hatte, denn es war ihr nicht zum Bewußtsein gekommen, daß sie vergewaltigt worden war. Aber einige Monate später zeigte es sich, daß sie ein Kind unter dem Herzen trug. Die Kunde von der Untat, die an dem Mädchen verübt worden war, durchflog schnell das ganze Land. Die Erbitterung über den Verbrecher war so groß, daß man seinen Leichnam beschimpfte und bespie und sein geschwollenes blaues Gesicht mit Füßen trat.

Hauptsächlich war es Ludwig Alexanders Gemahlin, Fürstin Tatjana zu Herfurth, die an diesen Vorgängen, zumal an dem Ergehen des mißhandelten Kindes, mit zitternder Erregung ihre Teilnahme bewies. Dies alles aber geschah zu jener Zeit, da sie mit ihrem ältesten Sohne Ludwig den ganzen Tag über spazieren ging, die beiden ‚wie Menschen, denen ein großes Unrecht geschehen ist', obwohl es doch nach Alexanders Ausspruch ‚etwas ganz Natürliches und von Gott Auferlegtes' war, daß die Fürstin in diesen Monaten nach längerer Zeit noch einmal ‚solch einen kleinen Kerl' unter dem Herzen trug.

Irgend etwas an dem Schicksal Franziskas bewegte nun die Seele der Fürstin mit größerer Gewalt als es sonst ein Verbrechen im Lande vermocht hätte. Die spätesten Abkömmlinge alter Geschlechter ziehen sich ent-

weder, frierend in der eigenen Kälte ihrer Einsamkeit, von der Welt zurück oder sie werden auf die umfassendste Art volksliebend. Die Volksbücher der großen russischen Dichter hatten der Fürstin mit den Jahren einen Geist eingegeben, der im edelsten Sinne demokratisch war.

Da sie ihre Ungeduld, Franziska zu sehen, eines Tages nicht länger meistern konnte, so ließ sie den Wagen anspannen, um mit Mademoiselle Duchamps, der schwerhörigen Erzieherin ihrer beiden jüngsten Kinder, nach Carve zu fahren. Die Berechnung, die Fürstin Tatjana geleitet hatte, als sie Mademoiselle Duchamps zu ihrer Begleitung befahl, täuschte sie nicht. Sobald der Wagen in die Willingshausener Langestraße einlenkte, wurde es Mademoiselle übel zumute und sie bat um die Erlaubnis, im Gasthaus ‚Prinz Alexander' absteigen zu dürfen, um ein wenig Kaffee zu sich zu nehmen. In Wahrheit hatte sie eine lähmende Furcht vor der Gegenwart des überfallenen Kindes. Sie hatte gewisse unklare Vorstellungen von einem Verbrechen und dessen Nachwirkungen, sie sah allenthalben Gehängte an den Bäumen und sich sowohl wie die Fürstin geschändet, beraubt und ermordet. In Carve, so meinte sie, müsse auch heute noch, vier Monate nach der Tat, zum mindesten der Teufel, ‚le diable', los sein.

So konnte es die Fürstin leicht einrichten, daß sie allein ihre Fahrt durch den Herbstnachmittag zu Franziskas Heimatsdorf fortsetzte.

Nach Verlauf von einigen Stunden traf das fürstliche Gespann in Carve ein. Der Kutscher erkundigte sich nach dem Wohnhaus von Franziska Schlends Familie; bald war man vor dem Anwesen ihrer Eltern vorgefahren.

Es stellte sich heraus, daß Franziska auf den Feldern bei der Rübenernte war. Der Kutscher, es war der Sohn von Jakob Gaude, bedeutete der Mutter Franziskas, Frau Brigitte Schlend, in ihrer Küche, sie solle sich vom Wagen der Fürstin mit ihren habgierigen Reden und Klagen zurückhalten, da Ihrer Durchlaucht jedes ‚Bauerngeschwätz' verhaßt sei. Die Frau verblieb also ärgerlich in ihrem Haus und machte sich lärmend in der Küche

zu schaffen. Mehrmals schickte sie das eine oder das andere ihrer zahlreichen Kinder mit Brot, Milch oder Bier an den Wagen, doch alles dies wurde mit einem freundlichen Dank abgelehnt.

Sobald die Fürstin Franziska erblickte, die mit hochgeschürzten Röcken, irgendeine Last auf den Schultern, von den Feldern heimkehrte, stieg sie aus ihrem Wagen, nahm das scheu und mißtrauisch widerstrebende Kind ohne weiteres in Gegenwart vieler Dorfbewohner, die sich um ihren Wagen angesammelt hatten, in die Arme, umfing sein Haupt mit beiden Händen und küßte es auf die Augen und auf den Mund.

Franziska war, als sie über die Bedeutung ihres Abenteuers unterrichtet wurde, trotz ihrer anfänglichen Unbekümmertheit unruhig und leicht erregbar geworden. Die Buben zeigten auf sie als auf eine von Gott Gezeichnete, und Spottworte wurden hinter ihr laut. Die Teilnahme der Frauen und Mädchen ihrer dörfischen Gemeinde hatte einen lüsternen Charakter; prüfende Blicke maßen den Umfang ihres armen gequälten Kinderleibes. Franziska zuckte jetzt leicht bei jedem Geräusch zusammen und schrie nachts, wenn sie mit ihren Brüdern und Schwestern im Bette lag, zum Herzzerreißen auf, wofür ihre älteren Brüder sie dann im Halbschlaf mit den Füßen stießen und an den Haaren zerrten. Zudem bekam sie von ihrer Mutter täglich Schläge wegen der ‚Schande', die sie über das Haus gebracht hatte.

Die Fürstin zog Franziskas Arm in den ihren und ging mit ihr, von dem Wagen gefolgt, die Dorf- und Landstraße hinab. Mit horchend vorgeneigtem Haupt, in schwesterlichen Worten fragte sie nach dem Ergehen des Kindes. Franziska war ein kluges Mädchen. Sie begriff sehr wohl, daß die offenkundige Teilnahme der ersten Frau des Landes ihrem Ruf und Schicksal eine neue, glücklichere Wendung geben würde. Sie verlor ihr Mißtrauen und begann stotternd, mit fiebernd feuchtem Munde zu berichten, was man ihr angetan hatte. Bald war ein lebhaftes Gespräch zwischen den beiden Frauen im Gange.

Nach Verlauf von einer Stunde trennte sich die Fürstin von Franziska. Abermals küßte sie das Kind und umarmte es. Sie hatte beschlossen, Franziska solle nach Ludwigslust kommen, dort entbinden und später im Schloß eine Stelle als Magd erhalten.

Als Fürstin Tatjana mit starken violetten Wolken zu ihren Häupten und mit verdämmernden Herbstfeldern zu ihrer Seite in die Stadt zurückfuhr, weinte sie lautlos vor sich hin. Sie sehnte sich nach der Nähe ihres Sohnes Ludwig, dem sie alles berichten wollte, was ihr an inneren und äußeren Erlebnissen an diesem Nachmittag widerfahren war.

Einige Wochen später, bekanntlich kurz nach ihrer Entbindung, starb die Fürstin. Ludwig übernahm wie für alle Menschen, die seine Mutter geliebt hatte, so auch für Franziska die Sorge um ihr Wohlergehen. Franziska verbrachte die letzten Tage ihrer Schwangerschaft in Ludwigslust; ihre Augen bekamen einen nach innen gerichteten, bleichen Ausdruck; zuweilen blieb sie verwundert stehen und horchte auf die Umwandelung in ihrem Leib. Nachdem sie ihren Sohn geboren hatte, wurde sie in den ersten Jahren auf dem Feld beschäftigt, später auf ihren eigenen Wunsch in der Schloßküche ausgebildet. Sie kam auch in die Dienste anderer, während ihr kleiner Sohn August sommers und winters in Ludwigslust verblieb. Vor allen Männern, mit Ausnahme des Erbprinzen, zumal vor dem Heiraten hatte sie eine unüberwindliche Scheu. Sie war schnell gealtert, wie alle Frauen aus dem Volk. Heute, mit achtundzwanzig Jahren, war ihr Antlitz faltig und ein wenig eingetrocknet. Doch war ihr blondes Haar noch frisch und jung und ihre guten grauen Bauernaugen.

Zwischen ihr und dem Erbprinzen hatte es dereinst eine zärtliche Verbindung gegeben. Es war bekannt, daß der Erbprinz einige Jahre hindurch eine Beziehung zu Franziska unterhalten hatte, die einzige, die man mit Sicherheit im Leben des Erbprinzen verzeichnen konnte. Die lange, beinahe auffällig zur Schau getragene Dauer dieser Beziehung und seine offene freundschaftliche Art, ja die unverhohlene Achtung des Erbprinzen vor Fran-

ziska erregte Ärgernis und warf in der Bauernbevölkerung ihres Landes und beim Schloßpersonal einen neuen Makel auf ihren Ruf. ‚Die war mit dem Fuhrmann nicht so unschuldig, die weiß, was sie tut!‘ sagten sie.

Franziska lauschte den Reden der Mädchen nebenan, die mit gelösten Gliedern halbbekleidet auf ihren Betten lagen und von den Liebesangelegenheiten der Knechte sprachen.

‚Sie sollten spazieren gehen,‘ dachte Franziska, ‚warum liegen sie am Sonntag auf den Betten?‘

Da trat ihr Sohn ins Zimmer und überbrachte einen Brief; es war ein breiter Bursche mit hübschen rotgeäderten Backen und blanken braunen Augen.

„Den soll'ch abgeben,“ sagte er und, ehe seine Mutter etwas erwidern konnte, war er fort. Sie spielten unten im Dorf ihre Sonntagsspiele, sie waren auf den Heuböden und bei den Pferden zu finden, tranken verstohlen und schnell, damit es die Großen nicht sähen, in der Wirtsstube ihr Bier, kauften sich ein kleines Faß und tranken im Freien weiter, in einem Graben der Landstraße, von wo aus sie den vorüberfahrenden Wagen zujohlten; sie hatten ihren Spaß an den Ziegen und Kühen, die sie mit Hallo aus den Ställen ließen und durch das Dorf jagten, sie holten sich heimlich das Fahrrad von Georg Bauernfeind und sausten den großen Hügel der Landstraße nach Jever hinunter . . . es galt, keine Zeit zu verlieren, solch ein Sonntag ist schnell dahin, und der Montag wird grau und öde wie die Welt am Anfang.

Franziska betrachtete den Brief mißtrauisch über die Brille hinweg, stand auf, nahm ein Falzbein von der Kommode und öffnete vorsichtig das Kuvert. Sie faltete ein Stück Papier auseinander und las:

„Ist Fuhrwerk für Ihn nach W. bestellt?

L.“

Franziskas Gesicht wurde bei dem Anblick dieser Schriftzüge feurig rot, sie legte ohne Zögern ihren Strickstrumpf in den Nähkasten und stieg schnell die Treppe hinab. Nach Verlauf von einer halben Stunde kehrte sie zurück und fuhr unruhig in ihrer Strickarbeit fort.

Wenige Minuten später klopfte es an ihre Tür. Es war Erbprinz Ludwig, der hereintrat.

„Ach!“ rief Franziska mit erhitztem Gesicht, strich an ihrem blauen Kattunkleid entlang und sah sich suchend nach einem Stuhl im Zimmer um.

„Ja, guten Tag Franziska, ich bin es,“ sagte der Erbprinz.

Er nahm, wie seine Mutter es dereinst getan hatte, Franziskas Kopf in seine Hände und küßte sie auf die beiden Augen.

„Laß dich nicht stören. Ich setze mich hier auf den Wäschekorb.“

„Sind Sie angekommen . . .?“ fragte Franziska verwirrt.

„Ja, heute mittag . . .“ sagte der Erbprinz und ließ sich auf dem Korb nieder.

Das Gespräch der Mädchen nebenan war verstummt. Jetzt kicherten sie.

„Franziska hat von ihrem Liebsten Besuch,“ sagten sie, aber sie wußten nicht, daß es der Erbprinz war.

„Wie ist es dir ergangen?“ fragte der Erbprinz und betrachtete Franziskas Gesicht.

„Wie es geht . . .“ antwortete Franziska und nahm ihren Strickstrumpf zur Hand. „Man muß viel schaffen . . . im Winter hat man für alle zu kochen . . . die Mägde haben nur ihre Jungens im Kopf, und der Koch ist schnell böse . . .“

„Ja,“ sagte Ludwig freundlich, „du mußt immer den Kopf oben behalten . . . Deinem Sohn geht es gut, wie?“

Franziska nickte errötend.

„Er hat neulich mit dem Herrn Bruder Tennis spielen dürfen.“

„Mit Gerhart?“ fragte der Erbprinz.

„Ja, und er war sehr freundlich zu meinem August, wo er doch sonst so stolz ist . . .“

„Spielt denn dein Sohn Tennis?“

„Ach, so etwas lernt sich leicht,“ entgegnete Franziska mit einem kleinen stolzen Lachen in der Kehle, „im Winter an schönen Tagen geht er so auf den Platz . . .“

Der Erbprinz hatte die Wange in die flache Hand

und den Ellbogen auf das Knie gestützt; er betrachtete Franziska, die jetzt eine Brille über den Augen trug. Die Stricknadeln schlugen zuweilen unversehens aneinander, so daß es einen klingenden Ton gab. Ludwig sah auf Franziskas Hände, die er liebte: sie waren rot, kräftig und groß, mit langen sauberen Nägeln an den Fingern. Seine Augen hoben sich zärtlich bis zu ihrer braunen Stirn, die einige Falten zeigte, und zu ihrem blonden, spärlichen, hartgeflochtenen Haar.

„Warum hast du so selten geschrieben?" fragte der Erbprinz.

„Man ist abends müde . . . man kriecht in die Federn . . . dank auch schön für Ihre Briefe . . . hab mich immer sehr gefreut . . ."

‚Wie sie Komödie spielt!' dachte Ludwig lächelnd. ‚Als ob es im Winter etwas anderes für sie auf der Welt gegeben hätte, hier in der Kälte, als diese Briefe.'

Franziska warf über ihre Brille hinweg einen Blick auf seine Schuhe.

„Schöne Stiefel," sagte sie, „die sind gewiß nicht billig . . ."

„Die kosten zweiundzwanzig Mark," erwiderte der Erbprinz, „das ist nicht viel."

Er setzte hinzu:

„Man muß sparen, Franziska, nicht weil das Geld knapp ist, sondern um ein Beispiel zu geben. Seid ihr nur in der Küche ein wenig wirtschaftlich, hörst du?"

„Ja, die hier habens nötig," erwiderte Franziska achselzuckend. „Vormittags um elf Uhr muß für den Herrn Bruder Alexander ein warmer Hummer in Stücke geschnitten und mit Trüffeln gerichtet werden, dazu eine kleine Flasche vom Champagner . . . da soll mal einer wirtschaften. Er trinkt überhaupt zuviel Champagner, das tut'm nicht gut . . . sonst wird er noch wie der Herr Vater . . . der hat auch nichts wie Essen und Trinken in seinem Kopf und hier geht derweile als drunter und drüber . . . Der Herr Prinz Alexander meint es ja gut und schimpfen kann er auch . . . aber er verstehts numal nicht . . . Er ist numal zu jung, und wo einer zu jung ist, da hat der Fuchs umsonst gebellt . . ."

Die Augen des Erbprinzen verdunkelten sich.

„Braucht ihr denn soviel in der Wirtschaft?“ fragte er.

„Ob wir viel brauchen? Na, Sie sollen mal sehen . . .“

Franziska nahm ein großes Buch aus dem letzten Schubfach ihrer Wäschekommode, setzte sich wieder hin und schlug es auf.

Der Erbprinz trat hinzu und beugte seinen Kopf, nahe dem ihren, über die Seiten.

„Das Haushaltungsbuch,“ sagte Franziska stolz und deutete mit dem weißen spitzen Nagel ihres Zeigefingers auf die gedruckte Schrift des ersten Blattes. Da stand: „Duplikat des fürstlichen Haushaltungsbuches geführt von . . .“ und mit Tinte war hinzugefügt: „Köchin Franziska Schlend.“

Franziska feuchtete ihren Finger an und schlug die letzten Seiten des Buches auf.

„Hier ist Sonnabend, der 3. Mai,“ sagte sie unruhig, schüchtern und leicht erregt von der großen Nähe des Erbprinzen, der aufmerksam in das Buch blickte. Sie schlug das Blatt um.

„Das ist noch nicht so schlimm,“ erklärte sie, „da sind sie erst mittags angekommen! Aber hier, Sonntag, den 4. Mai, haben wir neu bestellen müssen, weil Herrschaften zum Frühstück zu Besuch kamen:

250 Stück Krebse.

(50 davon hat der Haushofmeister für sich und seine Frau behalten).

20 große Helgoländer Hummer.

5 Poularden.

Kommt der Wein . . .“

Franziska schlug den zweiten Teil des Buches auf.

„Im Herbst hat der Kellermeister für die Herrschaften von Koppe & Co. neuen Wein bezogen für 3572,50 M. Am 1. Mai dieses Jahr haben wir neu anschaffen müssen:

50 Flaschen Veuve Cliquot,

50 Flaschen Irroy, gout américain,

75 Flaschen Moet et Chandon,

50 Flaschen Château Lafitte,

30 Flaschen Ikem.“

Der Erbprinz brachte seinen Mund seitwärts an ihre Schläfe und küßte ihr Haar.

„Genug! Laß! Ich habe vollkommen genug!“ sagte er und richtete sich langsam auf.

Franziska trug verwirrt das Buch zurück.

„Ja, so geht's . . .“ sagte sie verlegen.

„Hat dir August den Zettel gebracht?“ fragte Ludwig und legte seinen Arm um ihre Schultern, wie er es oft bei seinen guten Freunden tat.

Sie hielt ganz stille unter dieser Berührung wie unter einer wunderbaren und sanften Gewalt. Obwohl sie in diesem Augenblick nicht bequem im Raume stand, so veränderte sie sich dennoch mit keiner Bewegung ihres Körpers.

„Er reitet,“ sagte sie atemlos und beklommen.

Der Erbprinz sah Franziska ins Gesicht.

„Wer reitet?“ fragte er.

„Der Fürst,“ antwortete Franziska und begegnete scheu Ludwigs Blick.

Der Erbprinz war vor Verwunderung ganz blaß geworden.

„Was redest du denn da für einen Unsinn?“ rief er und zog seinen Arm von ihrer Schulter zurück. „Er hat ja seit zehn Jahren kein Pferd bestiegen! Er fürchtete sich ja!“

„Seit er hier ist, reitet er,“ sagte Franziska, und abermals streifte Ludwigs Wange ein schneller Blick.

Der faßte sich im plötzlichen Verstehen an die Stirn.

„Ach, er spielt wohl jetzt den Jugendlichen — was?“

Franziska zuckte die Achseln, sie hatte diese Frage nicht recht begriffen.

Ludwig ging zweimal schnell in dem engen Zimmer auf und ab. Er lachte abgerissen und strich mehrmals mit dem Daumen und dem Zeigefinger seinen leicht gerundeten Schnurrbart hoch.

„Wann reitet er?“

„Um sieben.“

„Auf welchem Pferd?“

„‚Parole‘ denk ich . . .“

„Wer begleitet ihn?"

„Georg."

„Georg Bauernfeind?"

„Ja."

„Wann wird gegessen?"

„Um halb sechs sagt der Haushofmeister. Ich muß jetzt in die Küche nachschaun gehen . . ."

„Ja, geh!" rief der Erbprinz heftig. „Warte! . . . Laß mich vorangehen! . . . Ich muß jetzt zu Brolawski! . . . Er reitet! Er reitet! Es ist zum Lachen! . . . Damit er ohne Dienerschaft bei seinem Liebchen sein kann, sprengt er auf seinem Paradepferd zu seinem Liebchen und nimmt sich nur den Jungen mit! . . ."

Der Erbprinz brach in Gelächter aus.

Er drehte sich stürmisch nach Franziska um.

„Adieu! . . . Geh in die Küche! . . . Sei brav und sei sparsam! . . . Leb wohl! . . . Von ganzem Herzen leb wohl!"

Er schritt schnell zur Tür hinaus.

Franziska sah eine Zeitlang traurig vor sich hin. Dann ging sie an ihren Schrank und band sich eine neue Schürze um.

4

Alexander hatte bisher den Erbprinzen noch nicht zu Gesicht bekommen.

‚Ich bin neugierig, wann er mir guten Tag sagen wird,' dachte er.

Er war am späten Nachmittag, nachdem er mancherlei zuvor verrichtet hatte, in die Jagdkammer hinaufgestiegen und hatte dort gedankenlos und ohne bestimmten Ordnungsplan herumgewirtschaftet, bis ihm ein altes Jagdbuch aus der Zeit seines Urgroßheims, Ludwigs des Zweiten, in die Hände fiel. Er las von einigen Jagdabenteuern des Fürsten, die der Oberjägermeister handschriftlich niedergelegt hatte, von der Art und dem Reichtum des zur Strecke gebrachten Wildes. Als er hiervon

genug hatte, trat er pfeifend an das Fenster und sah gähnend und singend hinaus. Er langweilte sich.

Die Jagdkammer lag unter dem östlichen Turm und gab eine weite Übersicht des umliegenden Landes. Über den Park hinaus, der nahe am Schloß von Osten her seinen Anfang nahm, erblickte man Kartoffelfelder und Wiesenland, bis neue Wälder, die Forsten von Ludwigslust, den Horizont begrenzten. Alexander nahm ein Fernrohr zur Hand, um auf den Wiesen nach Wild zu suchen. Er richtete eine Viertelstunde lang sein Glas bald hierhin, bald dorthin und war schon im Begriff, es zurückzulegen, als sich plötzlich sein Gesicht veränderte.

„Das ist doch Ludwig und Brolawski!" rief er unwillkürlich.

Ja, er täuschte sich nicht, er sah seinen Bruder mit dem Schriftsteller am Kartoffelfeld entlang wandern, den Blicken der Schloßbewohner durch den Park verborgen. Sie gingen eine kurze Strecke des Feldweges auf und nieder, in lebhaften Gesprächen, wie es schien.

Alexander beobachtete sie eine Zeitlang mit Aufmerksamkeit hinter den grünen Vorhängen des Jagdkabinetts. Dann wurde er dessen müde. Da es nichts Neues gab, trat er achselzuckend zurück und gähnte wie ein Bär.

Er war durch die Ankunft seines Bruders daran verhindert worden, an diesem Sonntagnachmittag, wie verabredet war, einige Offiziere zum Skat bei sich zu sehen.

„Zum Speien all diese Geschichten," sagte er verdrießlich, und die Tränen traten ihm vor übermäßigem Gähnen in die Augen.

*

Einige Stunden später ging der Erbprinz mit Brolawski einen Weg auf und nieder, der zwei Äcker voneinander trennte. Ringsum waren Wälder.

Der Erbprinz zog mit einer kurzen Bewegung seine Uhr aus der Tasche, klappte den Deckel auf und wieder zu.

„Höre, Brolawski," sagte er energisch, „das geht nicht so weiter! Es ist jetzt sieben Minuten vor fünf,

um halb sechs wird gegessen, bis dahin muß alles entschieden sein. Hörst du, alles! Jetzt rede, Mensch! Ich beschwöre dich, rede ohne Umschweife! Vorwärts!"

Brolawski sah beschämt auf seine groben schmutzigen Schaftstiefel.

„Sie haben ganz recht, Durchlaucht," antwortete er verständig. „Ich bin ein Opfer meiner Phantasie, die mich jede Sekunde vom Gegenstand meiner Betrachtung abirren läßt."

Der Erbprinz beugte sich seitwärts nieder und riß die Blüte einer Kartoffelstaude aus dem Boden, die er betrachtete.

„Schön. Also —?"

Brolawski blickte gleichfalls interessiert auf die Blüte in der Hand des Erbprinzen.

„Ew. Durchlaucht wissen," begann er, „daß ich einige Semester in Moskau und Berlin der Jurisprudenz obgelegen habe? Durchlaucht haben die Gnade, es zu wissen — gut. Nun, ich habe in den letzten Monaten aus gewissen Gründen, die Ew. Durchlaucht nicht unbekannt sind, erneut Interesse für diese Materie gewonnen. Der freie Geist schweift im Gebiet der Wissenschaften umher und sucht wie ein jungblökender Stier seine Nahrung . . ."

Der Erbprinz zog die Uhr.

„Zur Sache bitte . . ." sagte er nervös weiterschreitend.

Brolawski warf dem Erbprinzen einen ängstlichen Seitenblick zu, gab seinem weitschweifigen Geist einen Schwung und fragte unvermittelt:

„Wissen Ew. Durchlaucht, daß hier im Lande in Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit durch Privileg vom 12. Oktober 1821 so lange noch altes Herfurthisches Recht besteht, bis sich das Königreich eines allgemein gültigen Gesetzbuches erfreuen wird?"

Erbprinz Ludwig sah im schnellen Vorwärtsschreiten gerade und ernst über seine Schnurrbartspitzen vor sich hin. Sein Gang hatte etwas Militärisch-Gesammeltes.

„Selbstverständlich," sagte er.

Brolawski schien von dieser Antwort befriedigt zu

sein. Er legte den Zeigefinger an die rote fleischige Nase.

„Haben Ew. Durchlaucht mal die Herfurthischen Bestimmungen über freiwillige Gerichtsbarkeit gelesen?"

„Wahrscheinlich. Als Junge. Bitte, worum handelt es sich?"

Brolawski empfand, wie stets in den Unterhaltungen mit dem Erbprinzen, bei dessen kurzen bündigen Fragen einen fast körperlichen Schmerz, denn es gab keine Möglichkeit, ihnen auf Abwegen zu entrinnen. Sein Gesicht vollführte ein paar Sekunden eine Art von rhythmischem Veitstanz. Doch abermals gelang es ihm, seinen fluchtrunkenen Geist zur Ordnung zurückzurufen, und er antwortete verständig und klar:

„Nehmen wir an, es beabsichtigt jemand, sich hier im Land zu verheiraten, Ew. Durchlaucht. Nun besteht in allen zivilisierten Ländern die gesetzliche Bestimmung des Aufgebots, das heißt, die Namen der Verlobten und ihre Absicht, sich zu verehelichen, sind eine bestimmte Zeitlang öffentlich bekannt zu geben. Diese Bestimmung besteht nun im Regierungsbezirk Willingshausen ebenfalls, aber es gibt hierin für eine gewisse Gruppe von Herren und Damen eine kleine Ausnahme, eine winzig kleine Ausnahme, Ew. Durchlaucht . . ."

Gerade jetzt zog eine Wolke über das Sonnenbild des Spätnachmittagshimmels; es hatte den Anschein, als überschatte sie rings die Welt und in ihr zuvörderst das Antlitz des Erbprinzen. Seine Mundwinkel, von dem Schnurrbart gezerrt, bekamen einen beinah blutigen Ausdruck, seine Brauen waren drohend hochgezogen, die grauen Augen mit den roten Punkten auf der Pupille erstarrten in soldatischer Willensstärke.

„Welche Ausnahme?" fragte er heiser.

Brolawski konnte es sich jetzt nicht versagen, einige seiner Späße anzubringen. Er legte seine Hand beteuernd auf die Brust.

„Also Herr Friedrich Klauck, der Gärtner, gehört nicht dazu!" rief er. „Ebensowenig der Hinterhäusler August Schwulst aus Mellzig! Nein, bei Gott nicht . . . hihi!

Seit Jahrtausenden genießen in diesem Reich einige Damen und Herren einige ‚Vorrechte' (nennen wir es einmal spaßeshalber ‚Vorrechte'! Wir könnten auch sagen: ‚Göttlichkeiten!'). Im letzten Jahrhundert haben die Völker, wahrscheinlich aus einer Art von Zerstreutheit heraus, ziemlich gründlich damit aufgeräumt, besonders mit unsern Vorrechten, Ew. Durchlaucht. Du lieber Gott, wenn ich bedenke, daß wir noch so vor achtzig Jahren im Stadtschloß einen richtigen niedlichen Thron hatten mit Zepter und allem Komfort des Mittelalters . . . Immerhin, immerhin seien wir guten Muts, Durchlaucht, wir haben gar nicht nötig, deshalb traurig zu sein, uns bleibt noch genug, und dazu gehört unter anderm auch, daß die Fürsten zu Herfurth und die agnatischen Mitglieder der Familie von der Verpflichtung des Aufgebots enthoben sind und ihre Ehen jeden Tag ohne vorherige Ankündigung vor ihrem Oberhofmeister, ehemals Zeremonienmeister, in Gegenwart von mindestens zwei Zeugen mit Rechtskraft eingehen!"

Erbprinz Ludwig fuhr bei diesen Worten heftig zusammen.

„Ist Seldicke heute in Willingshausen?"

Brolawski zog die Schultern wehmütig ein.

„Ja oder nein?" fragte Erbprinz Ludwig scharf.

„Seit heute mittag," kam es bekümmert aus Brolawskis Mund.

„Messerschmied —?"

„Karl Messerschmied ebenfalls, Ew. Durchlaucht! Und als Dritter im Bunde Zacharias Gaude!"

Die beiden Männer sahen sich stumm in die Augen.

„Jetzt muß sofort etwas geschehen, Brolawski," sagte der Erbprinz, drehte sich schroff um und schritt in den Wald hinein.

Brolawski folgte ihm verblüfft, zweifelnd und neugierig. Er vollführte die seltsamsten Grimassen hinter dem Rücken des Erbprinzen. Sie erreichten das Parktor der kämpfenden Fechter, wo sich die beiden rasenden Gladiatoren in übermenschlich anstürmendem Haß gegenüberstanden.

Der Erbprinz winkte Brolawski heftig ab.

„Bleib zurück!“ rief er ihm mit gedämpfter Stimme zu.

Er sah Brolawski streng in die Augen.

„Ich denke, Brolawski,“ sagte er langsam, „daß es jetzt genug ist.“

Brolawski begegnete diesem Blick mit Ruhe, ja, eigentlich veränderte sich sein ganzes Wesen. Würde breitete sich über seine Erscheinung aus.

Er verneigte sich tief, als habe er einen Auftrag empfangen.

„Jawohl, Ew. Durchlaucht,“ sagte er, „das ist auch meine Ansicht!“

Im Schloß trat Frau van Terbunken auf die Veranda und schlug an den Gong. Die tiefen dunklen Klänge hallten über den See, über den Park, über die Felder.

Es waren drei Schläge wie zum Beginn einer Schicksalssymphonie.

Fünftes Kapitel

Der Mord

I

„Der Fürſt iſt ermordet! Zur Hilfe Prinz Ludwig! Prinz Alexander! Der Fürſt liegt im Wald ermordet!"

Gabriele blickte mit geweiteten Augen auf ihre Stickerei. Der Mund öffnete ſich zu einem Schrei, die erhobene Hand erſtarrte in der Luft.

Alexander wandte ſein Geſicht, das in einem ungeheueren Schrecken zu ſterben ſchien, dem dunklen Hintergrund des Gemaches zu.

Gerhart neigte kindlich lauſchend das Haupt zur Seite, als ſei aus dem nächtlichen Park Muſik an ſein Ohr gedrungen. Seine Augen lächelten noch von fröhlichen Geſprächen.

Mademoiſelle Duchamps zählte Nadelſtiche auf dem Stickmuſter; eine Veränderung im Raume ſpürend, fragte ſie, ohne ihre Verrichtung zu unterbrechen, mit unendlich törichtem Ausdruck:

„Qu'est—ce qu'il y a?"

Unten wurde die Schloßpforte zur Halle aufgeriſſen, die große Treppe herauf- und wieder hinabgeſtürmt, Rufe und Schritte erklangen, ein roter Schein von der Auffahrt her zuckte wie ein Blitz durch das Gemach — da ſtand der Stallburſch Georg Bauernfeind in der Tür.

„Ich bin es nicht geweſen!" ſchrie er, wie ein Wahnſinniger heulend. „Ich habe keine Schuld! . . . Ich bin es nicht geweſen . . .!"

Alexander rüttelte ihn an den Schultern:

„Menſch, was iſt geſchehen?"

Der Junge ſchlug ſich mehrmals ganz ſchnell auf den Mund, hockte in die Kniee und rief weinend:

„Owehowehoweh! Ich hab ihn nicht ermordet, gnädiger Herr, ich hab ihn gar nicht ermordet . . .“

Alexander stampfte mit der Spitze seines Fußes auf den Boden.

„Rede, Georg, rede!“ sagte er, beinah schluchzend vor Wut über den Burschen. „Ich rate dir, rede . . .“

„Im Wald!“ keuchte der Stallbursche, sich aufrichtend, bleich vor Grauen, mit leidenschaftlich belehrenden Handbewegungen. „Im Forst von Ludwigslust! . . . Tot, gnädiger Herr! . . . Einer hat ihn totgemacht! . . . Ich war bloß bei Brösemann in der Schenke! . . . Jetzt ist er tot, gnädiger Herr . . .!“

Er hob abwehrend die Reithandschuh und zog mit schiefem Blick die Schultern hoch, als erwarte er Ohrfeigen.

Gabriele faltete die Hände und hielt sie vor die Augen. Ihr Haupt schlug, wie von einem Streich gefällt, rücklings über die Lehne des Sessels. Aus der weißen Kehle kamen die Laute:

„Gnädiger Gott . . .“

Der Reitknecht zupfte sich weinend am Ohr oder steckte zähneklappernd den Zeigefinger zwischen die Lippen, als wolle er einen Pfiff ausstoßen.

Gerhart sah ihm befremdet, ja von Ekel erfaßt zu. Dann begann er mit schwimmenden Augen und einer fliegenden Hitze im Körper zu lachen. Er flüchtete vor diesem unbezähmbaren Drang in den Hintergrund und überließ sich hier der Raserei seines Gelächters.

Alexander brach das Fenster auf, die Scheibe fiel klirrend auf das Glasdach der Auffahrt.

„Karl! Pferde! Pferde! Pferde!

Er rief unaufhörlich in die Nacht hinaus: „Pferde! Pferde!“ und schlug mit der Faust und dem Wappenring auf das Schutzblech des Fensters. Er trat zurück, riß den Burschen mit sich fort und eilte in den Marstall.

Die Hufe der Pferde donnerten gegen die marmornen Mauern. Ein Laternenstrahl brach in den warmen nächtlichen Raum, Alexanders Hengst wieherte, seine eiserne Kette fiel rasselnd in die Krippe. Knechte, Kutscher, Bediente des Hauses liefen verstört und in tiefem Schweigen umher. Niemand begriff, daß der Fürst er-

mordet, aber jeder, daß er vollendet sei. Wagen wurden aus dem Holzschuppen gezogen, Pferde gezäumt und gesattelt, und nur selten kamen kurze Befehle aus dem Mund Alexanders oder des Oberjägermeisters, der gerade zu dieser Stunde von seinem Sonntagsurlaub zurückgekehrt war.

Alexander, barhäuptig, im Frack, schwang sich auf seinen Rappen, der Reitknecht, in tödlicher Angst verstummt, auf seinen Fuchs.

„Wo ist der Erbprinz?" rief jemand.

Alexander drehte sich um, die Hand auf das Pferd gestützt:

„Wo ist mein Bruder?"

Aus dem Munde der Mägde und Knechte ertönten jetzt die Rufe:

„Erbprinz Ludwig! — Wo ist Erbprinz Ludwig?"

Alexander lauschte eine Sekunde. Dann schlug er mit der Peitsche auf sein Pferd. Das Tier bäumte sich zornig, mit rasselndem Maul. Funken sprühten aus dem Stein, ein Junge sprang zur Seite, und Alexander jagte, gefolgt von seinem Stallknecht, durch die Kastanienallee, zum Parktor der kämpfenden Fechter hinaus, am Dorf vorüber, wo erschreckte Bauern aus schwarzen Fenstern in die dunkelgrüne Nacht starrten, hinein in den Forst von Ludwigslust!

Die Äste der Bäume schlugen den Reitern gegen Stirn und Augen, die Pferde schäumten ihnen ins Gesicht, ein Hirsch fuhr krachend in das Gebüsch, eine Brücke ward überquert, ein Bach zischend und sprühend überflogen — da riß Alexander an den Zügeln, so heftig, daß der Hengst in die Vorderhand brach.

Alexander wartete, das Haupt rückwärts gerichtet:

„Georg!"

„Durchlaucht?"

„Sind wir richtig im Weg?"

„Ja!"

„Rechts? Links?"

„Links!"

Den Pferden die Sporen!

Plötzlich schreit der Bursche:

„Durchlaucht! Wir sind vorbeigeritten!"

Fiebernd vor Entsetzen, mit gesträubtem Haar und heftigen Gebärden wenden sie am Kreuzweg ihre Rosse und reiten zurück.

„Hier!" ruft Georg.

Er steigt zitternd vom Pferd und geleitet es durch das Gestrüpp. Alexander folgt ihm.

Da sieht er seinen Vater im weichen Schein des grünen Mondlichts liegen, das Haupt vom Lehm der Straße besudelt, die entblößte Brust der Nacht und dem ungewissen Walde preisgegeben.

*

Zu derselben Zeit, da dies geschah, stand auf dem westlichen Turm des Schlosses ein älterer Mann, der ein überaus merkwürdiges Gebaren zur Schau trug. Bald blickte er mit starren Augen zum Mond hinauf, lächelte, nickte, blinzelte und warf den Sternen um ihn her Kußhändchen zu, bald umfaßte er zitternd mit der linken Hand die rechte, preßte sie an das Herz und ergab sich seufzend einem Schmerz, für den die Erde keinen Trost gewähren konnte. Dann wieder segnete er priesterlich das dunkle Getriebe in der Tiefe, den schweigsamen Schrecken, die schallenden und blitzenden Hufe der Pferde, die Tatkraft der Knechte und die Rufe nach dem ältesten Prinzen. Gleich darauf aber legte er mit einer heftigen Bewegung nach oben den Finger auf den Mund und streckte die andere Hand weit von sich, als gebiete er, einem Musikdirigenten ähnlich, der die Flöten besänftigt, dem strahlenden Firmamente Schweigen. Endlich aber verharrte er, wie vernichtet von der Gewalt seiner inneren Gesichte, ohne Regung.

Als man sich nach einer Stunde drunten anschickte, den Leichnam des ermordeten Fürsten in der großen Halle aufzubahren, legte der Mann auf dem Turm noch einmal die Hand an das Herz und trat seinen Weg an. Mit lahmenden Beinen, deren jedes stark nach innen gebogen war, die leeren Augen seitwärts vor sich hin gerichtet, so stieg er die Stufen hinab.

Die Turmtreppe endigte im zweiten Stockwerk des Schlosses. Von dort aus mußte er, an den Gemächern der Prinzessin vorbei, viele einsame, finstere Gänge durchschreiten, bis er die Marmorgalerie erreicht hatte, die an den Wänden der großen Halle entlang geführt war.

Mit ausgebreiteten Armen umfaßte der Mann das Geländer und blickte hinab.

Unten in der Halle aber stand Prinz Gerhart, spielte mit den Fingern und lächelte. Mit Augen, die von tief gesenkten Wimpern beschirmt waren, sah er zu Boden und zog bald den rechten, bald den linken Fuß in die Höh. Zuweilen hob er die Augen auf und betrachtete in großer Ruhe, ja mit eigentümlichem Stolz die Menschen um ihn herum, als sei diese Versammlung schweigender Männer und Frauen auf sein Geheiß berufen worden. Nichts von alledem, was sich ereignet hatte, schien ihn in Erstaunen oder in Trauer zu versetzen. Man hatte gerufen, der Fürst sei ermordet worden, man war zu Dutzenden in den Forst hinausgeritten und -gefahren, und Gabriele hatte viele Minuten zusammengeduckt auf dem italienischen Sofa im Eberhard-Ludwig-Zimmer gesessen, mit einem ganz sonderbar geistesabwesenden Gesicht, ja, eigentlich mit einem Gesicht, das gar nicht zu ihr gehörte, das er gar nicht kannte, als habe sie eine Maske über ihrem eigenen wahren Gesicht! Später waren fremde Menschen, zum mindesten Menschen, die Gerhart zu dieser Stunde so fremd erschienen, als habe er sie nie gesehen, in die Halle getreten; fratzenhafte Mienen tauchten aus zerrissenem Licht in neue Finsternis und verloren sich in einer unbegreiflich fernen Atmosphäre . . . Dies alles aber hatte für ihn keinen Zusammenhang mit dem schmutzbedeckten Tuch in der Mitte der Halle . . . das war etwas ganz anderes, „eine Sache für sich," wie er dachte.

Da drang ein Schrei durch die Halle, daß jedermann entsetzt zurückfuhr.

Gerhart war es, der dem Blick des Mannes oben auf der Galerie begegnet war. Er schrie unaufhaltsam, durchwühlt von Grauen, mit fieberndem Mund und heftig deutender Hand.

Gabriele schritt eilends, mit dem stürmischen Rauschen ihres blauen Kleides auf ihn zu; ihr feuriges Haar war in der Auflösung. Sie umarmte den Knaben wie eine Mutter, verbarg sein Gesicht ganz an ihrer Brust und küßte mit halbgeöffneten Lippen bebend seine Stirn.

„Gerhart, ich bitte dich," flüsterte sie erregt, „geh in dein Zimmer! Du mußt schlafen, Gerhart, ich bitte dich, geh ins Bett!"

Ihre weißen, kühlen, schmucklosen Hände liebkosten ihn.

Ein Bauer aus dem Dorf stand neben ihnen.

„Das ist ja bloß Brolawski . . ." sagte er.

Gerhart sah den Bauern mit einem wilden Blick an. Dann riß er sein Gesicht von Gabrieles Brust los und erhob noch einmal mit zusammengepreßten Lippen das Auge zur Galerie.

Da beugte sich Brolawski hinab und grüßte die Geschwister mit der Hand, die er an seine Augen führte. Für diesen Schmerz, so sprach seine Gebärde, gibt es nichts als ein kühles Vergessen in einem kühlen Grab.

Umständlich stieg er die breite Freitreppe hinab, die von der Galerie zur großen Halle führte. Es mußte nun, so glaubte er, etwas unsagbar Schönes und Rührendes folgen, eine Schaustellung mußte sich ergeben, die dem härtesten Knecht des armseligsten Vorwerks das Wasser in die Augen treiben sollte. Da wurde er noch rechtzeitig gewahr, daß die Stunde ihm nicht günstig war, und so verharrte er schweigend auf der letzten Stufe.

Die große Halle, in der man den ermordeten Fürsten niedergelegt hatte, überragte in ihrer Höhe das zweite Stockwerk des Schlosses. Man hatte nicht gewagt, diesen Raum zu erleuchten; einzig zwischen Hirschgeweih und Waffengerät brannten in einem Kandelaber an der Wand zwei frierende Kerzen, die einen furchtsamen Schein auf das Leichentuch und zu seinen Häupten auf die Statue des goldenen Panthers warfen und jeden Augenblick im Nachtwind zu verlöschen drohten. Oben auf der Galerie im zweiten Stockwerk öffnete die Zugluft in rhythmischen Stößen eine Tür und klappte sie zu.

Mit gesenktem Haupt und mit Augen, die nicht sehen, zähneknirschend und ruhelos ging Alexander auf und

nieder. Sein Gesicht mit den hervorstehenden Backenknochen, der stumpfen Nase und dem Gebiß einer Bulldogge war rissig und verwüstet wie nach einem Kampf, seine Stiefel knarrten auf dem steinernen Boden; die Knechte im Dunkeln zählten mechanisch die acht Schritte bis zum Kamin und wieder die acht bis zur Statue des goldenen Panthers.

Vor dem gepanzerten Ritter, auf dessen Rüstung und Visier ein fahles eisernes Licht breitete, verweilte Gabriele mit Gerhart. Sie hatte den Knaben aufs neue zu sich hingezogen und seine Schultern mit dem prachtvollen Gewebe ihres schwarzen Tuches umhüllt; ihre schmale, seltsam verwundete Hand ruhte mit steilen Fingern auf seiner Wange und preßte sein Gesicht fest an ihre Brust. Sie zog die Schultern frierend in die Höhe, ihre schmalen grauen Augen mit den weitgeschweiften Brauen blickten rätselhaft an Gerharts Haar vorbei auf die steinernen Fliesen. Das Haupt war in tödlicher Trauer geneigt, wie bei einem Hirsch, dessen Stirn vom Geweih schwer ist.

In den Winkeln der Halle, von Dunkelheit umschlungen, waren alle Männer und Frauen des Schlosses, der anliegenden Kavalierhäuser und des Dorfes versammelt. Ein jeder von ihnen fühlte, daß er hier bleiben müsse, bis der Erbprinz käme.

Weiße Gesichter, die keinen Körper zu haben schienen, starrten aus der Finsternis in das gelbe Licht der tropfenden Kerzen, wandten sich wie Puppen zur Seite, schielten und zwinkerten mit den Augen, horchten und spitzten die Ohren bei jedem Geräusch. Einer spuckte aus, man maß ihn mit strengen Blicken und er sah verlegen auf seine Stiefel. Hin und wieder schluchzte eine Frau, die dann von den Männern unwillig zur Ruhe gewiesen wurde. Ein Bauer deutete mit dem Daumen rückwärts auf die Prinzessin, die in profundem Schweigen verharrte. Die alten Männer sahen nickend oder kopfschüttelnd vor sich nieder, die jungen lugten mit scheuen, schiefen Blicken aus den Schatten hervor, bald auf das Leichentuch, bald auf die Geschwister. Gabrieles Haar flimmerte und flirrte vor ihren Augen. Ein jeder von

ihnen glaubte, daß er neben dem Mörder stehe, und das Mißtrauen fraß sich in aller Herzen.

Brolawski hatte sich, von niemandem bemerkt, zurückgehalten, nun aber übermannte ihn sein Gefühl. Stark lahmend, mit vor Kummer verzerrtem Gesicht ging er auf den Prinzen zu. Alexander sah ihn nicht. Schmerzerfüllt und vorwurfsvoll wartete Brolawski darauf, daß der Prinz von seiner Wanderung ablasse und das Auge auf den alten Diener des Hauses richte. Endlich faltete er, unmächtig seiner selbst, beschwörend die Hände.

Da blieb Alexander stehen. Jemand im Hintergrund hatte ganz laut etwas gesagt. Die Männer und Frauen begannen zu flüstern und zu raunen. Gabriele legte schwermütig lauschend das Haupt zurück. Alexander blickte mit geröteten Augen angestrengt auf eine Seitenpforte.

In diesem Augenblick trat Fritz Bauernfeind an Prinz Alexander heran und meldete, Seine Durchlaucht sei soeben im Schloß eingetroffen und erwarte die Geschwister im Eberhard-Ludwig-Zimmer.

2

„Gabriele, ich habe von dem schrecklichen Unglück bereits gehört," sagte der Erbprinz, nunmehr Fürst zu Herfurth, der beim Eintritt seiner Geschwister sehr blaß geworden war. „Lieber Alexander, ich hoffe, daß diese Stunde uns zusammenführen wird."

Gabriele senkte schweigend die Stirn. Alexander reichte seinem Bruder befangen die Hand, die Fürst Ludwig einen Augenblick festhielt. Als er Gabriele gedankenlos in der Mitte des Zimmers stehen sah, schob er ungestüm einen Sitz herbei. Er zeigte eine sonderbare Hast, als sei er durch einen seltenen teueren Besuch in Verwirrung geraten.

„Ich bitte dich, Gabriele, setze dich hierher," sagte er, und seine Stimme war kaum hörbar in dem Wunsch, zart zu sein. „Du mußt von allen am meisten leiden,

du haſt Papa immer am nächſten von allen geſtanden. Wie unendlich ſchmerzlich iſt mir jetzt dieſe Unterredung am Nachmittag. Nicht wahr, Alexander, ich gehe nicht fehl: Papa hat keinen von euch ſo geliebt wie Gabriele? ... Aber nun bitte ich dich, Alexander," — der Fürſt faltete erſchrocken die Hände — „ſage mir, wer hat dieſes fürchterliche Verbrechen begangen? Iſt dir eine Ahnung gekommen? Haſt du einen Verdacht?"

Alexander ſah finſter zu Boden.

„Nein, keinen."

Er fügte zähneknirſchend, mit heimlichem Schluchzen hinzu:

„Es iſt ja ein Raubmord! Wer kennt denn ſolche Hunde?"

„Es iſt aber doch nicht zu vermuten, Alexander, daß unſer Vater für ſeinen eintägigen Ritt beſonders viel Geld bei ſich trug?" fragte der Fürſt.

Er ſchien einen beſonderen Wert auf dieſe Frage zu legen.

„Nein, es iſt eigentlich nicht zu vermuten."

„Eigentlich? Willſt du damit ſagen, daß Papa dennoch viel Geld bei ſich hatte?"

„Das weiß ich nicht."

Alexander machte eine Handbewegung, die bedeuten ſollte, daß er es nicht wüßte.

„Wie pflegte denn Papa ſein Geld bei ſich zu tragen?"

Gabriele ſagte, ohne aufzublicken:

„Er verwahrte ſein Gold in einer violetten Börſe, die ich ihm zu Weihnachten geſtrickt hatte."

Der Fürſt wandte ſich beinah heftig ſeiner Schweſter zu. Aber dieſe Heftigkeit ſchien weniger dem Inhalt ihrer Worte zu gelten, als einer leidenſchaftlichen Höflichkeit zu entſpringen. Er war aus irgendeinem Grunde darüber glücklich, daß Gabriele fähig war, mit einer aufklärenden Bemerkung an dieſem Geſpräch teilzunehmen, und er fühlte ſich verſucht, zu ſagen: ‚Ich danke dir, Gabriele, daß du geſprochen haſt,' aber er beſann ſich noch rechtzeitig, und nun, im Widerſtreit ſeiner Gefühle, fragte er:

„Ach, du haſt Papa zu Weihnachten eine Börſe geſtrickt?"

Man sah ihn befremdet an.

Der Fürst verbesserte sich errötend:

„Ich meine: man hat also diese Börse nicht bei Papa gefunden?"

„Nein."

Fürst Ludwig erledigte dieses Thema mit einer Handbewegung.

„Und du hast sofort den Wald absuchen lassen, Alexander?" fragte er.

„Ich habe Knorrholz und seine Leute ausgeschickt. Ich hoffe, du billigst das. Ich wußte ja nicht, wo man dich finden konnte. Darf ich fragen, wo du inzwischen gewesen bist? Wir haben so lange auf dich gewartet . . ."

Alexander sagte diese Worte ganz bescheiden und ohne Vorwurf.

Der Fürst zog die Augenbrauen hoch und erwiderte unbestimmt, schnell und verwirrt:

„Ach, da unten . . . bei der Kapelle . . . Sie sind also noch nicht zurückgekehrt?"

„Wer?" fragte Alexander verwundert.

„Die Leute vom Oberjägermeister."

„Nein."

‚Warum geht er so schnell darüber hinweg?' dachte Alexander erstaunt. Später vergaß er es . . .

„Die Straße nach Willingshausen ist gesperrt, nicht wahr?" forschte nun wieder der Fürst.

„Ja. Ich habe den Staatsanwalt benachrichtigt und nach Gendarmen schicken lassen. Aber es werden sich keine sicheren Spuren finden, denn die Straßen sind noch von gestern aufgeweicht, und es ist erwiesen, daß mehrere Wagen nach der Tat den Forst passiert haben, zum Beispiel der Fleischerwagen von Krähner und ein Vergnügungswagen von Bauern."

„Und sie haben nichts von Papa bemerkt?" fragte der Fürst, teilnehmend wie ein Fremder.

Alexander schauderte.

„Nein. Auch ich bin ja vorbeigeritten," sagte er leise.

Gabriele neigte ihr Gesicht, überwältigt von Alexanders Worten, im Abscheu zur Seite.

„Verzeih, Gabriele, das ist gewiß sehr schmerzlich,"

sagte der Fürst und warf Alexander einen Blick zu, der ihn aufforderte, dieses Gespräch abzubrechen.

„Aber ehe ich es vergesse: wo ist Gerhart?"

‚Jetzt fällt ihm Gerhart ein,' dachte Alexander.

Gabriele richtete ihre grauen Augen auf den Fürsten und sagte mit einiger Kälte:

„Gerhart ist ins Bett gegangen."

„Das ist vernünftig," erwiderte der Fürst, „der arme Gerhart! . . . Das freut mich, daß er schläft . . . das heißt . . ."

Der Fürst stand auf und machte mit seinem Arm einige sonderbare Bewegungen, als wolle er seine Muskeln durch Übung stärken. Alexander sah ihm von seinem tiefen Sessel aus verwundert zu, mit einem kalten Schauder im Leib. Er hatte die beiden Hände in die Taschen seiner Frackhose gesteckt und sich, so sitzend, ein wenig vorgebeugt. Der Brusteinsatz seines Hemdes war zerknittert und verunreinigt, sein glattrasiertes Kinn schob sich durch einen aufgeweichten, feuchten Kragen. Er bemerkte mit einem Mal, daß auch die Kleider seines Bruders beschmutzt waren. Er wunderte sich einen Augenblick darüber.

Der Fürst sah auf Gabrieles gesenktes Haupt und auf ihr feuriges Haar, dessen Knoten aufgelöst auf dem entblößten Nacken lag.

„Ich danke dir, Gabriele, daß du dieses große Unglück mit so viel Fassung erträgst. Glaube mir, daß ich von ganzem Herzen an deinem Schmerz teilnehme, wenn es mir freilich auch nicht vergönnt ist, ihn so tief zu empfinden, wie du es tust. Wenn du mir aber erlauben willst, meine Trauer der deinen gleichzustellen, so denke ich, es wird dir ergehen wie mir: noch scheint es mir unmöglich, daß der Vater nicht mehr auf dieser Welt ist, und nun soll ich gar glauben, er sei auf eine so schreckliche Art vollendet worden. Du wirst gut daran tun, Gabriele, in den folgenden Jahren das Verbrechen zu vergessen und in frommer Trauer einzig an den Tod unsers Vaters zu denken. Oder bist du anderer Meinung, Alexander?"

Er drehte seinen Schreibtischstuhl lebhaft nach der

Seite des Bruders, der eine Bewegung des Widerspruchs gemacht hatte.

„Ich kann dir nicht Recht geben," sagte Alexander schüchtern erregt. „Es ist vielleicht nicht gut, in Gabrieles Gegenwart davon zu reden, aber" — Alexander rang sich das Wort aus der Brust — „wenn ich sprechen darf, ich habe in der letzten Stunde an nichts anderes gedacht als an das eine . . ."

„Das eine —?" fragte der Fürst, der sich sehr höflich vorgebeugt hatte, um Alexander deutlicher hören zu können.

„An den Verbrecher, Ludwig, und an Rache!"

Gabriele bat ihren Bruder mit einer flehenden Bewegung ihrer offenen Hand um Schonung und schluchzte dann tränenlos in ihr Tuch, wobei ihren Körper in dem türkisblauen Kleid ein Zittern durchlief. Der Fürst und Alexander senkten betreten die Augen, bis Gabriele sich wieder in ihre schweigsame stolze Trauer zurückfand. Sie stützte den entblößten weißen Arm auf die Lehne ihres Sessels, das Haupt auf ihre ausgebreitete Hand und hörte mit grüblerischer Miene dem Fürsten zu, der alsbald wieder das Wort nahm.

„Du sprichst von Rache", sagte er langsam, wobei er in der kleinen behaarten Hand ein Lineal aus Glas spielend drehte. „Ich muß dir in dieser schweren Stunde mit einiger Schärfe widersprechen. Soweit nämlich du, Alexander, dich dem Gedanken an Rache hingeben willst, kann ich es dir natürlich nicht verwehren. Das magst du mit deinen Begriffen von Religion, Sittlichkeit und Erziehung abmachen. Aber" — hier erhob sich die Stimme des Fürsten — „wenn du innerhalb unserer Familie, also besonders deiner Schwester gegenüber, die du, wie ich weiß, über alles liebst, und in Gerharts Erziehung diesen Rachegedanken als eine sittliche Notwendigkeit fordern wolltest, so werde ich dir unbedingt entgegentreten."

Der Fürst wartete auf eine Antwort, da aber Alexander wie zuvor finster, wenngleich sehr stark interessiert, zu Boden sah, so fuhr er fort, nachdem er sich durch einen Blick von Gabriele Erlaubnis zu seiner Rede geholt hatte:

„Ich bitte dich, Gabriele, und auch dich, Alexander, machen wir uns doch klar, was geschehen ist. Etwas Schreckliches, gewiß, — ja etwas, das unsere Fähigkeit durchaus übersteigt, äußere Ereignisse in die Bezirke unserer Seele einzubeziehen. Heute noch hat Papa in diesem Haus, in diesen Zimmern gelebt und wenige Stunden später liegt er tot in derselben Halle, wo wir unsere Feste geben. Aber das ist Gott, Alexander! Oder, wenn dir das Wort besser gefällt, das ist Schicksal! Ich bitte dich" — der Fürst lächelte im Gefühl seiner zwingenden Worte — „welche Beziehungen verbinden dich mit dem Verbrecher, der von irgendwoher kommt, Papa aus dem Hinterhalt ermordet, ihm die Taschen ausraubt und dann irgendwohin geht, — was weiß ich, wohin, ins Zuchthaus, in die weite Welt, aufs Schaffot, kurzum in sein Schicksal, um das sich der Strafvollzug bekümmern mag und von dem ich nichts wissen will! Nein, Alexander, wenn wir uns nicht eines in den folgenden Jahren zu eigen machen werden, nämlich, daß Papa gestorben ist, — einfach gestorben, wie all unsere Väter und wie auch wir dereinst sterben werden, — zu Gott berufen und nicht ermordet, so werden wir schweren Jahren entgegengehen."

Da die beiden Geschwister schwiegen, so fragte der Fürst:

„Was meinst du dazu, Gabriele?"

„Ich gebe dir recht."

Eine Stille trat ein.

„Übrigens sind ja die Gerichte für derartige Dinge da," fügte Gabriele gereizt hinzu. „Was hast du denn damit zu schaffen, Alexander?"

„Sehr richtig!" rief der Fürst lebhaft. „Wer sagt dir überhaupt, ob man nicht schon zu dieser Stunde den Verbrecher gefaßt hat? Willst du denn vielleicht in das Gefängnis steigen und ihn niederstechen? Welche Torheit!"

Alexander schwieg.

Der Fürst nahm dieses Schweigen mit Befriedigung auf. Er sagte:

„Im übrigen aber war es mir interessant, daß du

von Rache sprichst. Man rühmt deinen tatkräftigen und energischen Charakter. Deine Äußerung bestätigt das."

Alexander wurde bei diesen Worten glühend rot im Gesicht; es schien beinah, als erstücke ihn die Enge seines Oberhemdes. Er schob irgend etwas mit dem Fuß fort und sagte grob wie ein Fuhrknecht:

„Deshalb rede ich jetzt nicht, damit du meine Äußerungen ‚interessant' finden kannst! Ich danke auch für das Lob meines Charakters!"

„Ich bitte solche Mißverständnisse zu vermeiden," erwiderte der Fürst scharf. „Ich beabsichtige nicht, mich bei dir mit Komplimenten einzuschmeicheln. Du hast es dein Lebenlang verstanden, dich von mir fernzuhalten. Gut, gut — es mag so bleiben, ich spüre keine Neigung mehr, das zu ändern! Ich fand deine Äußerung über Rache interessant, weil ich glaubte, dich daran kennen zu lernen. Ich wollte etwas von deinem Geist . . . gleichviel! Lebe du weiter fern von meinem Kreis. Mir gilt es nichts."

„Wer ist denn schuld, wenn ich ‚fern von deinem Kreis' lebe?" rief Alexander heftig und schlug den Rücken der rechten Hand mehrere Male in die gekrümmte linke, entrüstet über so viel Verblendung. „Wer ist denn daran schuld? Du — doch immer nur du, der du unsern Vater gehaßt und uns verachtet hast, weil wir ihn liebten. Schon als Junge hast du dich spöttelnd über unsere Liebe zu Papa von uns abgewendet, mit Mama aber hast du einen wahren Kultus getrieben, der für ein Kind lächerlich ist. Den ganzen Tag hast du nach ihrem Tode immer nur von Mama geredet, immer nur von Mama, als ob die Welt mit ihr gestorben sei und obwohl du sehr gut wußtest, daß wir Mama zu wenig gekannt haben, um sie so lieben zu können wie du . . . So — jetzt haben sie Papa umgebracht, jetzt bist du hoffentlich zufrieden! . . . Jetzt können wir ja endlich anfangen, Gabriele, in Ludwigs Kreis zu leben!"

Gabriele schien nichts von alledem zu hören.

Fürst Ludwig aber war aufgestanden und ging erregt auf Alexander zu.

„Dummkopf!“ rief er empört. „Tor du!“

Er knirschte so stark mit den Zähnen, daß die Haut an seinen Backenknochen sich spannte.

„Narr! Während du die knabenhaften Dinge deiner Jugend getrieben hast, habe ich in täglichem erbittertem Kampf mit deinem Vater für dich gearbeitet und gesorgt!“

Der Fürst streckte heftig den Arm aus und zeigte auf Alexanders Gesicht.

„Wie habt ihr denn alle hier gelebt? Weißt du es nicht? Ich will es dir sagen: Am Rand eines Abgrunds. Eure Gesundheit, eure Jugend und Reinheit, alles, was in euch gut und edel ist, alles, was ihr lieb und wert haltet, die Ehre unserer Mutter, Gabrieles, Gerharts, deine, meine — alles stand in den letzten Jahren auf dem Spiel, und vielleicht ist sie zu dieser Stunde bereits dank eurer Unvernunft am heutigen Nachmittag verloren. Hörst du, vielleicht ist sie dank deiner Schuld am heutigen Nachmittag bereits verloren! Und wirst du dereinst der Mann sein, der Welt die Stirn zu bieten und dir eine neue Ehre zu suchen? Du doch nicht! Was hast du Tor in meinem Kampf mit deinem Vater getan? Du hast mit Gabriele und Gerhart Tennis gespielt, bist four-in-hand gefahren, spazieren geritten, hast dich in Willingshausen mit den Kürassieren und in der Stadt mit den Söhnen des Königs amüsiert, während hier oder im Palais täglich, — hörst du, mein Junge, ich wiederhole es dir, täglich der Kampf um deine fürstliche Existenz ausgefochten wurde! O, du hast wahrlich mit deinen Locken die Sterne berührt, mein Junge, du hattest nicht nötig, Papa zu ‚hassen‘, deine Mutter hast du kaum gekannt und brauchtest sie daher auch nicht zu beklagen, gearbeitet hast du nie, dagegen in der Stadt von gewissen Vergnügungen besonderer Art recht reichlich gekostet und obendrein“ — der Fürst lachte erbittert auf — „o Gerechtigkeit der Welt! obendrein hast du dein Lebenlang das in deiner Nähe gehabt, was mir das Liebste auf der Erde ist. Du bist ein eitler hübscher Geselle, groß und stark wie ein Riese und betreibst jeden Sport, die Frauen lieben dich, du

reiteſt vorzüglich — wohl, wohl! Ich beglückwünſche dich, ich bin bereit, dich für dies alles zu bewundern, aber ich bitte dich, ſchweige du, wenn ernſte Männer reden."

Ludwig warf das gläſerne Lineal, das er noch in der Hand hielt, mit einer ſcharfen Schwung von der Bruſt aus auf ſeinen Schreibtiſch, ſo daß es klirrend zerbrach.

„Ich ſage dir, es iſt gut, daß es mit deinem Vater, den ihr ſo kindlich liebtet, zu Ende ging! Denn es war genug! Es war genug! Genug!"

Wie angewidert von der Ungerechtigkeit des Daſeins, ſchob er dreimal von den Schultern her mit ausgebreiteten Händen das fort, deſſen er ſo überdrüſſig war.

Alexander erhob ſich. Er war faſſungslos; ſein Geſicht war beinah töricht vor Verſtändnisloſigkeit und Verwunderung.

„Ich kann dich nicht verſtehen, Ludwig," ſagte er und ſah kopfſchüttelnd bald an die Wand, bald auf die Spitzen ſeiner Schuhe. „Du ſagſt, wir hätten am Rande eines Abgrundes gelebt, unſere Ehre ſei vielleicht in dieſer Stunde bereits verloren. So etwas Ähnliches haſt du mir ja ſchon einmal geſagt. Ich verſtehe nicht, was du damit meinſt, aber ich will darüber nachdenken... ich weiß auch nicht, was du mit dem Liebſten auf Erden meinſt, das immer in meiner Nähe war ... Ich denke, mit den Frauen hat das wohl nichts zu tun, wie...?"

Der Fürſt, der dem Zimmer den Rücken gekehrt hatte und durch die Fenſterſcheiben über den dunklen ſchwermütigen See hinwegblickte, in deſſen Waſſer ſich ein Schwan im friedlichen Mondlicht badete, lachte bei den letzten Worten Alexanders unverſehens und beinah amüſiert auf, ſeine vom Schnurrbart hochgezerrten Mundwinkel zuckten beluſtigt. Er drehte ſich jäh um und klopfte ſeinem Bruder auf den Arm.

„Geh ſchlafen, mein Junge!" ſagte er. „Schlafe! Schlafe! Glaube mir, über unſer Haus hat ſich längſt die Nacht geſenkt. Gebe Gott, daß es nicht die ewige ſei."

Und freundlich fügte er hinzu:

„Hilf mir, ſie abzuwenden."

Gabrieles Augen hörten nicht auf, mit grübleriſchen Blicken an den verwebten Bildern des Teppichs zu

hängen. Sie hatte ein schmerzliches Unbehagen empfunden, als der Fürst das gläserne Lineal klirrend auf den Schreibtisch geworfen hatte. Die Freiheit dieser Geste war ihr zu dieser Stunde von tiefer Peinlichkeit, sie sah ihren Bruder mit einem schnellen metallenen Blick zaghaft von der Seite an. Aber jetzt, bei seinen letzten Worten, die ihr noch heute mittag ungeheuerlich waren, spürte sie mit einem Male Zuneigung zu diesem Mann, den sie nicht kannte, der ihr fremder war als irgendein Knecht auf dem Hof.

Auch sie erhob sich nun. Auf den Fürsten ging sie zu, legte ihre weißen, entblößten Arme auf seine Schultern und faltete die Hände hinter seinem Kopf. Sie lächelte, sie scheute sich nicht zu lächeln:

„Komm, Ludwig. Wir wollen zu Papa hinuntergehen. Du mußt ihm die Hände küssen. Dann ist alles von dir genommen."

Der Geist des Fürsten verwirrte sich bei diesen Worten, deren Hauch sein Antlitz traf, und schweifte auf einem düsteren Feld unter riesenhaften Blöcken einer steinernen Welt umher.

„Liebe . . . Liebe . . ." sagte er, erschüttert von ihrer Umarmung, „du bist ja überall . . ."

Diese Bemerkung war nun freilich dunkel, und niemand verstand sie.

„Du solltest mit uns hinuntergehen," wiederholte Gabriele mit einer süßen Wärme und löste die Finger sanft von seinem Haupt.

Er nahm ihre Hand und küßte sie lange mit seinen schmerzlich durstenden Lippen.

„Ich werde hier oben für Papa beten," sagte er, nachdem sein Gesicht die Fassung wiedergewonnen hatte. „Ich habe die ganze Nacht zu arbeiten, und die Behörden werden bald eintreffen. Aber ich bitte dich, Gabriele, geh du zur Ruh. Die nächsten Tage werden deine ganze Kraft erfordern. Du mußt damit rechnen, daß wir zum Begräbnis Hunderte von Menschen im Schloß haben werden, und wir müssen darauf achten, daß hier streng repräsentiert wird. Nicht wahr?"

Gabriele neigte das Haupt, als sie das Wort „Be-

gräbnis" hörte. Ihre Lider wurden schwer von Kummer und Müdigkeit.

„Ja, Ludwig," sagte sie, und man sah, daß ihr in diesem Augenblick die Welt entglitten war.

Ludwig bemerkte es. Er sprach ohne Hoffnung, daß sie ihm zuhöre:

„Ich werde dafür Sorge tragen, daß man dich mit den Vernehmungen möglichst wenig beschwert. Ich richte nun auch an dich die Bitte, in den folgenden Wochen keine Zeitung zu lesen. Habe ich dein Wort, Gabriele?"

„Ja."

Gabriele erschauerte unter einem Lufthauch. Sie zog die Schultern fröstelnd zusammen.

„Gut. Ich danke dir innig, Gabriele."

„Aber willst du wirklich nicht mit uns an Papas Leiche treten?" fragte die Prinzessin gedankenlos und wie im Traum.

„Ich bin jetzt nicht fähig dazu. Bitte erlasse mir das."

Gabriele bot ihm, seitwärts blickend, die Stirn zum Kuß.

Alexander stand schweigend an den Pfosten der Türe gelehnt. Er fühlte sich einsam. Ihm war, als habe ihn ein Freund verlassen.

Er sagte dem Fürsten gute Nacht. Sie gaben sich nicht die Hände.

„Gute Nacht, Gabriele," sagte Ludwig und verneigte sich vor seiner Schwester.

Der Fürst öffnete die Tür des Vorzimmers, die zur Galerie führte. Gabriele nickte ihm geistesabwesend zu und schritt rauschend, mit den wunderbar schlangenhaften Bewegungen ihres schmalen Körpers, die entblößten Arme eng an die Hüften haltend und mit den Händen das Tuch voll umfassend, an ihm vorbei und auf die Galerie hinaus.

Da wich sie verstört, mit einem kleinen Schrei zurück.

Aus dem Dunkel des Geländers tauchte Michael Georg Brolawski hervor. In tiefer Ehrfurcht senkte er das Haupt, streckte zur Reverenz den rechten Arm weit von sich und trat dann wie ein Höfling Schritt für Schritt zurück.

„Ah, die fürstlichen Geschwister bereden sich!“ sagte er lispelnd vor Befangenheit. „Es gibt jetzt vielerlei zu bereden. Der hohe Chef des Hauses erteilt seine Befehle für die kommenden Tage. Ich ziehe mich zurück, ich krieche in meine Behausung, ich bin Luft . . .“

Tief zerknirscht und schmerzlich lächelnd, immer das Antlitz den regungslosen Geschwistern zugekehrt, verschwand Brolawski im Dunkel der Galerie.

Unten in der großen Halle lag im matten Kerzenschein, von Dienern des Hauses behütet, der Leichnam des ermordeten Fürsten.

Ludwig beugte sich über die Brüstung der Galerie und rief Alexanders Leibjäger leise zu sich herauf. Er verabschiedete sich noch einmal von Gabriele und trat in sein Arbeitszimmer zurück. Dort setzte er sich an den Schreibtisch, riß ein Telegrammformular vom Block und schrieb mit großen deutschen Lettern einige Worte darauf.

Der Jäger erschien in der Tür. Fürst Ludwig reichte ihm die Hand.

„Ja, Wilhelm, guten Tag, das ist für uns alle ein großer Schmerz. Bitte besorge mir morgen ganz früh dieses Telegramm an den König. Und klopfe hier an, wenn der Wagen mit den Behörden aus Willingshausen vorgefahren ist . . . Ja, du weinst, mein Guter . . . es ist eine abscheuliche Geschichte . . . Du wachst bei der Leiche, nicht wahr? . . . Gute Nacht, Lieber.“

Man hörte noch von der Galerie her das Schluchzen des Mannes.

Kaum aber hatte der Jäger das Zimmer verlassen, als mit dem Fürsten Ludwig eine furchtbare Veränderung vorging.

Es war gleichsam, als fiele sein Gesicht wie eine Maske aus Gips in sich zusammen. Er wurde totenbleich, es zeigten sich schwere Säcke unter den geröteten Augen, und scharfe Furchen liefen durch die Wangen. In tiefer Angst riß er den Kragen vom Hals und faltete die Hände:

„Allmächtiger Gott!“ rief er und ging wie ein Rasender auf und ab, als wolle er gegen die Wände anstürmen. „Allmächtiger Gott, du weißt es, ich habe

zu dir gebetet! . . . Wie grausam bist du zu mir, Allmächtiger . . . Gott . . . Gott . . ."

Er sank vor dem leeren Kamin, in dem noch Asche lag, auf einen Sessel nieder und sah mit den entzündeten Augen in die Lampe.

Allmählich fiel er in Schlaf. Seine Züge hatten den Ausdruck eines unerträglichen Schmerzes. Der Mund war krampfhaft in höchster Not wie bei einem Erwürgten verzogen.

So schlief er, bis um die fünfte Stunde des Morgens der Jäger an seine Tür pochte.

*

Gabriele und Alexander waren nach ihrer Begegnung mit Brolawski die große Freitreppe hinabgestiegen, um zusammen mit Mademoiselle Duchamps, Frau van Terbunken, der Hausdame von Ludwigslust, einem Landarzt aus Jever, und dem Haushofmeister die Nacht in der großen Halle zu verbringen. Der Oberhofmeister Seldicke, Karl Messerschmied und Zacharias Gaude waren noch nicht zurückgekehrt. Mademoiselle mußte man nach kurzer Zeit hinaufschicken, denn sie war fassungslos. Die Frauen saßen im großen Faltenwurf ihrer Gewänder auf Sesseln und verhüllten ihr Gesicht. Alexander stand, ohne Kragen, zu Füßen seines toten Vaters und dachte angestrengt über etwas nach. Zuweilen beugte er sich hinab und küßte, zärtlich wie eine Frau, die Füße des Ermordeten. Unaufhörlich, bis zum Morgengrauen, stiegen Diener die Treppe auf und nieder, traten wie Schatten in die Halle, brachten den Frauen Tücher und Decken, schlossen die Fenster und spähten nach den Behörden in die Nacht. Hin und wieder hörte man von draußen die Geräusche der Nacht, den Schrei eines Vogels, das Rauschen des Windes in den Parkbäumen, leise Töne vom Marstall, schlagende Hufe, und dann wieder von irgendwoher der Schrei eines fernen, fernen Eisenbahnzuges, ein nahes Schluchzen oder die Atemzüge eines Schlafenden . . .

Als um fünf Uhr morgens die Behörden eintrafen,

begann Gabriele zum ersten Mal erschreckend zu weinen. Alexander geleitete sie in ihre Räume. Hier sank sie bald in die Sternenwelt des Schlafes, getragen von der Morgenröte, die sanft erglühend durch die Fenster brach, um ihre Augen mit dem Licht der Himmelsfeste zu benetzen.

Sechstes Kapitel

Willingshausen

I

Niemals, seitdem die alten Kirchen den Bürgern von Willingshausen die Stunden verkündeten, die schrägen Dächer ihre Häuser behüteten, ihre Gärten und Felder blühten und die Sonne von den östlichen Wotanshügeln aus über ihre bescheidenen Weinberge hinweg im Laubwald von Camin versank, hatte solch ein Aufruhr in der Stadt geherrscht. Die Gesichter der Männer waren entstellt von einer dumpf brütenden Empörung, die Frauen ängstigten sich und ließen ihre Kinder nach Sonnenuntergang nicht mehr zu ihren Spielen auf die Gasse, ein fremdes Antlitz erregte Haß und Furcht. Die Frühlingswälder von Albrechtshagen, anmutige Ziele für Spaziergänger, standen vereinsamt in ihrer jungen Glorie, und der Verdacht breitete sich, wie ein Vogel seine Schwingen, über die Straßen der Stadt und verdunkelte sie mit ihren Schatten.

Am Montag morgen um fünf Uhr fuhren die Bürger der Stadt erschreckt aus ihren Kissen.

Kürassiere, behelmt, die Kette unter dem Kinn, Karabiner in der Faust, sprengten in Karriere durch die Straßen, Kommandorufe ertönten, entblößte Säbel, die Zeichen gaben, kreisten in der bleichen Morgenluft. Der Regimentskommandeur ritt mit seinem Adjutanten in tiefer Erregung zum Caminer Stadttor hinaus. War dies eine der gewöhnlichen Übungen oder eine probeweise Alarmierung der Garnison? Die Bürger wußten es nicht, sanken zurück in ihre Betten, wollten noch ein wenig schlafen und nichts von der Welt hören.

Eine Stunde später jedoch jagten die Zeitungsboten

des Redakteurs Knónagel durch die Stadt und riefen in die Häuser und durch die geöffneten Fenster, daß Fürst Ludwig Alexander diese Nacht im Forst von Ludwigslust von unbekannter Hand ermordet worden sei und daß sein ungarischer Schecken ‚Parole' zu seinen Häupten ihm in das tote Haar geblasen habe . . .

Das war das erste.

Das andere war um Mittag. Man hörte von zwanzig Verhaftungen, die man wahllos vorgenommen hatte. Die Kürassiere griffen im ganzen Kreise jeden Fremden auf, der sich nicht legitimieren konnte. Fünfzehn von ihnen wurden an demselben Abend wieder entlassen, vier hielt man noch einige Tage in Gewahrsam, und nur der letzte, der Schmiedgeselle Jonas Thudichum, den man im Wald von Ludwigslust unfern der Mordstelle angetroffen hatte, blieb zurück.

Bald zeigte es sich, daß der Staatsanwalt Doktor Kiefer der Lage nicht gewachsen war. Seit fünf Jahren hatte er getreulich seine zwei Morde, die mehreren Diebstähle, Unterschlagungen, Brandstiftungen und die mannigfachen Körperverletzungen mit genügender Schärfe des Gedankens verfolgt und unnachsichtig vor Gericht seine strengen und gefürchteten Strafanträge gestellt.

Aber nun: ein Mord an dem ersten Mann der Provinz, nicht genug, schlechthin dem vornehmsten Bürger der Monarchie? Das überstieg seine Geisteskräfte in jeder Beziehung. Er begann damit, täglich zehn verschiedene Theorien aufzustellen, und endete damit, völlig den Kopf zu verlieren, sich zu überarbeiten und halb irrsinnig vor Nervosität zu werden.

Da wurde am Abend um die sechste Stunde ein Telegramm bekannt gegeben, das der Monarch an den Fürsten Ludwig gerichtet hatte.

Mit tiefem Abscheu ward hier des Verbrechens gedacht, das ein ruchloser Bube an Ludwig Alexander vollführt habe, der Fürst wurde in huldvollen Worten gebeten, sich und seine Familie der innigsten Anteilnahme des Königs und der Königin versichert zu halten, und

Gott angerufen, er möge uns zu unserm strengen Rächeramte erleuchten. Am Schluß aber hieß es:

„Der Justizminister ist angewiesen worden, den Oberstaatsanwalt nach Ludwigslust zu schicken. Auch habe Ich das dortige Kürassier-Regiment zu jeder wirksamen Unterstützung der Justizbehörde befohlen. Ich ersuche Ew. Durchlaucht und Liebden, mich den Tag der Beisetzung wissen zu lassen."

Und so geschah es, daß am nächsten Morgen der Oberstaatsanwalt in Willingshausen eintraf, der Wirkliche Geheime Rat Exzellenz Doktor Adalbert von Waechter, der Freund des Königs, der größte praktische Jurist unserer Zeit.

Das war das andere.

2

Man wartete vor dem Bahnhofsgebäude.

„Seht hin! Seht hin! — Da kommt er! — Er ist eben mit dem Schnellzug eingetroffen! — Jetzt fährt er zum Hotel ‚Prinz Alexander'! — Oder wird er im ‚Goldenen Löwen' wohnen? — Seht ihn an! Das ist unsere Hoffnung! — Dem König sei gedankt, daß er uns solch einen Mann schickte!"

Sie standen auf der Straße — sie waren in diesen Tagen zu jeder Stunde auf der Straße und später, als es unaufhörlich zu regnen begann, in den Wirtshäusern — und fragten sich, wer dieser Mann sei. Ein hoher Justizbeamter, war die Antwort, der höchste, der hier zur Verwendung gelangen konnte: der Oberstaatsanwalt von Waechter.

Sie blickten zu diesem gedrungenen Mann von starkem und breitem Leib empor und staunten über die staatsmännische Gebärde, mit der er, die rechte Hand hoch oben zwischen den beiden ersten Knöpfen seines grauen Gehrocks, eine Meldung entgegennahm, um gleich darauf hastig und energisch mit eben derselben Hand durch sein

graumeliertes, straff aufgerichtetes Haar zu fahren; sie wandten sich eine Sekunde lang unter seinen zürnenden Augen verlegen zur Seite und waren zufrieden.

Ja, hinter dieser schrägen hohen Stirn mußte der Gedanke wohnen, der den Mörder zerschmettert, diese Nase gehörte einem Adler, der vom Himmelsblau seine Beute erspäht, aus diesen schmalen strengen Lippen mußte das Wort der Gerechtigkeit kommen.

‚Schonet seine Ruhe, tretet zurück und laßt ihn seine Arbeit tun!

Schonet die Ruhe seiner erhabenen Gedanken, deren jeder nur der Gerechtigkeit dient und dem Recht!‘

*

Sie standen in den nächsten Tagen horchend und spähend zumeist auf der Straße oder saßen des Abends beim roten Qualm einer Lampe in den Wirtshäusern und tranken schweigsam ihr Bier, den Kopf erfüllt von zornigen Träumen. Es wurde in dieser Zeit wenig gearbeitet.

Was aber geschah mittlerweile? Was war es, das von der Tätigkeit des gewaltigen Mannes, den man hergesandt hatte, zu ihren Ohren drang?

Man begann sich alsbald zu beklagen, daß es allzu wenig war. Denn Herr von Waechter, der von einer ‚Mitarbeit des Volkes‘ an der Aufklärung eines Verbrechens nicht viel zu halten schien, begnügte sich damit, der Presse lediglich eine kurze Aufzeichnung über den mutmaßlichen Tatbestand zu überweisen.

Hier sind die Ereignisse des Sonntags, so wiedergegeben, wie sie vom „Stadt- und Landboten für Willingshausen, Neustadt und Umgebung“ in einem Leitartikel am dritten Morgen nach der Tat dargestellt wurden:

„Es ist uns gelungen, eine Besprechung mit Seiner Exzellenz dem Herrn Oberstaatsanwalt Dr. von Waechter zu erlangen. Seine Exzellenz hatten die große Güte, unserm Chefredakteur folgendes über den entsetzlichen Mord an unserm Fürsten wissen zu lassen.“ (Das war

natürlich gelogen. Dieser große Jurist hatte anderen Pflichten zu genügen als der einer Besprechung mit dem Redakteur, Herrn August Knónagel, einem ehemaligen Eleven der landwirtschaftlichen Schule zu Neustadt, den man wegen gewisser dunkler Umtriebe von dort fortgejagt hatte). „Unser gnädigster Fürst," so führte Herr August Knónagel aus, „hatte am Sonntag bereits um vier Uhr zehn Minuten Ludwigslust verlassen, ohne zuvor im Kreise seiner hohen Familie zu speisen. Seine Durchlaucht beabsichtigten aus gewissen Gründen, die vorläufig noch völlig in Dunkel gehüllt sind, den Abend im Willingshausener Stadtschloß zuzubringen und in der Nacht nach Ludwigslust zurückzukehren. Bekanntlich ist letztere Absicht durch einen Bubenstreich vereitelt worden. Der Fürst nämlich war am Spätnachmittag in Begleitung des Stallburschen Georg Bauernfeind zu Pferde hier in unserer Stadt eingetroffen, vermutlich um sich durch das Herreiten noch etwas Bewegung machen zu können. Aus diesem Vorhaben geht wieder die so oft bewunderte Jugendlichkeit des durchlauchtigen Herrn hervor, und es kann wohl philosophisch stimmen, wenn man die Folgen dieser Frische betrachtet. Denn gewiß wäre der Bubenstreich nicht geschehen, wenn der durchlauchtige Fürst sich eines seiner zahlreichen Wagen bedient hätte. Es ist nun bekannt, welch ein das ganze Volk erhebendes Beispiel von Familienleben der verwitwete Fürst mit seinen prinzlichen Kindern geführt hat, zumal in diesen Zeiten des sittlichen Verfalles, ist ihm doch am Tag der Katastrophe das Glück widerfahren, daß sein ältester Sohn, unser geistvoller Erbprinz und nunmehriger Herr, von seiner indischen Studienreise zurückkehrte, und der hohe Vater kurz vor seinem beklagenswerten Ende den weitgereisten Sohn noch in die Arme schließen konnte. So wird es jedermann doppelt rühren, wenn er erfährt, daß Seine Durchlaucht gleich anderen Männern in hoher Stellung beim Abschiednehmen von einer Todesahnung erfaßt wurden. Als nämlich der durchlauchtigste Fürst im Begriff war, ein Geschenk unseres Monarchen, seinen prächtigen Schecken ‚Parole' zu besteigen, hat er zu den ihn umringenden Prinzen und der Prinzessin gesagt:

‚Ich fühle es, daß ich auf ewig von euch Abschied nehmen muß.‘ Natürlich wurde gegen die traurige Bemerkung von seiten der hohen Geschwister mit den zärtlichsten Worten protestiert.

Wir wissen nun, daß der Fürst schon seit Jahren nicht mehr zu reiten geruhte. Früher, welch ein farbenprächtiges Bild gewährte es doch immer, wenn der durchlauchtige Herr in unsere Stadt eintritt! Ein Lakai im burgunderroten Frack sprengte als Vorreiter an der Tete, dann folgte die hohe distinguierte Gestalt Seiner Durchlaucht auf einem weißen, flockensprühenden Hengst, womöglich ihm zur Seite unsere vergötterte Prinzessin, der schlanke, männlich-schöne Prinz Alexander, der anmutige Prinz Gerhart auf seinem Ponny, seltener, da seine umfassenden Interessen ihn zumeist ins Ausland wiesen, unser geistesmächtiger, hochgebildeter Erbprinz Ludwig und nunmehriger Fürst. Den glanzvollen Zug beschlossen dann gewöhnlich die bekannten Persönlichkeiten unseres allverehrten Mitbürgers, des Oberjägermeisters Robert Knorrholz, in der hellgrünen fürstlichen Forstlivree und der Leibjäger Seiner Durchlaucht Karl Messerschmied, bekanntlich ein Kind unseres Gemeinwesens. Am Sonntag nun hatte durch gewisse ungeschickte und tadelnswerte Dispositionen des Oberhofmeisters Seldicke, der zur Instandsetzung des Fürstenzimmers in das Stadtschloß zusammen mit dem Leibjäger Karl Messerschmied und dem Kämmerer Zacharias Gaude vorausgeschickt worden war, der größte Teil des Schloß- und Marstallpersonals Urlaub in die umliegenden Dörfer erhalten und zur Begleitung des hohen Herrn blieb einzig der Stallbursche des Herrn Prinzen Alexander, ein gewisser Georg Bauernfeind, übrig. Es wurde nun von einigen unserer Mitbürger festgestellt, daß der Fürst mit allen Anzeichen einer besonders guten Laune um fünf Uhr fünfzig in Begleitung dieses Georg Bauernfeind in Willingshausen eingeritten ist, und zwar hat er den wenig belebten großen Feldweg und die Schloßgasse benutzt, wo er von den wenigen, die des Weges kamen, ehrfurchtsvoll wie gewöhnlich begrüßt wurde, welchen er seinerseits mit häufigem vergnügtem Kopfnicken dankte.

Aus gewissen Gründen, die bisher völlig in Dunkelheit gehüllt sind, ist der Fürst bei seiner Rückkehr nach Ludwigslust ohne den Stallburschen fortgeritten. In dem menschleeren hinteren Stadtpark wurde er unter anderm um neun Uhr zwanzig von dem Schneidermeister Knefkowski erkannt. Herr Apotheker August Klatt, der auf seinem Kremser mit seiner Familie und seinem Logierbesuch einen Sonntagsausflug nach Jever gemacht hatte, bekundet in Übereinstimmung mit seinen Angehörigen, um zehn Uhr fünf Minuten am Kilometerstein 21/5 der Landstraße Willinghausen-Jever einem Reiter begegnet zu sein, der im Schritt einhergeritten sei. Der jüngste Sohn des Herrn Apotheker, Willibald Klatt, wollte in dem Reiter beim schnell vorübersliegenden Laternenschein unseren Fürsten erkannt haben; da der kleine Willibald aber als ein phantastischer Knabe bekannt ist, so wurde er von seinen Familienmitgliedern ausgelacht.

Im Verlauf der nächsten halben Stunde muß sich jedenfalls die Katastrophe zugetragen haben. Der Apotheker begegnete dann ungefähr eine halbe Stunde später dem Stallburschen Bauernfeind, der seinem Herrn im Galopp nachritt. Dieser fand ihn dann, wie bekannt, kurz vor elf ermordet im Wald vor. Die schrecklichen Einzelheiten dieses Fundes haben wir bereits in unserer Extraausgabe vom Montag früh geschildert.

Der Mord selbst hat sich nach der Ansicht unseres in weiten Kreisen geschätzten Kreisphysikus Dr. Emanuel Müller folgendermaßen zugetragen:

Der Fürst hat sich, nachdem er dem Wagen des Apothekers begegnet ist, in leichten Trab gesetzt und hat bis zum Eintritt in den Forst von Ludwigslust sieben Minuten gebraucht. Dort hat er ein paar Augenblicke auf den Stallburschen gewartet, welcher aber, wie bekannt, nicht eintraf. Darauf ist er allein in den Forst eingebogen. Einige hundert Meter nach einer Abzweigung des Forstweges nach Jever ist der Täter, der, wie man bestimmt annehmen darf, ohne Gehilfen war, dem Fürsten in die Zügel gefallen und hat ihm beim Hinunterzerren von dem Pferd einen schnellen Stich in das Herz versetzt. Der tödlich verwundete Herr ist in einer Verwirrung

seines Geistes einige Schritt vom Wege ab in den nicht sehr dichten Laubwald hineingegangen und muß dann ganz plötzlich entseelt zu Boden gebrochen sein, worauf der Täter ihn seiner Börse beraubt hat und entflohen ist. Sehr interessant ist die Waffe, mit welcher der Fürst ermordet worden ist. Es handelt sich um den treffsicheren Stich eines sogenannten Stiletts. Der Mörder des Fürsten zu Herfurth muß ein geübter, seiner Waffe kundiger Verbrecher sein. Für den Schmiedgesellen Jonas Thudichum ist es belastend, daß er sich bei seinem Meister leicht eine derartige Waffe anfertigen konnte.

Dies ist die Meinung unseres Doktor Emanuel Müller. Wir setzen hinzu: wäre es nicht möglich, daß unser durchlauchtiger Herr einem Anarchisten oder Sozialdemokraten zum Opfer gefallen wäre? Welche Perspektive!"

Mit diesen Worten schließt der Artikel des Stadt- und Landboten. Seine Andeutung, Ludwig Alexander, der sich mit Ausnahme einer berühmt gewordenen Rede in der Herrenkammer niemals in seinem Leben mit Politik beschäftigt hat, könne das Opfer eines Revolutionärs geworden sein, wurde allgemein in der Stadt als eine echt Knönagel'sche Torheit belächelt.

Das merkwürdigste jedoch war eine kurze, kaum sichtbare Notiz, die man am Schluß dieses Artikels in kleiner Druckschrift vorfand:

„Willingshausen, den 14. Mai: Soeben geht uns eine Mitteilung zu, die wir mit der größten Reserve wiedergeben. Derzufolge ist in der Nacht vom Sonnabend, den 10., zum Sonntag, den 11. Mai, also einen Tag vor der Katastrophe, kurz nach Mitternacht mit dem gewöhnlich leeren Personenzug eine tiefverschleierte Dame bei uns eingetroffen. Ein unbekanntes, sehr vornehmes Gespann mit zwei prächtigen Pferden war eine halbe Minute vor Ankunft des Zuges am Bahnhof vorgefahren und hat die Dame eine Minute später in auffallend schneller und sicherer Fahrt zum Stadtschloß hinweggeführt. Dieselbe Dame soll in der Nacht darauf mit ihrem Wagen in der Richtung nach Neustadt davongefahren sein. Von hier an fehlt jede Nachricht von ihr.

(Wir halten diese Mitteilung für eine Ausgeburt der krankhaft erregten Volksphantasie. Die Redaktion)."

Die Vernehmung des Stallburschen Georg Bauernfeind ist einige Tage später bekannt geworden.

Es wurde erzählt, der Oberstaatsanwalt habe den Stallburschen, der vor Angst kaum zu sprechen vermochte, mit innerer Lust aus seinen zürnenden Augen betrachtet. Herr von Waechter nämlich war den großen Beamten unseres Staates darin ähnlich, daß er den Vornehmen stets ein Mißtrauen, dem niederen Volke jedoch eine barsche Freundlichkeit bewies. So soll er es zum Beispiel in seinem Verhalten gegen die fürstliche Familie durchaus an Ehrerbietung haben fehlen lassen, und dies tat seiner Popularität bei der Bevölkerung einigen Abbruch.

Was nun Georg Bauernfeind anbetraf, so rührte seine Angst vornehmlich daher, daß er sich an dem Mord schuldig glaubte. Denn töricht und unbelehrbar wie das niedere Volk in dieser Gegend ist, mißt es sich selber alle Schuld zu, wenn es ein Glied, das weder menschlich noch rechtlich von Bedeutung ist, in der kausalen Kette der Tat angeregt hat; und eine leichte Verfehlung in ihrem praktischen Leben, in ihrer Dienstpflicht, wird ihnen alsbald zum Verbrechen selbst.

Georg, der Sohn eines Häuslers aus Jever, hatte während seines Aufenthaltes in Willingshausen die Erlaubnis, ja den Befehl erhalten, während der folgenden Zeit vom Schloß fernzubleiben und sich erst um zehn Uhr wieder zu melden. Bald hatte er einige Freunde seiner Gemeinde auf der Ingoltzheimer Straße angetroffen und war mit ihnen, seines Urlaubs froh, in eine entlegene Schenke vor dem Caminer Tor gewandert, wo er, der viel Beneidete, den Freunden seiner dörflschen Jugend vom Schloß erzählte und seiner Herrlichkeit. Bekanntlich brach der Fürst bereits um neun Uhr zwanzig aus Willinghausen auf, wozu ihn ein unvorhergesehener Vorfall bewegt haben muß. Als sich Georg Bauernfeind um zehn Uhr im Schloß meldete, wurde ihm von dem Kastellan, Herrn Bundschuh, der Eintritt verwehrt und ihm zugleich bedeutet, daß Seine Durchlaucht vor vierzig Minuten allein fortgeritten sei.

Der Oberhofmeister Seldicke, die Kammerdiener Karl Messerschmied und Zacharias Gaude hatten das Schloß bereits um sieben Uhr verlassen und sich einen vergnügten Abend in der Stadt gemacht, in besonders ausgelassener Stimmung, wie allgemein bemerkt wurde. Als sie spät in der Nacht in Ludwigslust anlangten, erhielten sie zu ihrem tödlichen Schrecken die Kunde von der Ermordung des Fürsten. Zugleich wurde ihnen von dem Leibjäger des neuen Fürsten bedeutet, daß sie alle drei aus dem Dienst entlassen seien und ihnen der Zutritt zum Schloß verboten wäre.

Auf die Nachricht des Kastellans hin, daß der Fürst bereits fortgeritten sei, hat sich nun der Stallbursch auf sein Pferd geschwungen und ist dem Fürsten nachgeritten, bis er im Wald das Pferd seines Herrn gefunden hat, wie es dem toten Fürsten in ‚das Haar geblasen' habe. Da sei er wild vor Angst nach dem Schloß gesprengt . . .

Siebentes Kapitel

Der goldene Panther

I

Die Woche nach jener denkwürdigen Unterredung der drei ältesten Geschwister, die sich gleichsam am Leichnam des Fürsten zugetragen hatte, war einer tiefen und schweigsamen Trauer gewichen.

Vom Dienstag an begann es täglich zu regnen. Unaufhörlich zogen schnelle graue Wolken und immer wieder graue Wolken über den Himmel. Es wurde kalt, die Bäume im Park mit hellem Laub und jungen Blüten begannen zu frieren und mußten sich oft stürmisch vor der Gewalt der Winde neigen. Im Dorf stand das Wasser auf den Straßen, der Teich schlug kräuselnd seine Wellen, die Enten und Gänse schüttelten flügelschlagend die Nässe vom Gefieder, kein Vogelsang ertönte, und die Bauern blieben in ihren Häusern, wo sie mit leerem Kopf wie im Winter Holz hackten, Sensen und Sägen schärften und den Schwung der Äxte prüften. Aus den Eichenkronen im Forst jenseits der Äcker stiegen zuweilen große Raubvögel auf, die mit breiten Schwingen in die Ferne flogen, doch kehrten sie bald zurück und senkten sich wieder in den schwarzen Wald hinab. An jedem Abend aber tat der Himmel sich auf, die Wolken traten zur Seite, in dem Wasser auf den Wegen und Teichen spiegelte sich eine Bläue, bis die kalte Nacht auf prunkenden goldenen Sternflügeln über das Land getragen wurde, einem neuen regnerischen Morgen entgegen.

Im Schloß brannte Feuer in allen Kaminen und Öfen. Die Bedienten und die Leibjäger gingen auf leisen Sohlen und kamen mit gedämpftem Laut ihren

Verrichtungen nach. Die Spiegel wurden verhängt, und überall brannten tags und nachts Wachskerzen.

Der Fürst war im ‚Saal des Königs von Polen' aufgebahrt. Dieser Saal, in dem einst ein König von Polen während eines Kriegszuges geschlafen hatte, wurde als eine Stätte des Furchtbaren gemieden und mit doppelt tiefem Schweigen umgürtet. In den ersten Tagen wechselten sich zwei Geistliche zu ihren leisen, innigen Gebeten ab. Von Zeit zu Zeit trat einer der jüngeren Prinzen oder die Prinzessin herein. Ein jeder blieb dann vor dem mit Schleiern verhüllten Leichnam stehen, faltete die Hände oder kniete nieder. Nur Alexander pflegte erbittert, in tiefem Haß gegen das Schicksal zu weinen; sein männliches Schluchzen schlug mit zerbrochenen Lauten gegen die harten Wände, die zu halber Höhe mit leuchtenden Bergsteinen geschmückt waren.

Gabriele hielt sich während dieser Tage in der ‚Bibliothek der Fürstin' auf. Diese Bibliothek lag, wie die Schlaf- und Wohnräume der Prinzessin, als ein schallsicheres warmes Gemach auf dem westlichen Schloßflügel in der Abgeschiedenheit des zweiten Stockwerks. Hier hatte einst die verstorbene Fürstin ihre Seele mit den großen Werken ihrer russischen Schriftsteller angefüllt. Wollte man zu den Büchern gelangen, so mußte man am Kamin vorüber drei Stufen einer eichenen Treppe hinaufsteigen; dort, auf einer schmalen Galerie, standen die Werke hinter schweren dunklen Portieren verborgen, deren Messingringe beim Zurückschlagen der Stoffe mit ihrem hellen Klang das Schweigen im Raum störten. Zwischen den beiden Fenstern auf der getäfelten Wand hing als ein Zeichen leidenschaftlicher Huldigung das schwarzgerahmte, mit verwittertem Lorbeer geschmückte Bildnis eines Mannes mit eigenartig borstigem Vollbart, dessen ermattete, im Todesschlaf geschlossene Augen von Krankheit, Elend, Sünde sprachen und von einem lächelnden Triumph über dies alles. Es war Fedor M. Dostojewski.

Es war bekannt gegeben worden, daß man erst dann im Schloß Besuche annehmen könne, wenn der Leichnam des ermordeten Fürsten von den Behörden freigegeben

wäre. Auf diese Art blieb Gabriele von allen gesellschaftlichen Rücksichten befreit.

Herzog Eberhard von Koi war am Dienstag mit seiner jungen Gemahlin in Ludwigslust eingetroffen. Eberhard hatte seit dem Tode seines Vaters Johann Albrecht eine Begegnung mit Ludwig Alexander durchaus vermieden. Wenn er seinen Bruder zufällig traf, so sprach er mit ihm nur die notwendigsten Worte. In der Gesellschaft war es allgemein bekannt, daß die Brüder einander nicht liebten. Die Kinder des Fürsten kannte er nur flüchtig; er zeigte niemals Interesse für sie. Der Prinz hatte das ‚sprichwörtliche Glück aller Herfurths' gehabt — so drückte man sich aus —, vor einigen Monaten als ein Mann von achtundfünfzig Jahren die letzte Herzogin von Koi zu heiraten, worauf der König ihn in den Stand eines Herzogs erhob.

Gabriele kümmerte sich nicht sonderlich um seine und seiner schönen Gemahlin Anwesenheit in Ludwigslust. Sie ließ sich zumeist mit Unpäßlichkeit entschuldigen.

Gabriele hatte sich am Tage nach dem Mord beinah rücksichtslos von den Geschwistern in die ‚Bibliothek der Fürstin' zurückgezogen. Sie war mit einem Mal von einer brennenden Begierde nach Büchern beseelt. Da sie sich am Abend des Mordes eine leichte Erkältung zugezogen hatte, so saß sie, mit einem Plaid über den Knieen in einem der tiefen bequemen ledernen Sessel am Fenster und hielt zumeist ihr Tuch an den roten Mund. Wenn sie sprach, so näselte sie stärker als gewöhnlich.

Die freiwillig gewählte Einsamkeit dieser Tage, die doch eigentlich den engsten Zusammenschluß der Familienmitglieder erfordert hätten, befremdete niemanden im Schloß. Man kannte Gabrieles Stimmungen und achtete sie auch heute, so wie man sie von jeher geachtet hatte. Es war unmöglich, dagegen anzukämpfen, denn Gabriele hatte schon in früher Jugend die vollkommenste Freiheit des Herzens genossen. Obwohl ihre Launen zuweilen ungeheuerlich waren, so entsprangen sie doch immer großen, durchaus geistigen Regungen. Die Nähe der Armut zum Beispiel konnte sie während einiger Tage

in Erschütterung halten, die Beobachtung von Tieren machte sie zuweilen auf das äußerste betroffen, die Lektüre eines Buches führte sie traumverloren durch die stillen Stunden ihres abgeschiedenen Zimmers.

Als die Prinzessin acht Jahre alt war, gab es einmal im Stadtpalais eine Kindergesellschaft, zu der Gabriele ein bestimmtes gelbseidenes Kleid mit hellblauem Kragen anziehen sollte. Aber sie weigerte sich mit großer Hartnäckigkeit, unter vielen Tränen und sehr beredt. Sie forderte stürmisch ein pfeffergraues wollenes Kleid, das sie bei ihren Gartenarbeiten zu tragen pflegte. Sie war heute auf ihrem Vormittagsspaziergang mit Mademoiselle Duchamps im Park einem Bettler begegnet, der sie mit beschwörenden Worten angehalten, ihr von dem Elend seiner Familie erzählt und sie um eine Gabe angefleht hatte.

„Schöne junge Prinzessin," hatte er gesagt und, ehe er noch eine Gabe in den schrecklich verkrümmten Händen hielt, hatte er tränenden Auges gedankt: „Gott segne Sie, schöne Prinzessin . . . Gott segne Sie . . ."

Man stellte ihr vor, daß sie sich in ihrem Arbeitskittel nicht vor ihren Freundinnen zeigen dürfe, denn sie werde nichts als Spott ernten.

„Mademoiselle, est-ce que c'est bon d'être élegante et riche?" fragte sie darauf energisch.

„Oh, ça dépend . . ." war die zögernde Antwort.

„Mais moi, je dis non!"

„Et pourquoi? Pourquoi, mon enfant?"

„Parceque c'est certain que les pauvres sont plus près du cœur de Dieu."

Man sagte ihr daraufhin, der Fürst habe ihr befohlen, dieses Kleid zu tragen, worauf sie einen ihrer gefürchteten Wutanfälle erlitt: sie stampfte mit dem Fuß auf den Boden, verunstaltete ihr brennendes Gesicht mit den Fingernägeln, um recht häßlich zu sein, und schrie: „Dites père que je ne suis pas un singe! . . . S'il veut avoir des singes pour des enfants qu'il aille dans le Zoologischen Garten!" Jammernd, mit flammender Röte im Gesicht lief sie an den Spiegel und schrie in ihn wie in ein Telephon hinein: „Hallo! Jakob! Anspannen!

Wir fahren in den Zoologischen Garten! . . . Marsch! In den Affenkäfig!" Als man Ludwig Alexander diese Antwort hinterbrachte, schlug er sich auf den Schenkel und lachte. Überall erzählte er Gabrieles neueste Geschichte! Er war eine Zeitlang dafür bekannt, daß er ‚Geschichten von Gabriele' erzählte. Gabriele aber erschien mit triumphierender Miene in einem pfeffergrauen wollenen Kleid auf ihrer Gesellschaft. — Ihr Widerwillen gegen schöne Kleider war freilich in den nächsten Tagen vergessen, aber im folgenden Monat führte er zu einer heftigeren Krisis, denn ihr Zorn kehrte sich dann gegen ihre eigene Launenhaftigkeit. Nichts an ihr hatte für den Tag Bestand, aber alles, das je in ihrem Herzen Platz gehabt hatte, flutete doch einmal wieder in ihr Herz zurück, und so blieb es bis zu der Stunde ihrer Verwandelung. — Sie hatte zu gewissen Zeiten eine frenetische Liebe für alle Tiere. Die Haut ihrer zarten Hände war oft durch den Schleim von Reptilien, durch den Stich von Insekten, durch die Bisse von kämpfenden Hunden und blindwütigen Pferden verunstaltet und verunreinigt. Gabriele konnte stundenlang Blindschleichen, die sich schmerzlich krümmten, Salamander, die sich listig einen Ausweg zwischen ihren Fingern erspähten, und stumpfe Frösche in den gebogenen Händen tragen, um mit dem Ohr daran lauschen, nach den kleinen Tönen der Gefangenschaft . . . Mit einer pochenden geheimnisvollen Neugierde beobachtete sie die Grausamkeit der Ameisen, die einen Regenwurm unter den rasenden Qualen ihres Opfers zerstückelten; sie freute sich ihrer kriegerischen Härte, aber sie bemitleidete den Wurm, ihren Freund, und sie legte ihre Hand in den Haufen der bestürzten Termiten, um die Qualen kennen zu lernen, die das gepeinigte Tier erlitten hatte. — Auch diese Vorgänge machten andern Platz, einem Sport vielleicht, einem Schulfach, einem Buch, aber jede Neigung, die sie einmal gefaßt hatte, trat nach einem bestimmten Zeitraum wieder zu ihr hin.

Und dennoch schien es, als zöge das sechzehnte Lebensjahr eine Begrenzung um diese wechselvoll flutende Seele. Gewisse Dinge, die sie als Kind ganz frisch aufgefaßt

und herrlich empfunden hatte, begannen ihr in diesen Jahren zu entschwinden. Sie glaubte zuweilen im Grenzgebiet einer Erkenntnis zu sein, die von höchster Wichtigkeit für ihr Dasein war. Aber das Land zerfloß mit einem Mal im Sonnendunst ... Sie hatte das Gefühl, als lege sich mit jeder Stunde ein immer engerer Reif um ihre Stirn, als schlösse sich das Königsdiadem der Gedanken strenger um ihre Schläfen. Sie begann eine sorgfältig betonte Unempfindlichkeit für fremdes Leid zu zeigen, sofern es nicht ihres Vaters, Alexanders oder Gerharts war, gegenüber allen Geschehnissen der Außenwelt einen souveränen Hochmut zu beweisen und in den Gärten, in den Zimmern das abgeschiedene Leben ihrer Mutter zu führen. Es hatte den Anschein, als neige sich ihre mitleidsvolle Kindheit dem Ende zu.

Sie war inzwischen mit zunehmenden Jahren etwas bleichsüchtig geworden. Die Haut oberhalb der adeligen, nicht regelmäßigen Zähne war rosablaß, die Lippen zitterten zuweilen in ihrer blutarmen Schwäche.

Doch blühte ihr herbstfarbenes Haar in schwellenden Wogen auf, mit seidenem Licht oder mit geheimnisvollen Schatten, der Sonnenlaune gemäß. Die weiße Stirn begann in großer Frische und Reinheit zu erstrahlen; die schmalen grauen Augen mit den weitgespannten Brauen wurden aufmerksam, kühn und ausspähend nach neuer Beobachtung; die Nase, über der immer einige goldfarbene Punkte verstreut waren, erhielt an den mattroten schimmernden Nüstern eine ironische Dehnung, und diese ganze sehr rhythmisch und schlank bewegte, langbeinige Gestalt wuchs mit dem Glanz der kühlen und trockenen Haut zu einer bedeutenden körperlichen Größe auf. —

Gabriele trug in diesen Tagen der schweigsamen Trauer ein träumerisches Wesen zur Schau, sie blickte oft zum Fenster hinaus in den Regen und lauschte der windgepeitschten flatternden Fahne vor dem Portal, die auf Halbmast gesenkt war. Sie weinte selten, aber sie war durch eine Wirkung der Kunst leichter als sonst gerührt, und dann waren auch ihre Augen nicht mehr trocken. Manchmal lachte sie bei ihrer Lektüre unwillkürlich auf, wobei sie die eine Schulter belustigt in die

Höhe zog. Gleich darauf, wie gedemütigt über diese Heiterkeit, sah sie traurig über den Park hinweg auf die regnerischen, trostlosen Felder am Dorf. Zuzeiten tat sie nichts anderes als mit ihren schönen weißen Fingern zu spielen. Sie hatte eine besondere Art, die Haut an ihren schmalen Nägeln zu verwunden.

Dreimal am Tag stieg sie hinab zum Leichnam des Vaters und verrichtete hier ihre Gebete. Bisweilen mußte sie in ihrem Toilettenzimmer in Gegenwart von Mademoiselle, die ‚heute wieder zum Verzweifeln taub ist', und der Schneiderinnen ihre neue Garderobe anproben. Sie hob ihre prachtvollen Arme, sie drehte sich übelgelaunt und immer das Taschentuch am Mund vor den Spiegeln und ließ Mademoiselle nach Gutdünken schalten.

Besuchte man sie in der Bibliothek, so zeigte sie eine merkwürdige Gereiztheit.

Frau van Terbunken trat ein, um die Befehle Ihrer Durchlaucht zu erbitten. Frau van Terbunken war eine holländische Dame von vollendeten Formen; sie hielt streng darauf, daß Ludwigslust den Charakter einer Hofhaltung wahrte, aber sie lebte in dem Wahn, die fürstliche Familie könne sie nicht ausstehen, wovon sie keine noch so herzlich gemeinte Freundlichkeit abzubringen vermochte. Sie bat um die Erlaubnis, sich einige Minuten bei Ihrer Durchlaucht verweilen zu dürfen. Obwohl man sie ihr nicht allzu freundlich gewährte, hielt sie es doch für ihre Pflicht, sich einen Augenblick niederzulassen. Sie nahm auf einem unbequemen Stuhl an der Wand unterhalb der Galerie Platz, ihre schwarzen seidenen Röcke fielen, wie von Reifen gespannt, weit auseinander. Dann kreuzte sie die vollkommen schönen Hände über dem schmalen, enggeschnürten Leib und blickte regungslos vor sich hin. Sie hatte aschblondes Haar und wasserblaue Augen; sie sah übermäßig töricht aus; ehemals war sie Hofdame bei Prinzessin Charlotte, der Tochter des Königs, gewesen. Ihre Unterhaltung war stets und unbedingt von großer Langweile. Von den Ereignissen der letzten Woche war sie nahezu unberührt geblieben. Ein gnädiges Schicksal hatte es ihrem Verstande versagt,

zwischen einer Katastrophe und irgendeiner häuslichen oder gesellschaftlichen Ungelegenheit zu unterscheiden. Sie sagte hin und wieder: „Gott, wie schrecklich!“ aber sie dachte dabei an etwas ganz anderes. Nach einigen Minuten zog sie sich zurück und sank dabei leicht in das Knie.

Mehrmals schickte der Fürst Mademoiselle Duchamps zu Gabriele, um sich nach dem Befinden der Schwester zu erkundigen. Der Fürst bat wiederholt darum, die Prinzessin in der Bibliothek aufsuchen zu dürfen, aber sie lehnte es ab, da sie erkältet sei.

Gerhart öffnete zuweilen behutsam die Wandtür der Bibliothek. Was konnte man mit Gerhart sprechen? Er war rätselhaft, zuweilen merkwürdig befangen, zuweilen von großer Kühnheit seiner Ausdrücke. Es gab keine Offenheit und keine Klarheit bei ihm. Der Kuß, den die Prinzessin ihrem Bruder an jenem Abend gegeben hatte, und die mütterliche Bewegung, mit der sie ihn lange Zeit schützend umfangen hatte, war etwas Neues und Einzigartiges in ihrem Verkehr mit Gerhart gewesen. Beides schien in den nächsten Tagen von ihm vergessen zu sein.

Gerhart ging auf seine Schwester zu und küßte ihr errötend, ohne Herzlichkeit, die Hand. Darauf setzte er sich ihr schräg gegenüber auf das lederne Sofa am Kamin, kreuzte artig die Füße und sah verlegen in das Feuer, während er sich die Hände an der Flamme wärmte. Er trug ein schwarzes eng anliegendes Pagenjackett, schwarze Kniehosen, und unter dem breiten, weit umgelegten Leinenkragen bauschte sich der Schifferknoten einer schwarzen stumpfen Krawatte.

Gabriele ließ das Buch sinken und fragte seufzend:

„Nun Gerhart —?“

Sie betrachtete ihn, da er schwieg und in die Flammen blickte, schwermütig aus ihren schmalen Augen, und wandte sich dann den vom Regen blinden Fensterscheiben zu. Unten vor der Auffahrt blühte ein prangendes und schwellendes Beet so fremdartiger zarter kleiner Feldblumen von hellvioletter Farbe, wie sie der Gärtner nie zuvor auf Ludwigslust gepflanzt hatte. Weiter hinten

ging ein Bedienter des Marstalls mit einem Pferd durch die im Regen erblühte Kastanienallee. Man sah ihn hin und wieder mit seinem Fuchs an den grauen nassen Stämmen entlangschreiten. Gabriele wunderte sich, daß der Diener anstelle des roten einen langen schwarzen Rock trug. Dann fiel ihr die Trauer ein . . .

Sie wußte nicht, was sie mit Gerhart sprechen sollte, und sie war froh, das Schweigen der Betrübnis zurechnen zu dürfen.

„Du gehst viel spazieren?" fragte sie endlich.

„Ja, Gabriele."

„Im Regen? Du wirst dich erkälten."

„Ach nein."

Gabriele wollte noch etwas sagen, aber sie verstummte. Jedermann im Schloß hatte Bedenken gegen Gerharts Spaziergänge — war die Gegend nicht voll von Mördern? —, aber man scheute sich, Gerhart Vorhaltungen zu machen, denn jeder fühlte dunkel, daß es eine ernste und tiefe Sache um seine Spaziergänge war. Nur Mademoiselle Duchamps war trostlos, doch sie hatte sich daran gewöhnt, trostlos zu sein.

Eines Tages, als das Schweigen zwischen den Geschwistern lange gewährt hatte, traten in Gabrieles Augen zwei silberne Tränen, die sich langsam über ihre weißen Wangen ergossen. Sie fühlte sich einsam in diesem Haus, sie verzog die linke Schulter scheu und schmerzlich, sie sehnte sich nach ihrem Vater. Gerhart sah bestürzt diese zwei Tränen fließen, er wußte nicht, daß sie eigentlich ihm und seiner knabenhaften Kälte galten. Er richtete seine Augen zur Seite, auch er sehnte sich ein wenig, er wünschte, daß Gabriele ihm verstatten möchte, das Gesicht an ihre Brust zu legen; aber es mußte von selbst geschehen, er konnte nichts dazu tun.

Wie anders war es, wenn Alexander in der ‚Bibliothek der Fürstin' auf- und niederging, mit den Stiefeln knarrend, in seinem Bulldoggengebiß die Zähne aufeinanderpressend, die Aufschläge seines Gehrocks zurückgerafft und die Hände, nervös mit irgend welchen Schlüsseln beschäftigt, tief in den Taschen vergraben.

Dann stand Gabriele auf und streichelte mit ihrer Hand sein Kinn und seine Wange; dann tröstete sie lebhaft und klug und sprach von dem Glück ihrer Bücher, ihrer Gedanken, ihrer Stimmungen. Sie hatte ihm streng verboten, in ihrer Gegenwart des Mordes zu gedenken.

So ging diese Woche dahin, bis am sechsten Tag der Oberstaatsanwalt die Beisetzung gestattete, die der Fürst für den kommenden Montag, den Pfingstenmontag, anordnete.

Der Fürst hatte übrigens sein Versprechen gehalten, denn die Behörden vermieden es sorgfältig, der Prinzessin lästig zu werden. Sie hatte gleich zu Anfang die Gegenwart des ersuchten Richters, eines Dr. Herwi aus Willingshausen, ertragen müssen, der sich in Begleitung eines Referendars nach fünf Minuten mit einer tiefen Verbeugung, ein inhaltsloses Protokoll unter dem Arm, zurückgezogen hatte.

Mit Herrn von Waechter war Gabriele nicht zusammengetroffen. Die Nachricht von der Verhaftung des Schmiedgesellen Jonas Thudichum hatte sie völlig gleichgültig empfangen. Herr von Waechter wohnte im Dorf. Er hatte es unbegreiflich barsch abgelehnt, im Schloß Quartier zu beziehen. Zu den zahlreichen Vernehmungen, die Doktor Herwi leitete und bei denen Herr von Waechter sich meistens völlig schweigend verhielt, mußte sich jedermann in den Dorfkrug begeben.

Am letzten Abend vor den Feiertagen trat Gabriele, die ein schwarzes Cape umgelegt hatte und die Kapuze auf dem Haupt trug, zum ersten Male wieder aus dem Schloß und schritt allein durch den Park bis in das Dorf Ludwigslust. Es war ein kalter und klarer Abend, ein violettes und purpurnes Wolkengewühl zog in gloriosem Flug über den tieferblauten Abendhimmel. Jeder von den Bauern, der Gabriele sah, kehrte erschrocken in sein Haus um und tat, als habe er die Prinzessin nicht bemerkt. Gabriele ging auf den Kirchhof, schob den nassen Efeu von den Grabsteinen der Bauern und las die Namen der Toten, die Jahreszahlen ihrer Geburt und ihres Hinscheidens; sie rechnete

dann ihre Lebensalter aus. Als sie Grabsteine vom Jahre 1746 fand, dachte sie mit Schaudern daran, daß zu dieser Zeit noch Johann Alexander hier regiert hatte. Im Dorf streichelte sie später einen Hund, dessen Fell feucht war und schlecht roch, und langsam, das Antlitz den ziehenden Wolken zugewendet, tief atmend, durchschritt sie das Parktor der kämpfenden Fechter. Die roten Blüten der Kastanienbäume fielen auf ihr Haupt und ihre Schultern, bald hatte sie Tränen in den Augen.

An diesem Abend speiste sie zusammen mit dem herzoglichen Paar und den Geschwistern. Als sie unversehens die Tür des Eberhard-Ludwig-Zimmers öffnete, wo man sich zum Diner zu versammeln pflegte, ging jeder ihr schnell und mit Freude entgegen. Die Herzogin, eine gleißend schöne, üppige, blonde Frau von dreißig Jahren mit weiß und roten Wangen und einem immer feuchten Mund umarmte sie zärtlich und geschmackvoll; sie hatte ganz schmale Handgelenke und eine volle Hand, die jetzt jeden Schmuck entbehren mußte.

Die Damen trugen Crêpekleider. Eine kleine schwarze Haube bedeckte jetzt die Krone von Gabrieles holdseligem Haar und ließ einen Schleier zu den Schultern herniederwallen, die, wie der ganze Oberkörper, in einen verschlungenen Shawl aus Kaschmir eingehüllt waren.

Man hatte eine runde Tafel gedeckt. Gabriele saß zwischen Ludwig und dem Herzog von Koi. Sie war freundlich gegen ihren ältesten Bruder, der unter der Wärme ihrer Empfindung glücklich zu werden schien. Sie hatte von ihrem Spaziergang rote Wangen bekommen, es kam ein Duft wie von frischem nassen Holz und nassen Blumen aus ihrem Haar.

Man sprach viel von dem Vater wie von einem sanft Verstorbenen. Der Herzog, der diese ganze Woche wie beleidigt im Schloß herumgegangen war, und das Schicksal seines Bruders „degoutant, schauderhaft und unpassend" fand, wurde durch Gabrieles Anwesenheit gerührt und erzählte aus Ludwig Alexanders Jugend. Die jüngeren Geschwister hörten ihm gierig zu, Gerhart schien seine Worte wie ein Durstender zu trinken. Als der Herzog von einem Jugendstreich Ludwig

Alexanders erzählte — er war irgendwo die Treppe in einem Bürgerhaus zu seiner Liebsten hinaufgeritten —, begann Gerhart wieder heiß und heftig zu lachen. Er öffnete seinen roten Mund und beugte sich lachend über den Teller. Er fühlte sich versucht, jubelnd und prahlerisch auszurufen: „Ja, Papa war fein!" Gabriele befürchtete einen nervösen Ausbruch seiner Fröhlichkeit, aber es gelang Gerhart, sich zu beherrschen.

Die Herzogin wandte sich häufig dem Fürsten zu, der sie lebhaft, mit scharf ausgesprochenen, geistreichen und ernsten Worten unterhielt. Er hatte seinen hohen gotischen Stuhl ein wenig der Herzogin zugedreht, um ihr bei der Unterhaltung voll in das Antlitz sehen zu können. Er war in allem, was er sagte, sehr bestimmt und höflich, von einer großen Freiheit der Gebärden und des Ausdrucks. Er sprach von einigen bemerkenswerten Gewohnheiten indischer Völker und darauf vom Vizekönig von Indien, mit dem er während seines Aufenthaltes in Kalkutta Freundschaft geschlossen hatte, nachdem er aus dem militärischen Dienst getreten war.

Gabriele hörte ihm zu, soviel es die Unterhaltung mit ihrem Oheim erlaubte. Sie hatte niemals Gelegenheit gehabt, Ludwig so sprechen zu hören, — seine Sprache war die eines Mannes, der zum erstenmal in seinem Leben frei ist, — und sie empfand wieder dasselbe für ihn, wie an jenem Abend auf seinem Zimmer: eine unheimliche Sympathie. Der Fürst sah übrigens sehr blaß und elend aus, seine Schläfen und seine breite hohe Stirn zeigten eine gelbliche Färbung; im übrigen aber ging eine wunderbare Atmosphäre kluger und starker Männlichkeit von ihm aus. Die Herzogin, die ihren Neffen bisher noch nicht kennen gelernt hatte, gab deutlich zu verstehen, daß sie von ihm entzückt war. Es war ersichtlich, daß die Trauer dieses Hauses ihr ungelegen kam.

Alexander sprach das Nötigste. Er wartete ehrerbietig, daß der Herzog mehr von der Jugend des Vaters erzählen möchte.

Frau van Terbunken begnügte sich damit, die vollendetsten Formen zu beweisen; sie war töricht und vornehm wie ein Barsoi.

Als das Geflügel serviert wurde, hörte man Gerhart bescheiden rufen:

„Onkel Eberhard!"

Man verstummte sogleich. Der Herzog kehrte seinem Neffen freundlich das Antlitz zu:

„Ja, lieber Gerhart?"

Gerhart errötete, da ihn alle erwartungsvoll ansahen und seine junge Tante ihm ermunternd zunickte.

„Darf ich Ihnen eine Frage stellen, Onkel Eberhard?" fragte Gerhart und hielt den Kopf schief gegen den Kerzenschein.

Der Herzog bewegte einladend die Hand. Er bewies seinem Neffen eine lächelnde Höflichkeit, deren Übertreibung nicht schmerzte.

„Ich stehe zu deinen Diensten."

Gerhart holte aufgeregt Atem.

„So bitte ich Sie, erzählen Sie doch das mit Papas Rede in der Herrenkammer."

Der Herzog wandte sich lebhaft an Gabriele:

„Der Junge ist verwöhnt!" sagte er. „Er will Geschichten hören, die man sich abends bei uns im Klub erzählt!"

Gabriele sah mit schnellem Blick, welch eine Wichtigkeit diese Sache für Gerhart zu haben schien.

„Ja, Onkel Eberhard," sagte sie, „was ist das eigentlich für eine Geschichte? Ich habe schon oft davon gehört. Bitte erzählen Sie doch."

„Auch ich bitte Sie darum," sagte Alexander gemessen.

Die rechte Augenbraue des Fürsten Ludwig stand bedenklich hoch, er sah streng und tadelnd vor sich nieder. Der Herzog bemerkte es nicht. Er fragte Gabriele mit den Blicken, ob es gestattet sei, in Gegenwart der Bedienten zwanglos zu sprechen. Da Gabriele ihm begütigend die Hand auf den Ärmel legte, so begann er, während er einen Poulardenflügel auf seinem Teller zerlegte:

„Du weißt, lieber Gerhart, daß die Fürsten zu Herfurth Sitz und Stimme in der Herrenkammer haben — weißt du das?"

„Ja, Onkel Eberhard."

„Sehr gut. Nun, dein Vater hat Zeit seines Lebens von seinen politischen Rechten mit großer Sparsamkeit Gebrauch gemacht. Vielleicht ist es dir bekannt, daß er den jährlichen Ordensfesten in der Hauptstadt regelmäßig fern blieb?"

„Ja, Onkel Eberhard," rief Gerhart, „Papa hat mir selbst einmal einen Brief an das Oberhofmarschallamt diktiert!"

„Siehst du," sagte der Herzog befriedigt, „er liebte eben dergleichen Veranstaltungen nicht. Er zog es vor, im Winter zu verreisen, nicht wahr?"

„Ja," erklärte Gerhart, der unter dem Tisch ein klein wenig mit den Beinen schlenkerte. „Es war von Cannes!"

„Sehr schön. Nun ebenso wie mit den Ordensfesten im Winter hielt es Papa mit der Herrenkammer. Er war nämlich dort noch nie erschienen. Eines Tages aber wollte man eine wichtige Abstimmung vornehmen ... worum handelte es sich doch gleich?"

Der Herzog strich mit zwei Fingern über die Augenbraue und dachte nach, eine Stille trat ein.

„Ich entsinne mich nicht," sagte er schnell, zog bedauernd die Schultern hoch und hielt Gerhart eine Sekunde die geöffnete Handfläche hin.

„Ich denke, es war eine Wahlrechtsvorlage," entgegnete Ludwig höflich, der nun, da dieses böse Spiel im Gange war, eine gute Miene aufgesetzt hatte.

„Sehr richtig! Eine Wahlrechtsvorlage!" rief der Herzog lebhaft.

„Es wurde daher notwendig," fuhr der Herzog fort, der mit dem Essen beschäftigt war und daher hinter jedem Satz eine kleine Pause eintreten ließ, „jedes Mitglied der Kammer, soweit es unseren Kreisen angehörte und unserer Gesinnung war, zu dieser Abstimmung heranzuziehen, um die Vorlage der Regierung zum Scheitern zu bringen ... Auch Papa mußte daran glauben. Er folgte den dringenden Bitten seiner Freunde, Prinz Max, Quistorp, Dunois, Reichenberg ... und fuhr in die Residenz. Ein paar Stunden vor Anfang der Beratung sitzt man in der Weinstube von Peiper, und

unter Gelächter und großem Lärm wird ihm, der nicht sehr fleißig zuhörte, eingeschärft, wie er nachher bei den einzelnen Paragraphen abzustimmen habe. Als man sich nun über Papas Unkenntnis der neuesten Politik — er trieb das aus Spaß ein wenig auf die Spitze! — weidlich lustig gemacht hatte, bietet dein Vater dem Baron Reichenberg und der ganzen Korona eine hohe Wette an, die unter Gelächter sofort angenommen wird: er verpflichtet sich, heute, bei der großen Abstimmung, unvorbereitet eine mindestens halbstündige Rede zu halten."

„Ach!" rief Gerhart entzückt, mit einem kleinen Jubelton in der Kehle. In seinen braunen Augen spiegelte sich das goldene Licht der Kerzen.

Gabriele drehte das Gesicht mit erhobenem Kinn bis zur Schulter dem Fürsten zu und sagte leise, mit der steilen Hand am Mund: „Er hat Fieber."

Fürst Ludwig bekräftigte das über Gebühr lebhaft. Er war überströmt von Dankbarkeit gegen Gabriele, daß sie ihn mit dieser lächelnden Sorge um Gerhart in den Kreis ihrer Lieben hineingezogen hatte, und er blickte nun selbst mit übertriebener Besorgnis um Gerharts „Fieber" auf seinen jungen Bruder, der sich jetzt gerade unterfing, an den Herzog von Koi die Frage zu stellen:

„Hat er wirklich die Rede gehalten?"

Gabriele legte ihren schlanken Zeigefinger auf den Mund und streckte ihn dann in einer geraden Linie verweisend in die Luft.

„Ja, lieber Gerhart," sagte der Herzog, der sich über Gerharts Interesse amüsierte, „er hat sie wirklich gehalten. Er hat sich tatsächlich wohl eine dreiviertel Stunde über diese abscheuliche Vorlage ausgelassen, und ich versichere dir, daß diese Rede ein oratorisches Meisterwerk war. Aber! Aber! —"

Der Herzog sprach jetzt nicht nur zu Gerhart, sondern zu allen, ja beinah auch zu dem Haushofmeister und den Dienern, die ihre Verrichtungen vergaßen und mit schlecht verhehltem Interesse vor sich hinsahen.

„Aber," rief der Herzog, „je länger er dort oben auf der Tribüne stand und sprach, desto unbehaglicher wurde ihm zumut. Er machte nämlich eine merkwürdige Be-

obachtung. Der Beifall, den er sich von seinen Freunden erwartet hatte, blieb vollkommen aus. Im Gegenteil, man hörte ihn mit eisigem Schweigen zu und man maß ihn von dort mit finsteren Blicken. Das Erstaunliche aber und das Verwirrende war, daß gerade die Gegner, einige Oberbürgermeister, einige Professoren und zwei oder drei industrielle Edelleute sich nicht genug tun konnten, beim Schlusse eines jeden seiner Sätze ihr entzücktes Bravo ertönen zu lassen. Und so kam es, daß unser Bruder, überschüttet von den Glückwünschen seiner Gegner, mit nicht eben sehr klugem Gesicht die Tribüne verließ. Was hatte sich ereignet? Warum jubelten die Feinde? Warum schrieb am nächsten Tag eine große Zeitung von dem ‚weißen Raben' unter dem Gewimmel der schwarzen, deren Vogelflug das Sonnenlicht verdunkelt?"

Der Herzog machte eine kleine Pause, während der er Erdbeeren aß.

„Dein Vater hatte die politischen Standpunkte verwechselt," sagte er und wandte sich wieder Gerhart zu.

„Was?" fragte Gerhart mit aufgerissenen Augen und krauser Stirn.

Er war verzweifelt, denn er hatte die Pointe nicht verstanden . . .

„Papa hatte vergessen, Gerhart, daß er gegen diese Vorlage stimmen sollte," sagte Gabriele freundlich belehrend, „und nun hatte er aus Versehen gerade dafür gesprochen."

„Ja," sagte der Herzog befriedigt, der die Spitzen seiner Finger in eine silberne Schale voll Wassers tauchte, „das war es!" und sah sich lächelnd um.

Die junge Herzogin sprach über den Tisch hin zu Alexander:

„Sie müssen einen wundervollen Vater gehabt haben, Alexander," worauf eine allgemeine Stille eintrat.

Nur Gerhart saß mit etwas schiefem Kopf und halb geöffnetem Mund auf seinem Stuhl, sah in die Kerzen und dachte über diese Rede in der Herrenkammer nach. Als man schon längst von etwas anderem sprach, fragte er:

„Hat er wirklich eine dreiviertel Stunde gesprochen?"

Aber man überhörte diese Frage, denn die Unter-

haltung war in den Grenzen der Schicklichkeit lebhaft, und Gabriele hob in dieser Minute, nach einem Blick des Einverständnisses mit dem Fürsten, die Tafel auf.

„Wir werden doch nie über Papas Tod hinwegkommen!“ sagte Alexander ganz unvermittelt, während der Diener seinen Stuhl zurückzog.

Es trat abermals eine Stille ein.

Der Fürst sah mit einem prüfenden Blick auf seinen Bruder und bot der Herzogin den Arm.

„Ich will Ihnen einen indischen Liebesgott zeigen, gnädige Herzogin,“ sagte er.

2

Am nächsten Morgen, am Pfingstsonntag, stand Gerhart um fünf Uhr zu einem frühen Spaziergang auf.

Als er auf der Marmorgalerie angelangt war, spähte er ängstlich den langen dunklen Korridor hinunter, der zum ‚Saal des Königs von Polen‘ führte.

Gerade jetzt öffnete sich die Tür, und zwei Gestalten traten auf den Gang, die sich schnell näherten. Gerhart erkannte den Pfarrer an der Willinghausener Nikolaikirche D. Merker in Begleitung des Schriftstellers Brolawski. Der Prinz verneigte sich vor dem Geistlichen, der ihm seinerseits mit einer tiefen seitlichen Verbeugung dankte. Merker sah blaß und übernächtig aus und ging ohne Wort, mit dem rauschenden Schritt seines schwarzen Priestergewandes über die Galerie hinweg dem westlichen Schloß zu, wo er in Morgendunkelheit verschwand.

Herr Brolawski dagegen rief entzückt, eine lächerliche Reverenz vollführend und mit dem linken Fuß wie ein Lehrbub scharrend:

„O meine Durchlaucht, schon so früh aus den Federn? Man geruht spazieren zu gehen? In der Tat, mein Prinz, es ist endlich nach so viel Regen ein herrlicher Tag geworden . . .“

Er legte erschrocken die unsaubere fette Hand auf den Mund:

„Ach, — ich vergaß ... ach, daß ich es vergessen konnte! Man will beten! ... Nicht wahr, man will am Leichnam unseres Vaters seine Gebete zu Gott senden? ... Mein gnädiger Prinz, ach, daß ich es vergessen konnte, ich, der ich soeben in tiefer Andacht dort gekniet habe."

Er trat ehrerbietig zur Seite, um den Prinzen passieren zu lassen.

Gerhart wollte ihm kalt und abweisend antworten, aber wiederum fühlte er seinen schüchternen Geist in Banden geschlagen und abermals sah er sich gezwungen, höflich zu sein.

„Nein, Herr Brolawski!" sagte er mit einer kindlichen und hellen Stimme. „Ich will jetzt nur etwas spazieren gehen."

Er zog unbeholfen, wie es seine Schwester zuweilen tat, die linke Schulter hoch.

Brolawski schlug die Hände zusammen:

„Nicht möglich! Auch ich hatte dasselbe Vorhaben! Eure Durchlaucht sehen mich lächerlichen Mann bereit, einen Morgenspaziergang durch die Pfingstwälder zu machen!"

Er lachte ohne besonderen Grund.

Man schritt gemeinsam die marmorne Freitreppe zur großen Halle hinab. Herr Brolawski kehrte Gerhart sein feuchtes rosiges Gesicht zu. Er lächelte verlegen:

„Darf ich meinen gnädigen Prinzen um eine Gnade bitten?"

„Ja —?" sagte Gerhart.

Herr Brolawski blieb stehen, rieb sich die Hände, als sei er im Begriff, ein gutes Geschäft zu machen, und fragte mit verliebtem Augenblinzeln:

„Dürfte ich Eure Exzellenz zwei Schritte begleiten?"

Gerhart erschrak. Er schluckte etwas hinunter und zog in Verwirrung die Mütze vom Kopf.

„Ja ... bitte ... gewiß ... sehr gern ..."

Der Pförtner öffnete mit einem schlaftrunkenen Gesicht und mit einem bösen Blick auf den Schriftsteller, dem er, wie das ganze Schloßpersonal, nicht wohlgesinnt war, die eiserne Pforte.

Man stand unter dem Glasdach der Auffahrt.

Der Tag war wolkenlos, die Sonne ging auf, und in den Bäumen des Parkes sangen die Vögel überschwengliche Lieder vom Pfingstlicht und Feiertag; einige von ihnen badeten in den großen regengefüllten Vasen vor dem Schloß oder auf den marmornen Schalen an den Ufern des Sees. Die Sträuche waren festlich erblüht und glänzten im Tau; auf den Straßen wollte das Wasser, so schien es, schnell trocknen. Ein Morgenwind strich leise rauschend und erschauernd über die Welt dahin und beruhigte sie mit sanfter Wärme.

„Es handelt sich nämlich um die Ermordung des Herzogs von Guise," sagte Brolawski.

„Wieso denn?" fragte Gerhart ängstlich.

„Eine Novelle, mein Prinz, betitelt: ‚Die Ermordung des Herzogs von Guise'."

Herr Brolawski freute sich seiner Erfindung. Er lächelte unendlich stolz. Dabei trabte er mühsam, stark lahmend neben Gerhart her, der sehr schnell zu gehen pflegte.

„Ja und —?" fragte Gerhart, blieb nun stehen und kratzte sich verlegen am Bein.

„Also die Sache verhält sich folgendermaßen," sagte Brolawski und sah dem Prinzen heimtückisch zu. „Einer, der den Herzog aus gewissen Gründen gehaßt hat, hat ihn ermordet, einer seiner Diener — und das, obwohl er seinem Herren sozusagen seine moralische Existenz verdankt . . . und nun ermordet er ihn . . ."

Gerhart verzog schmerzlich das Gesicht.

„Warum denn?" fragte er unwillkürlich.

„Er ist ein Hugenott, und der Herzog von Guise ist der Verfechter des alten Glaubens . . . nun wird er ermordet, beispielsweise im Wald. Der Mörder flieht. Er ist barhäuptig und hat eine goldene Rüstung an, in der sich Wolke und Sonne von Frankreich spiegeln. In Versen ausgedrückt ungefähr so:

Mit einer goldenen Rüstung angetan und barhäuptig
wie ein Knecht,
So tat ich meinem Herrn Herzog von Guise bittres Un
recht . . .

Jawohl: bittres Unrecht . . . ja . . . mit einer goldenen Rüstung angetan und barhäuptig . . . weiter bin ich leider noch nicht gekommen . . . aber was wollte ich doch Ew. Durchlaucht erzählen? . . . Ich wollte doch . . ."

Er blickte suchend in der Luft umher.

„Ja also — nun kommt das Furchtbare, Ew. Durchlaucht!"

Gerhart verspürte eine Neigung, das „Furchtbare", das nun kam, zu wissen.

„Was denn, Herr Brolawski?"

„Ich bitte Ew. Durchlaucht," sagte Brolawski gereizt, „mich ‚Herr Schriftsteller' zu nennen. Brolawski ist der Name eines russischen Leibeigenen aus dem Gouvernement Kasan. — Nun, fahren wir fort: der Mörder bekommt Visionen, Ew. Durchlaucht! Das ist übersetzt in die Sprache der Vernunft: Gewissensbisse. Zum Beispiel: er badet in der Loire. Da taucht neben ihm das Haupt des Herzogs von Guise auf, der sich entgleitend in einer stärkeren Strömung befindet. Oder: er reitet am Abend über ein Feld. Ew. Durchlaucht müssen sich ein Blumenfeld in der Dämmerung, prahlend vor Schönheit, vorstellen. Die silbernen Hufe des Pferdes wühlen und stampfen in den violetten Blumen. Jawohl. Der Mörder läßt es geschehen. Er ist gedankenlos. Da kommt der Herzog in einem karmoisinroten Wams auf seinem Lieblingspferd ‚Parole' angeritten —"

Gerhart riß erschrocken die Augen auf:

„Ich bitte, Herr Schriftsteller . . . ‚Parole'? . . . Papas Pferd?"

Brolawski stutzte. Dann schlug er sich wie zuvor mehrmals auf den Mund.

„Ach! Ach!" rief er kläglich. „Daß ich es wieder vergaß! . . . Der Schecken meines toten Herrn, den ich Schuft winselnd verehre, hieß ‚Parole'! . . ."

Herr Brolawski war tief betrübt.

„Herr Schriftsteller, ich bitte Sie, sprechen Sie nicht mehr von Ihrer Geschichte!" flehte Gerhart. „Später will ich sie gern hören! Aber jetzt nicht . . . ich habe solche Angst! . . ."

„Angst vor dem Erhabenen, mein Prinz?" fragte

Brolawski. „Machen wir uns doch klar, was das Erhabene ist! Die Reue ist das Erhabene, die bittere Reue! Ein Diener mordet seinen Herrn im Wald. Sprechen wir nicht von den Gründen" — Brolawski flüsterte — „Er mußte ihn ermorden, denn Gott hatte ihm sein eigenes Schwert in die Hand gegeben! Er mordet also und hat — Reue! . . . Das ist das Erhabene, meine junge Durchlaucht . . . Ich bin nur ein versoffener Schriftsteller und früherer Leibeigener Ihrer verehrten Frau Mutter, aber dennoch weiß ich, was das Erhabene ist . . . Nämlich: der Mörder trifft den Herzog im Blumengefild, macht Front, grüßt seinen toten Herrn mit der Handfläche, die Rechte hält den Zügel in der Faust, und er ruft ganz laut, als präsentiere er an der Spitze eines Reitertrupps: ‚Die Hoheit des Herzogs von Guise!' aber — der Herzog beachtet ihn nicht. Er blickt lächelnd auf sein tänzelndes Pferd hinab. Da wendet der Mörder erbleichend sein Roß. Seine Haare sträuben sich, die Bauern in der Ferne fallen auf die Kniee, sie wähnen den Erzengel Michael in ihm zu sehen, der das gläubige Frankreich von den Hugenotten befreien wird, der bleiche Mörder schluchzt in die Dämmerung hinein: ‚O meine Hoheit, meine süße Hoheit!' und kämpft mit den Abendgeistern der Luft . . . Ja, das ist Tragik, mein Prinz, ich gestehe es, ich bin erschüttert, ich weine, ich, der ich am Leichnam meines toten Herren keine Träne vergießen konnte . . . blicken Sie her, ich weine!"

Herr Brolawski wies dem Prinzen sein tränenüberströmtes Antlitz.

„Ja, Sie weinen, Herr Brolawski," sagte Gerhart trostlos, „aber es ist ja auch alles so schrecklich . . .!"

Er blieb am Parktor stehen und sah sich hilfesuchend um.

„Ja, nun will ich in den Forst gehen . . ," sagte er bescheiden lächelnd.

Brolawski erschrak: er fürchtete, Gerhart könne ihn abermals so unvorhergesehen schnell verlassen, wie er es vor einer Woche im Wald getan hatte. Er trat ganz dicht an Gerhart heran, der schon den Atem dieses Mannes, den Atem eines Trunkenbolds, spürte.

„Nicht! Nicht!“ rief Gerhart abwehrend und wendete das Gesicht zur Seite.

„Ew. Durchlaucht!“ rief Brolawski bebend. „Ich gebe mir die Ehre, Ew. Durchlaucht etwas Furchtbares zu gestehen . . .“

„Nein, nein!“ schrie Gerhart, von Entsetzen gepeitscht und wollte entfliehen. „Ich will gar nicht! Ich weiß alles . . . Ich will wirklich gar nicht! . . .“

Brolawski hob beschwörend seine Stimme:

„Hier im Angesicht des schweigenden Parkes von Ludwigslust, im Angesicht der eben aus der Hölle erstandenen Sonne und des bleichen Morgenmondes frage ich Sie: Wer ist der Mörder Ihres Vaters?“

„Ludwig.“

Es trat eine tiefe Stille ein. Die Natur schien zu verstummen.

Gerhart wußte nicht, ob sein Mund eben ein Wort gesprochen hatte, das einfach und klar noch in seinem Ohr tönte. Er blickte zerstreut und sehnsüchtig in das Dorf hinüber, aus dem der erste blaue Rauch aufstieg. Ein Bauernmädchen ging in der Ferne mit weißen schimmernden nackten Füßen und mit wehenden Falten im blauen Rock über eine blumige Wiese zu ihren Lämmern. Die Rinder und Pferde auf dem nächsten Feld begrüßten sie mit ihren Morgenrufen, und aus dem Forst röhrte ein Hirsch . . .

Brolawski wich drei, vier Schritt zurück. Er zog angeekelt und mißtrauisch seine Nase kraus, seine Augen wurden winzig vor Bosheit.

„Verflucht, das ist ja ein feiner Witz!“ sagte er brutal und gehässig, immer im Zurücktreten. „Sie machen ja feine Witze! . . . Ich bitte jetzt aber doch endlich um die Erlaubnis, mich fortbegeben zu dürfen . . . Ich habe Besseres zu tun als Ihre Albernheiten anzuhören . . . Verflucht, Sie machen ja ausgezeichnete Witze! . . . Das nenne ich einen hellen Kopf . . .“

Er spuckte erbittert aus, drehte dem Prinzen den Rücken und schritt lahmend, mit stark nach innen gebogenen Beinen, maulend und unzufrieden mit der Welt

durch die rotblühende Kastanienallee zurück, auf deren Zweigen viel singende Vögel waren . . .

Gerhart hatte ihn kaum bemerkt. Er sah auf das nacktfüßige Mädchen, weinte ein wenig und träumte.

*

Sobald Gerhart, aus seinen Träumen erwacht, in den Forst hineinwanderte, fühlte er eine brennende Scham, sich Brolawski gegenüber „so feige" benommen zu haben. Er hatte sein Gesicht zur Seite gewendet, als fürchte er sich vor ihm. Dabei hatte er doch lediglich Furcht vor ‚der Sache' gehabt — so pflegte er sich auszudrücken, er sagte zum Beispiel: ‚als die Sache passierte' — und das Grauen vor Brolawski war in Wahrheit nichts anderes als ein Grauen vor den Erlebnissen der letzten Wochen, vor ‚der Sache'!

Ja, soweit war alles in Ordnung, aber das hinderte nicht, daß vorhin am Parktor der kämpfenden Fechter, zu den Füßen der beiden rasenden Gladiatoren, ganz unversehens ein Wort von hinreißender Bedeutung aus seinem Munde gekommen war. Man hatte ihn bei der ‚aus der Hölle erstandenen Sonne' gefragt, wer der Mörder seines Vaters sei, und er hatte darauf ohne Zögern geantwortet: ‚Ludwig'. Das war die Sache, über die man sich jetzt klar werden mußte, bevor man noch im Forst jene Stelle erreichte, die man bisher auf den Spaziergängen sorgfältig gemieden hatte.

Aber so sehr sich Gerhart auch bemühte, er gelangte zu keiner Klarheit seiner Gedanken. Alles war voller Verwirrung, und nur eines gewiß: er hatte Ludwig den Mörder seines Vaters genannt.

Plötzlich blieb Gerhart stehen. Er umfaßte mit der Hand den Stamm einer Birke und neigte die Stirn. Ihm fiel etwas ein . . .

In unserer großen Schloßhalle steht vor dem Treppenaufgang ein goldenes Kunstwerk. Es stellt einen Panther dar, der einen Reiter überfällt. Die Pranken des Raubtieres haben sich in den Widerrist des Pferdes gekrallt, dessen Mähne in Sturm und Entsetzen fliegt. Der nackte,

behelmte Reiter aber holt weit aus mit seinem Speer, ihn dem Untier in den Rachen zu jagen ... Und Gerhart erinnerte sich mit Schaudern dabei einer ganz bestimmten Begebenheit, die sich am Tage des Mordes ereignet hatte ...

Da gewahrte er, daß Menschen neben ihm standen. Ein Mädchen, eine polnische Bäuerin in einem steifen, blauweißen, nach Seife riechenden Kattunkleid mit einer dreifachen Korallenkette um den Hals kniete vor ihm nieder, wollte seine Hand fassen und rief:

„Njet! Njet, Pani Prinz!"

Das heißt in unserer Sprache:

„Nicht! Nicht, Herr Prinz!"

Sie wollte damit sagen, Gerhart solle nicht traurig sein. Sie hatte das verzückte Gesicht einer sinnlichen Heiligen. Die spitzen Finger ihrer rechten Hand legte sie an die Brust, lächelte ein wenig maniriert, wobei sie ihre gesunden gelben Zähne zeigte, und rief drängend, sich körperlich und zugleich religiös an Gerharts Hand schmiegend: „Njet! Njet, Pani Prinz!"

Hinter ihr, zwischen sonnigen Birken mit hellgrünen schaukelnden Blättern, auf feuchtem Moos, von Morgenwaldeslicht umgaukelt, den Wind im Haar, standen andere Frauen, hielten ihre Gebetbücher in den Händen, preßten das Kinn auf die Brust und schauten mit geöffneten Lippen von unten her zu Gerhart auf. Und wieder hinter diesen waren Männer, die ihre runden glänzenden Filzhüte mit beiden Händen umfaßt hielten; manche von ihnen trugen Ohrringe aus kleinen goldenen Münzen. Alle, Frauen und Männer, sahen Gerhart traurig und verlegen an, und doch lächelten alle ein wenig.

Gerhart nahm die Mütze vom Kopf und redete sie in der Sprache seiner Mutter an:

„Guten Morgen, ihr Frauen und ihr Männer!" rief er mit seiner hellen Stimme, und alles, was er sagte, klang ein wenig wie auswendig gelernt. „Kommt ihr so früh schon aus Ingoltzheim? Ich wünsche euch einen fröhlichen Pfingstfeiertag!"

Sie verstanden, was er gesprochen hatte, sie wurden unruhig, begannen zu reden, einen guten Morgen zu

wünschen und ein wenig zu jubeln, weil er freundlich zu ihnen gewesen war. Die Männer streckten bei ihren Morgenwünschen alle auf einmal den rechten Arm aus und die Hand, darin sie die Mützen hielten, die Frauen knickſten, und alles geſchah ſo gleichmäßig und doch ſo verworren wie in einem Opernchor. Dann aber erinnerten ſie ſich ihrer Pflicht. Sie traten auf den Prinzen zu, um die Anteilnahme ihres Herzens an ſeinem Unglück kundzutun. Die Frauen ſanken tief in die Kniee und küßten Gerhart die Hand; ſie begnügten ſich nicht, mit ihren Lippen ſeine Hand zu berühren, ſie netzten ſeine braune Haut mit der Feuchtigkeit ihres Mundes. Auch die Männer knickſten wie die Frauen, hielten dabei das rechte Knie ſehr nah an das linke und neigten die Köpfe wie Durſtende, die aus einer Quelle trinken; ſie ſcheuten ſich, den Prinzen durch die Nähe ihrer gedrungenen arbeitſamen Körper zu beleidigen.

Gerhart ſagte zu einem jeden von ihnen höflich auf ruſſiſch:

„Ich danke euch!“ oder „Ich danke euch, Frau!“

Nachdem ſie insgeſamt zu ihm hingetreten waren, ſchickte er ſich an, mit einem abermaligen Gruß ſeines Hutes quer in den Laubwald hineinzuſchreiten. Da ſtellte ſich ihm die junge Polin mit dem Geſicht einer verzückten Heiligen und den Bewegungen eines erregt offenbarenden Engels entgegen und wehrte ihm. Gerhart blickte ſich verwundert um und fand ſich von allen ohne Scheu umringt, die haſtig auf ihn einſprachen. Er wußte nicht, was ſie beabſichtigten, er hob freundlich die Arme, wie um ſich einen Weg zu bahnen und lächelte — da begriff er mit einem Male ihr Tun.

An dieſem Sonntag ſollte die Bevölkerung des Landes von ſeinem Vater Abſchied nehmen . . . o nicht ſie allein, aus den entfernteſten Gütern an den weſtlichen Grenzen unſeres Vaterlandes und aus denen jenſeits der Monarchie in einem ganz anderen Staat als unſerem, aus Beſitztümern, die wir noch niemals beſucht hatten, ſollten heute Abgeſandte auf Ludwigsluſt erſcheinen. Dieſe hier — ſie waren gewiß gleich nach Mitternacht noch in der Helligkeit des halben Mondes aufgeſtanden, um ihren

Weg nach dem Schloß zu machen und die Eisenbahn zu sparen. Aber vorher wollten sie noch ihre Seelen mit Entsetzen erfüllen und die Stätte des Verbrechens sehen! Und das war es, was Gerhart jetzt begriff: Er stand hier auf der Stelle, wo ‚die Sache passiert war', hier war der Ort, an dem der Panther seine Pranken in den Schecken Parole gekrallt und dem Vater die Brust aufgerissen hatte.

Man sah ihn jetzt schweigend und ängstlich an. Die junge Polin kniete abermals vor ihm nieder und verbarg ihre Augen seitwärts hinter gespreizten Fingern. Gerhart wurde sehr blaß, eine Übelkeit und ein Schwindel befielen ihn, der Wald begann mit den Bewegungen eines riesenhaften Schwungrades seine Kreise um ihn zu schlagen — bis er, überwältigt von allem, auf das leuchtende Moos niedersank, das Gesicht in den gekrümmten Händen verbarg, als wolle er aus seinen Augen einen Quell auffangen, und bitterlich schluchzte.

Die Frauen und Männer riefen gedämpft: „Oh! Oh!", knieten insgesamt nieder, legten die Arme eng an die Gürtel ihrer Hüften, falteten die Hände und blickten inbrünstig betend, von tanzenden Sonnenflecken umgaukelt, geblendet von dem Weiß der Birken, in den Laubwald hinein. Sie erflehten von ihrer schönen, weißen, polnischen Muttergottes die Fürsprache für Ludwig Alexanders Seele an Christi goldenem Thron und Gnade für seinen jungen holdseligen Sohn.

3

Während Brolawski die Kastanienallee zurückging, nahm sein Gesicht allmählich einen schlauen Ausdruck an, und die Entrüstung über Gerharts ‚Albernheiten' schwand merklich. Ihm schien ein vortrefflicher Gedanke gekommen zu sein. Er blieb einmal stehen, brach kopfschüttelnd in Gelächter aus und sagte ganz laut:

„Also — zu komisch!"

Sein Erstaunen war groß, als er Alexander vor der Schloßpforte gewahrte, der eifrig nach jemandem auszuspähen schien.

Brolawski gab von weitem, ohne näher zu treten, seiner Verwunderung über Alexanders Anwesenheit in so großer Frühe durch allerlei Bewegungen kund.

„Du Esel!" rief ihm Alexander wütend zu. „Was turnst du wie ein Narr in der Luft herum?"

Brolawski lahmte heran. Er blinzelte wie ein Vogel in die Morgensonne, die ihn blendet.

„Also ich sage . . . die ganze fürstliche Familie ist heute um sechs sozusagen auf den Beinen."

Er zog seine weiten grauen Hosen am Leib hoch, als befürchte er, sie möchten ihm herunterfallen.

„Die ganze Familie?" fragte Alexander ärgerlich und beschattete seine Augen spähend mit der Hand. „Wer denn noch?"

Brolawski spitzte den Mund, als wollte er ein Küßchen geben, neigte seinen kurzen Oberkörper schelmisch vor und sagte:

„Beispielsweise Prinz Gerhart."

Alexander wurde aufmerksam.

„Geht Gerhart spazieren? Hast du ihn gesehen?"

„Aha!" sagte Brolawski tief befriedigt.

„Was heißt das: aha?" fragte Alexander verwundert.

„Ich konstatiere nur ein Faktum," erwiderte Brolawski und tänzelte auf der Stelle.

„Was für ein Faktum? Bist du schon wieder betrunken?"

„Na, möchtest du nicht reden?" schrie Alexander gereizt und wurde rot im Gesicht.

„Ich konstatiere nur das Faktum," bemerkte Brolawski lächelnd und sehr zufrieden mit sich selbst, „daß Ihre ganze Familie die fürstlichen Ohren spitzt, wenn der Name ‚Gerhart' ertönt. Jawohl! Prosit! Wohl bekomm's!"

„Höre, Brolawski," sagte Alexander drohend, „sprich in einem anderen Ton von meiner Familie — ja? Es könnte dir sonst begegnen, daß du morgen herausfliegst. Es liegt kein besonderer Grund vor, dich nach Papas Tod noch bei uns zu behalten."

Brolawski verneigte sich tief und ließ seine Arme schlaff herabhängen, wie ein Hund seine Ohren . . .

Alexander tat einige Schritte und setzte sich auf die Löwenbank, die unter einem weißen Fliederbusch stand. Brolawski hielt sich in respektvoller Entfernung.

„Hast du Herrn von Waechter gesehen?" fragte ihn Alexander, der nun die Sonne vor sich hatte und mit verzogenem schiefem Gesicht zu Brolawski hinaufblinzeln mußte.

„Nein, Ew. Durchlaucht," entgegnete Brolawski sehr verständig.

„Der Dummkopf!" grollte Alexander. „Muß er mich um sechs Uhr hierher bestellen . . ."

Er zog seine Uhr und sah gedankenlos auf das Zifferblatt. Brolawski verneigte sich ohne Grund. Dann trat eine Stille ein. Es war ersichtlich, daß sich Brolawski um ein Gespräch bemühte.

„Heute wird die Landbevölkerung von ihrem toten Fürsten Abschied nehmen, Ew. Durchlaucht," sagte er bescheiden.

Alexander winkte ihm ab.

„Höre, Brolawski, hast du mit Gerhart gesprochen?"

Brolawski begann bei diesen Worten wieder lebhafter zu werden, er streckte die rechte Hand, wie er es bei Herrn von Waechter gesehen hatte, zwischen die oberen Knöpfe seines zugeknöpften Rockes und sagte hochmütig:

„Des Prinzen Durchlaucht ließen mich allerdings der Ehre einer Unterhaltung teilhaftig werden."

„So?" fragte Alexander ziemlich töricht und zog die Stirn kraus. „Hat er sich denn gestern mit dir zu einem Morgenspaziergang verabredet?"

Brolawski scharrte verlegen.

„Sozusagen . . . jawohl, Ew. Gnaden . . ."

„Was heißt: sozusagen jawohl?" fragte Alexander ärgerlich. „Ja oder nein?"

„Nein."

„Na also — was lügst du denn?"

Brolawski ließ die Ohren hängen.

„Also worüber habt ihr gesprochen?" fragte Alexander streng.

Brolawski sagte maliziös „Oh!“ und wiegte seinen Kopf mehrmals auf den Schultern.

„Laß das Wackeln!“ herrschte ihn Alexander an. „Bist du ein Hausierer, daß du mit dem Kopf mauscheln mußt? Rede jetzt!“

Brolawski sah Alexander heimtückisch an.

„Des Prinzen Durchlaucht geruhten mir gegenüber einen gewissen Gedanken zu äußern.“

„Einen Gedanken?“ fragte Alexander sehr aufmerksam.

„Nun ja — eine Theorie, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist.“

„Eine Theorie?“

Alexander blinzelte.

„Über Papas Tod?“

„Richtig geraten, Ew. Durchlaucht!“ erwiderte Brolawski boshaft, aber zugleich mit einer Art von Begeisterung über Alexanders Scharfsinn.

„Und —? Welcher Art?“

Brolawski wiegte seinen Kopf abermals zweifelnd auf den Schultern, wurde aber diesmal nicht angeherrscht.

„Des Prinzen Durchlaucht entwickelten ein außerordentliches juristisches Verständnis. Die Familie sollte ihn unbedingt die Rechtswissenschaft studieren lassen.“

„Schwatz nicht!“ rief Alexander erregt.

„Ich schwatze? Dann werde ich gut tun, fortan zu schweigen,“ entgegnete Brolawski beleidigt.

„Willst du wieder frech werden?“ rief Alexander auf das äußerste gereizt. „Was hat Gerhart für juristische Gedanken entwickelt?“

„Nun juristische —“ erwiderte Brolawski begütigend. „Sagen wir besser: Gedanken über die Praxis des Strafvollzugs. Jawohl. Das trifft den Nagel auf den Kopf.“

„Gut, also Strafvollzug. — Nun?“

„Seine Durchlaucht sprach sich dahin aus, daß der Mörder des Herrn Papa in unserem Schloß zu suchen sei, gleichsam im Kreis unserer lieben Familie.“

Alexander hörte atemlos zu. Er öffnete erregt den Mund.

„Wer?“

Brolawski legte die Hand horchend an das Ohr und fragte, seitlich vorgeneigt:

„Bitte?"

„Wer, glaubt er, sei es?"

„Wer der Mörder sei?" fragte Brolawski.

Er machte eine Pause, verzog den Mund und sagte leichthin:

„Na Ludwig."

Alexander starrte ihn wie einen Verrückten an.

„Welcher Ludwig?"

Brolawski zeigte mit dem fetten Daumen über die Schulter auf das Schloß.

„Na, unser Fürst," sagte er und deutete mit dem Kopf nach hinten.

Alexander blickte wie entseelt vor sich nieder. Er wurde erschreckend rot und gleich darauf erschreckend blaß. Seine Lippen schwollen an und schienen von dem Andrang des Blutes zu überströmen. Plötzlich sagte er ganz laut irgend etwas, sprang auf, warf Brolawski zu Boden, preßte ihm sein Knie auf den Brustkasten, schlug ihn mit den Fäusten ins Gesicht, auf die Nase und auf die Augen und rief knirschend vor Haß:

„Was hast du gesagt? Was hast du Hund eben gesagt?"

Die Schatten der beiden Männer fielen scharf auf den gelben Kiesboden.

Mit einem Mal ließ Alexander ab, stand auf, klopfte mit gerunzelter Stirn den Staub von seinen Beinkleidern und starrte mit schlaffem Mund ins Leere.

Brolawski lag ohnmächtig auf dem Boden. Er schien abgetan zu sein. Allmählich aber erwachte er; er richtete sich auf, sah sich verwundert um, faßte mit der Hand an die blutende Nase und heulte nun wie ein Bajazzo auf, der im Zirkus seine Schläge bekommen hat.

„Einen so zu schlagen!" rief er weinend. „Das ist doch eine Bosheit! . . . Wenn ich mir das zu sagen erlauben darf . . . So schlägt man keinen Hund . . . so schlägt man nicht einmal eine Katze! . . . Donnerwetter auch! . . . da steckt aber eine tüchtige Portion Bosheit dahinter . . .!"

Alexander beachtete ihn nicht, kehrte sich um und ging fort.

Er blieb jeden Augenblick kopfschüttelnd stehen. Ohne zu wissen, was er tat, suchte er Gerhart.

Nach längerm Umherstreifen sah er ihn von weitem auf einer Bank am Wiesenrand sitzen. Gerhart machte ihm Zeichen, behutsam näher zu treten. Er schien mit irgendeinem Tier auf der Erde beschäftigt zu sein.

„Ein Bussard!" rief er Alexander leise zu. „Eben hat er sich auf die Wiese niedergelassen, siehst du ihn?"

Alexander sah ihn nicht.

Gerhart hatte noch verweinte Augen, aber sein Gesicht war rot und frisch, denn er hatte mit entblößtem Haupt, im Wanderschritt seiner jungen Füße die Wälder durchstreift.

Der Bussard erhob sich jetzt aus dem Feld und stieg mit glänzenden Flügeln in den Himmel. Gerhart stieß einen kleinen scharfen Pfiff aus.

„Siehst du — da fliegt er!" rief er triumphierend.

Dann stand er auf und reichte Alexander die Hand.

„Guten Morgen, Alexander. Hast du gut geschlafen?"

Er setzte sich wieder und berichtete, ohne auf eine Antwort zu warten:

„Ich bin schon die ganze Zeit im Wald gewesen und sitze nun hier auf der Turgenjewbank. Die Leute sagen, es soll Mamas Lieblingsplatz gewesen sein. Es ist aber auch recht schön hier. Man sieht das Dorf, die Äcker, den Wald und den Morgenmond — alles zusammen . . . Bitte setz dich doch neben mich, Alexander."

Alexander ließ sich nieder und malte mit Gerharts Gerte finster Figuren in den Sand.

„Gerhart, ich muß dich etwas fragen," sagte er.

„Was denn?" fragte Gerhart neugierig.

„Höre, Gerhart, hast du vorhin mit Brolawski gesprochen?"

Gerhart legte beschwichtigend seine braune Hand auf Alexanders Knie.

„Alexander, sprich nicht davon! Es ist ja alles Unsinn gewesen!"

„Warum hast du es denn aber gesagt?" rief Alexander heftig.

Gerhart riß seine Augen wie ein junger Vogel auf und zog die Stirn kraus. Er fuhr hastig mit der Hand über den kahlgeschorenen Kopf.

„Gott, aber wenn es doch alles Unsinn ist!" rief er. „Was denkst du denn, Alexander? Glaubst du vielleicht daran? Verzeih, wenn ich dir das sage: aber du bist schön dumm, wenn du an so etwas glaubst. Sieh dir doch einmal Ludwig an. Zum Beispiel gestern abend. Er ist doch genau wie Onkel Eberhard, die beiden sehen sich doch riesig ähnlich, nur daß Ludwig so furchtbar klug aussieht und Onkel Eberhard so schrecklich dumm! Hast du das nicht bemerkt?"

„Ja natürlich," erwiderte Alexander und sah seinen jungen Bruder von der Seite an. „Aber was soll denn das?"

Gerhart machte abermals eine heftige Bewegung.

„Was das soll? — Na, sind die beiden nicht sehr vornehm? Du zum Beispiel bist doch gar nicht so vornehm! Und nun denke dir, Alexander . . ."

Gerhart benetzte schlau die Lippen mit seiner Zunge.

„Ja, was denn?" fragte Alexander erstaunt. „Was denn, zum Teufel?"

„Gott, zu dumm!" rief Gerhart. „Denk doch mal, wie Ludwig ist, so sauber und eitel auf seine Kleidung . . . wenn ein Stäubchen an seinem Rock ist, knips . . ."

Gerhart knipste ein Stäubchen von seinem Ärmel ab.

„Gut, gut!" rief Alexander ungeduldig.

Gerhart stand behutsam auf, spähte argwöhnisch mit hochgezogenen Schultern umher und duckte sich ein wenig.

„Nun liegt er im Gebüsch, dort!" Gerhart zeigte in den Wald. „Ich habe mir ja eben den Ort angesehen, wo die Sache passiert ist . . . es ist also dunkel . . . er lauert . . . Papa kommt . . . Ludwig springt hoch . . . Parole scheut . . . . . Hör mal, Alexander," fragte Gerhart plötzlich in ganz verändertem Ton, „wenn Parole Ludwig kennt, dann scheut er doch auch?"

Er fragte Alexander genau so, wie er ihn oft nach Pferden zu fragen pflegte.

„Was soll denn das jetzt wieder?" fragte Alexander erstaunt.

„Also scheut er oder scheut er nicht?" forschte Gerhart energisch.

„Ja doch! . . . Natürlich! . . . So ein Unsinn . . ." brummte Alexander.

„Gut, er scheut . . . dann hör nur zu!"

Gerhart führte blitzschnell einen scheinbaren Dolchstich in der Luft aus.

„Jetzt ersticht er Papa mit dem Stilett. Papa weiß noch gar nicht, daß er einen Stich hat. Er geht ins Gebüsch. Das hat ja Dr. Müller so gesagt. Ihm ist also, als habe er den Überfall eben geträumt, vielleicht denkt er auch, Ludwig sei aus Versehen an ihn herangeprellt. Ihm ist nur etwas übel und er sagt so . . . na so verstört und ganz elend, während er sich an einem Baum festhält: ‚Ludwig, was hast du denn da eben gemacht?' Ludwig starrt ihn jetzt immer an, ob er nun bald hinfällt. Er stützt ihn womöglich noch, so aus alter Gewohnheit . . . wenn einem Vater nicht ganz wohl ist, so stützt ihn doch der Sohn, wie? Auch wenn es noch so ‚schlecht mit ihm steht' . . .!" Gerhart lächelte spöttisch. „Da sagt Papa kurz vor seinem Tod: ‚Ludwig, mir ist so übel. Ich glaube, du hast mir auf das Herz geschlagen.' Gleich darauf bricht er ganz rasch nieder."

Alexander versuchte zu sprechen:

„Das ist aber doch . . ." sagte er und verstummte.

Gerhart legte den Zeigefinger auf den Mund und darauf an die Stirn.

„Und nun denk mal, Alexander, er raubt Papa in aller Ruhe die Taschen aus, damit man glauben soll, es sei ein Raubmord, was? . . . Und das alles im Frack . . ."

Gerhart hielt an.

„Sag mal, traust du das alles wirklich Ludwig zu? Ich nicht!"

Gerhart lehnte es mit einer Bewegung seiner Schultern ab, das alles ‚Ludwig zuzutrauen'.

Alexander war fassungslos. Er verzog schmerzlich sein Gesicht.

„Wie du das erzählst, Gerhart! Als ob du mit im Wald gewesen seist!"

„Ich habe eben nachgedacht . . ."

„Ich habe auch nachgedacht. Aber so . . ."

Alexander schauderte. Ihn schmerzte dieser kalte und etwas geschauspielerte Vortrag über den Mord. Niemals hatte sein Geist in dieser Woche so zwingende Bilder gesehen . . .

„Aber warum hast du es denn vorhin Brolawski gesagt?" fragte er verstört.

Gerhart wies mit dem Finger auf seine Stirn, zuckte die Achseln und schob die Unterlippe vor.

„Weil ich eben dumm war."

Alexander schüttelte schwermütig den Kopf und schwieg.

Nach einer Weile erhob er sich und sagte freundlich: „Na, dann komm nur, Gerhart."

Sie machten sich auf den Weg und schritten schweigend durch die Kastanienallee. Der Kammerdiener Fritz Bauernfeind ging vorbei, den umflorten Zylinderhut tief unten an der Hosennaht haltend. Gerhart lüftete die Mütze, Alexander, der barhäuptig war, nickte ihm zu.

„Hör mal, Alexander," fragte Gerhart, als sie nahe am Schloß waren, „du hast doch Ludwig noch am Abend nach der Sache gesehen?"

Alexander bestätigte dies.

„Sag mal, hatte er wirklich noch den Frack an?"

Alexander besann sich.

„Ja — den Frack," sagte er.

Gerhart blieb stehen.

„Und wie sah sein Frack aus?"

„Wie sein Frack aussah?" fragte Alexander mißtrauisch. „Sind das Dummheiten?"

Gerhart verteidigte sich.

„Nein, gar nicht. Aber nehmen wir zum Beispiel sein Oberhemd — war es zerknittert?"

„Ja. Das war es. Aber meins war auch zerknittert . . . Das machte der Ritt und die Aufregung . . ."

Gerhart wehrte heftig ab.

„Du verstehst mich nicht!" sagte er ärgerlich. „War Ludwigs Hemd auch beschmutzt?"

Alexander begriff jetzt, was Gerhart wissen wollte.

„Ja! Es war ganz beschmutzt!"

„Und seine Hosen, Alexander?" fragte Gerhart schnell. „Wie war es damit bestellt?"

Alexander faßte sich an den Kopf. Seine Augen weiteten sich entsetzt.

„Gott! Jetzt erinnere ich mich! Ich wunderte mich die ganze Zeit, weshalb er so beschmutzt aussah! . . . Seine Hosen und Stiefel waren voller Schmutz, und irgendwo klebte noch ein verfaultes Blatt!"

Gerhart suchte fieberhaft in allen Taschen. Er zog eine Hand voll Blätter heraus, wie sie im Frühling als Humus in den Wäldern liegen.

„Solche Blätter, Alexander?" rief er und streckte den Arm weit vor sich hin.

„Ja! So eines war es! Ich erinnere mich jetzt ganz genau!"

Gerhart hielt die Blätter krampfhaft fest.

„Ja, aber hast du ihn denn nicht gefragt, wo er die ganze Zeit war?" rief er flehend. „So besinne dich doch, Alexander!"

Alexander lachte wie jemand, bei dem sich eine Kette schlimmer Erkenntnisse lückenlos schließt.

„Aber natürlich! Er machte ja Ausflüchte! Ich fragte ihn: ‚Wo bist du gewesen?' Er sagte: ‚Ach, da unten . . . bei der Kapelle!'"

„Und warum ist er denn überhaupt so plötzlich aus Indien zurückgekommen, Alexander?"

„Er sagt, es sei um unsere Ehre und Existenz gegangen!"

Gerhart hielt bei diesen Worten den Kopf kerzengerade, ließ die Augen in die Winkel wandern und schob die Unterlippe vor.

„Dann hat er es also doch getan!" sagte er.

Alexander spürte einen heftigen Schmerz im Hinterkopf. Er stemmte die beiden Fäuste an die Schläfen.

„Gerhart! Gerhart! Wenn Ludwig nun wirklich der Mörder ist? Gerhart . . . dann muß man ja wahnsinnig werden!"

„Nein, gar nicht," sagte Gerhart ganz ruhig. „Aber du mußt jetzt gleich etwas tun."

„Was denn tun?“ rief Alexander gereizt. „Was kann ich denn tun?“

Gerhart sah ihn drohend an.

„Kennst du vielleicht Hamlet? Wenn du jetzt nicht gleich etwas tust, dann kommt Papas Geist jede Nacht zu uns, auch zu Gabriele, das sage ich dir! Du mußt jetzt gleich zu Herrn von Waechter gehen und ihm alles erzählen.“

„Niemals!“ rief Alexander leidenschaftlich und erbittert. „Der Skandal! Gabriele! Und du! Ach, du bist ein Kind! Du redest von Hamlet . . . was verstehst du denn davon?“

Gerharts Miene wurde feindselig. Er zog angestrengt seine Brauen hoch.

„Dann muß ich es eben tun,“ sagte er in einem Ton, als ob das die leichteste Sache von der Welt sei.

„Was mußt du tun?“ fragte Alexander hitzig.

„Dann werde ich zu Herrn von Waechter gehen, denn Gerechtigkeit muß sein.“

„Niemals wirst du das tun!“ schrie Alexander. „Ich verbiete es dir!“

Gerade jetzt erblickte der Hofhausmeister Gutzeit, der sich schon seit einer halben Stunde nach allen Richtungen umgesehen hatte, ob Alexander nicht käme, die beiden Brüder in der Allee. Mit schlürfenden Schritten, prustend vor Anstrengung und Indignation, lief er an den sonnenbeschienenen Blumenbeeten vorbei und stürzte in die schattige Allee hinein.

„Ew. Durchlaucht werden vom Herrn Oberstaatsanwalt erwartet, der Herr Oberstaatsanwalt sind im Renaissancesaal!“ rief er Alexander von weitem zu und beschäftigte sich gleich darauf mit der Pflege seiner Leiblichkeit: er trocknete mit dem leichten, eitlen Fächeln seines roten Tuches die Perlen auf der Stirn, sehr zufrieden darüber, diesen beschwerlichen Weg zurückgelegt zu haben. Da er aber keine Antwort bekam, merkte er auf und spitzte die Ohren. Er trat näher auf die Brüder zu, die sich gegenüberstanden, einander in die Augen sahen und dennoch kein Wort sprachen.

Diese Zeitverschwendung empörte nun den Haushof-

meister. Er zuckte die Achseln und drehte vorwurfsvoll die Handflächen nach außen:

„Also Seine Exzellenz warten jetzt bereits eine halbe Stunde."

Alexander brüllte ihm ins Gesicht:

„Er soll sich zum Teufel scheren!"

Beim Klang dieser Stimme erblaßte der Haushofmeister und zuckte zusammen. Er kehrte dem Prinzen den Rücken und lief eilig, wie er gekommen war, davon.

4

Der Renaissancesaal, in dem Herr von Waechter den Prinzen Alexander erwartete, lag im ersten Stockwerk des Schlosses auf der nordwestlichen Ecke. Durch die Fülle seiner Fenster bot er gleichermaßen einen Ausblick auf die Front des Hauses wie auf den Marstall, den Seeweg mit den groß gefleckten Platanen und den See selbst. Obgleich der Saal beinahe jeglicher Möbel entbehrte, war er dennoch mit einem eigentümlich fließenden Leben beseelt. Denn eng aneinandergedrängt bedeckten goldgerahmte Gemälde italienischer Meister die zedernen Wände. Ihnen zu Füßen stand in ehrerbietiger Ruhe die schweigende Dienerschaft der Stühle und Bänke. Hier, zwischen diesen beiden Fenstern mit dem gewölbten, grünlich schimmernden Glas und dem dahinter ruhenden See der Landschaft krönte der Heiland die freudig errötende Mutter mit der ewigen Krone. Ihm gegenüber auf der fensterlosen Mauer schwang Perseus die Waffe auf den Nacken der todesstarren Gorgo. Im Goldgrün der eisengeschmiedeten Pforte wüteten die Götter gegen die Titanen und ließen sie zu ihren grausamen Füßen wie boshafte Hunde verenden. Oben aber, vom Deckengewölbe, fluteten die rosigen Liebestaten des jüngsten Gottes zur Erde hernieder, ließen das Eisen des Titanenkampfes aufblühen, machten Andromedas süßgequältes Antlitz lächeln und sammelten alle Strahlen des Lichts um die ländliche

Maria, welche, auf Wolken knieend, das hingeneigte Gesicht fröhlich im überirdischen Dampf badend, mit der großen rötlichen Hand die Tücher an der Brust zusammenraffte, um sich vor dem ewigen Sohn zu verneigen.

Alexander stieg die Treppe zum Renaissancesaal hinauf. Er war fest entschlossen, dem Oberstaatsanwalt mit dem äußersten Mißtrauen, ja wenn es nötig wurde, mit offener Feindseligkeit zu begegnen.

Alexander hatte zuweilen Anfälle eines fürchterlichen Zornes und einer zerschmetternden Grobheit, die nicht aus unserer Kultur herzurühren schienen, sondern an die Lebensgewohnheiten einiger seiner gewalttätigen Vorfahren gemahnten. Die Bedienten im Schloß und die Bauern aus der Umgegend, mit denen er bisweilen zu tun hatte — denn, ob er gleich ‚niemals etwas gearbeitet' hatte, so bekümmerte er sich doch gelegentlich um die Angelegenheiten der Familienbesitztümer, besonders um sein Rittergut Simmershausen — all diese Leute standen dann mit offenem Munde da und wunderten sich, wie sehr dieser Prinz ihresgleichen, wie sehr er ihres Blutes war ... Gabriele pflegte in solchen Zeiten zu sagen: „Alexander ist heute wieder einmal unbrauchbar."

Herr von Waechter spazierte oben im Saal herum. Er betrachtete mit ärgerlichem Achselzucken die Bilder an der Wand. Er konnte sich nicht erinnern, daß man ihn während seiner ganzen Amtszeit eine halbe Stunde hatte warten lassen, und er stellte Betrachtungen darüber an, ob wohl jemals ein ‚Mann aus dem Volk' zaudern würde, um sechs Uhr morgens im Frühling aufzustehen. Obwohl er selbst der Abkömmling einer alten Familie war, so verneinte er in diesem Augenblick einmal wieder die ganze ‚Aristokratenwirtschaft' von Grund aus.

Als Alexander endlich in den Renaissancesaal eintrat, ging er mit rapiden Schritten, die Hände auf dem Rücken, geradewegs auf Alexander zu, stellte sich gleichsam ‚unter ihm' auf und blickte drohend nach oben.

„Ich warte seit einer halben Stunde auf Sie, Herr Prinz!" knirschte er. „Bin ich zu Ihrem Vergnügen hier? Ich fordere Pünktlichkeit!"

Alexander schob Herrn von Waechter gleichmütig zur Seite.

„Dann melden Sie sich gefälligst nach sieben, Exzellenz. Ich bin froh, wenn ich etwas Schlaf finde."

Herr von Waechter war verdutzt. Er war immer der Meinung gewesen, daß man ‚nur im Volk eine offene Aussprache unter Männern' kenne. Es gefiel ihm, ja, er war sogar ganz einfach entzückt, daß Alexander ihm grob begegnet war.

Alexander lud Herrn von Waechter ein, sich auf einer der holzgeschnitzten Bänke an der Wand niederzulassen. Herr von Waechter setzte sich und schlug ein Bein über das andere; dabei fiel sein grauweißer, wollener Strumpf über den Schaftstiefel und entblößte ein Stück seines behaarten Beines. Alexander, der neben ihm an dem Ende der Bank Platz genommen hatte, sah es mit Verwunderung.

„Nun?" fragte er.

„Hm," sagte Herr von Waechter und schob seine rechte Hand zwischen die beiden oberen Knöpfe seines grauen Gehrocks. „Also morgen hat man hier Begräbnis?"

„Ja."

„Viel Gäste?"

„O ja."

„Der Kronprinz?"

„. . . glaube."

„Hm."

Herr von Waechter schaute dem Prinzen wohlwollend zu, ungefähr wie ein Lehrer seinem fleißigen Schüler.

„Ich werde wahrscheinlich heute abreisen."

Alexander sah dem Oberstaatsanwalt verblüfft ins Gesicht.

„Was werden Sie . . . Sie werden abreisen?"

„Ja wahrscheinlich! Ich erwarte nur noch den definitiven Befehl meiner Behörde," wiederholte Herr von Waechter. „Herr Staatanwalt Kiefer übernimmt die Sache wieder."

„Ja, haben Sie denn . . .?"

Herr von Waechter schüttelte längere Zeit den Kopf.

„Nein . . . wir haben nicht . . . wir haben sogar gar nicht . . . absolut gar nicht . . .“

Er lachte höhnisch.

„Na . . . vielleicht war es Thudichum! . . . Man kann ja nicht wissen . . .“

Alexander, der mit gekreuzten Armen dasaß, betrachtete Herrn von Waechter mißtrauisch von der Seite.

„Nein,“ sagte er, „Thudichum war es nicht.“

Der Oberstaatsanwalt zuckte die Achseln.

„Das ist leicht gesagt,“ erklärte er ironisch. „Dieser Jonas Thudichum ist sogar bedeutend belastet . . . bedeutend . . . ganz bedeutend . . .“

Herr von Waechter zog die Stirn kraus, starrte auf eine Figur des Parkettbodens und sagte noch mehrmals, immer mit dem Kopf nickend: „Bedeutend . . . ganz bedeutend . . .“

„Wieso denn? fragte Alexander.

„Er ist im Wald gewesen . . . er widerspricht sich zehnmal in der Minute . . . er ist konfus . . . er kann sein Alibi nicht nachweisen, was bedenklich zu sein pflegt . . . äußerst bedenklich . . .“

Herr von Waechter starrte noch immer auf den Boden. Er war verträumt wie ein junges Mädchen.

‚Er weiß alles,‘ dachte Alexander mit einem ungeheueren Schrecken. ‚Er hat gearbeitet, und ich habe währenddessen geschlafen und geweint . . .‘

„Also?“ fragte er mühsam. „Was soll ich jetzt?“

Herr von Waechter fuhr bei diesen Worten herum, er war mit einem Male wach, ja, er war sogar entsetzenerregend lebendig . . .

„Richtig! Wir verschwatzen hier die Zeit und ich vergesse, was ich mit Ihnen besprechen will. Also — ich habe Sie nur eine Kleinigkeit zu fragen . . . Wie Sie sehen, habe ich weder den ersuchten Richter noch einen Schreiber mit. Ich führe also lediglich ein Gespräch, das zu meiner Information dient. Verstehen Sie?“

Alexander wurde nervös.

„Ja doch!“ sagte er gereizt.

Er war entschlossen, alle Geisteskräfte anzuspannen und auf seiner Hut zu sein, wie noch nie in seinem Leben.

„Sehr schön," sagte Herr von Waechter befriedigt. „Nun hören Sie bitte zu: als Ihr Vater auf sein Pferd steigen wollte, um nach Willingshausen zu reiten, da haben Sie und Ihr Fräulein Schwester eine spaßhafte Bemerkung gemacht. Das haben Sie doch zu Protokoll gegeben? Stimmt's?"

Alexander nickte.

„Sehr schön. Nun hätte ich gerne gewußt, ob Ihnen Näheres über die Reise Ihres Herrn Papa bekannt war?"

„Mir bekannt? Nein. — Was soll ich denn davon wissen? Wie darf ich denn meinen Vater fragen, was er mir nicht von selbst sagt?"

Herr von Waechter billigte diese Antwort.

„Sie haben also nichts gewußt. Gut. Dann also etwas ganz anderes: ihr Herr Vater war zweiundsechzig Jahre, nicht wahr? Schön. Jetzt werde ich Sie etwas Peinliches fragen: war Ihr Herr Papa nicht bekannt dafür, daß er immer so Liebesverhältnisse mit kleinen Mädels gehabt hat, was?"

Alexander wurde rot.

„Das ging mich als Sohn gar nichts an und Sie vermutlich noch viel weniger! Sie sollten mal lieber den Mörder fassen als von Papas Liebesverhältnissen Geschichten erzählen!"

Herr von Waechter schien auch von dieser Antwort befriedigt zu sein.

„Das ging Sie also gar nichts an, natürlich! . . . Das war zu erwarten . . . von mir wollen wir besser nicht reden . . . Aber Sie ging das nichts an . . . das billige ich, das verstehe ich vollkommen!"

Herr von Waechter schien in einem Meer von Zufriedenheit zu ertrinken.

„Das wäre ja nun alles ganz schön . . . Nun möchte ich Sie nur daran erinnern, was Sie zu Protokoll gegeben haben . . . Nach Ihrer Aussage nämlich hat das Fräulein Schwester vor jenem Diner folgendes gesagt — ‚Diner' nennen Sie doch so ein Abendbrot, wie?"

Herr von Waechter zog ein Notizbuch aus der Brusttasche, nahm einen ganz enorm eng beschriebenen Zettel

heraus, den er bald nach rechts und bald nach links drehte, und sagte, wobei er sich weit zurückbeugte und ein Vergrößerungsglas über das Papier hielt:

„Hier habe ich mir nämlich Ihre Aussage vom ersten Tag abgeschrieben."

Er las:

„Mein Vater hatte das Diner an diesem Tag schon um halb sechs bestellt. Da wir aber hierbei wegen Ludwigs Anwesenheit und wegen seines Vorhabens, den Ritt meines Vaters zu stören, wieder einmal unerquickliche Familienszenen befürchteten, so spielten wir auf Gabrieles Rat vor Ludwig eine Komödie: wir baten nämlich unsern Vater, schon um vier Uhr fortzureiten, ohne daß mein Bruder etwas davon wußte, was denn auch geschah. Als mein Vater nun am Pferd stand, machte Gabriele tausend kleine Dummheiten, um ihn zu erheitern. Unter anderm sagte sie auch: ‚Habe ich nicht recht, Alexander, Papa ist auf Abwegen!' Sie durfte sich solche kleinen Spötteleien im allgemeinen schon erlauben, aber dieses Mal erging es ihr nicht gut. Mein Vater, der zuvor zwischen der ausgelassensten Stimmung und der tiefsten Niedergeschlagenheit geschwankt hatte, wurde nämlich plötzlich äußerst nervös und sah des öfteren unsicher um sich, ja, ich kann es nicht anders ausdrücken, beinah, als fürchte er sich — mein Vater hatte sich eigentlich immer vor Ludwig gefürchtet! — und verbat sich heftig solche Scherze in Gegenwart der Domestiken, worunter er eigentlich nur Georg Bauernfeind, der das Pferd hielt, und den Haushofmeister verstehen konnte. Er zuckte dabei so eigentümlich mit dem Augenlid, als sei er krank. Wir wurden sehr traurig, und ich glaube, wir haben alle meinen Vater nie so geliebt wie damals. Besonders auf meinen jüngsten Bruder, auf Gerhart, machte das Benehmen meines Vaters einen unerwarteten und sonderbaren Eindruck. Gerhart nämlich ging, als mein Vater sich gerade anschickte, vom Trittbrett aus den Schecken zu besteigen, auf ihn zu, umarmte und küßte ihn zärtlich, was er sonst nie tat — ja, und dann machte er etwas sehr Merkwürdiges. Er hatte überhaupt bei dieser ganzen Szene

etwas, als sähe er alles voraus. Er war so tiefernst, daß wir alle erschraken. Er kniete nämlich nieder, preßte meines Vaters Hand an seine Stirn und küßte sie. Mein Vater streichelte ihn darauf, aber so scheu — wie soll ich es ausdrücken? — so entfernt von ihm und stieg dann aufs Pferd. Als er so mit zuckendem Augenlid oben saß und um sich sah, als erwarte er, daß ihn noch jemand in der letzten Minute an seinem Ritt hindern könne, sagte er zu uns: ‚Wenn es sich um das Lebensglück eures Vaters handelte, würdet ihr alles tun, ihm dazu zu verhelfen?‘ Da beteuerten wir, wir würden alles tun, was er verlangte. Und so ritt er fort, ziemlich freundlich, aber doch so . . . geängstigt.

Später, um halb sechs, saßen wir dann mit Ludwig zusammen. Wir versammelten uns im Eberhard-Ludwig-Zimmer. Hier begrüßten Gerhart und ich meinen Bruder zum erstenmal und fragten ihn, warum er so unerwartet zurückgekehrt sei. Er sagte kurz: ‚Wichtige Angelegenheiten.‘ Als Gabriele hereinkam, gingen wir gleich zu Tisch, worüber sich mein Bruder wunderte. Er fragte, ob wir denn nicht auf den Fürsten warteten, aber niemand antwortete ihm. Das Diner war sehr ungemütlich, bis Gabriele beim Fischgericht eine Bemerkung fallen ließ, die darauf hindeutete, daß Papa bereits um vier Uhr fortgeritten sei. Ludwig wurde förmlich zu Stein, als er das hörte. Dann aber stand er auf und schrie uns an, Gabriele und mich, wie von einer gewaltsamen Wut besessen, obwohl doch Mademoiselle Duchamps, Frau van Terbunken, der Haushofmeister und zwei Diener zugegen waren: ‚Ihr handelt ja wie die Rasenden! Ihr sollt es aber auch büßen!‘ Darauf warf er seine Fischgabel so heftig hin, daß ein Stück Porzellan vom Teller absprang und ging hinaus. Ich habe ihn dann erst nach der Tat, so um Mitternacht, hier wiedergesehen, wo wir uns ausgesprochen und eigentlich versöhnt haben, jedenfalls Ludwig mit meiner Schwester.“

Herr von Waechter holte Atem.

„Also da oben hätten wir ja die Bemerkung Ihres Fräulein Schwester: ‚Habe ich nicht recht, Alexander, Papa ist auf Abwegen!‘ Was meinen Sie dazu? Nun —?“

Der Oberstaatsanwalt klappte das Vergrößerungsglas zu und sah Alexander erwartungsvoll an, mit hochgezogenen Brauen, die wie ein Wald über seinen Augen wuchsen.

„Nun, Herr Prinz?"

Alexander errötete und schwieg.

„Das war so ein Scherz," brummte er endlich.

„Sehr richtig!" rief Herr von Waechter. „Ein Scherz! Darauf kam es mir ja nur an . . . ein Scherz! Ausgezeichnet! . . . Erledigen wir dieses unangenehme Thema . . . so . . ."

Er steckte das Notizbuch in die Brusttasche.

„Ich bin jetzt gleich fertig. Nur eine kleine Frage noch: kennen Sie ein Fräulein Klara Vollrath?"

Er wandte sich ganz schnell Alexander zu und legte den Arm auf die Lehne der Bank.

Alexander wartete jeden Augenblick auf etwas Bedeutsames, auf etwas, das ihn auf eine furchtbare Art überrumpeln würde. Jetzt war er über die unverfänglichen Fragen des Oberstaatsanwalts beinah enttäuscht.

„Klara Vollrath?" fragte er. „Wer soll denn das sein?"

„Kennen Sie sie nicht?"

„Nein. — Warten Sie . . . ist das nicht solch eine berühmte Schönheit aus Willingshausen?"

„Hm, das mag sein! — Haben Sie also nie hier im Haus den Namen Klara Vollrath gehört?"

Der Oberstaatsanwalt schien belustigt zu sein.

„Nein, zum Teufel . . . was sollen wir denn hier im Haus mit Klara Vollrath?"

Und gereizt setzte Alexander hinzu:

„In Willingshausen gab es einmal einen Wachtmeister Vollrath, der früher bei meinem Vater in Diensten gestanden hat."

„Ach, den meine ich ja!" rief Herr von Waechter. „Natürlich! Den Wachtmeister Wilhelm Vollrath aus Willingshausen!"

„Den meinen Sie? Sie sagten doch Klara!"

„Na ja . . . seine Tochter Klara . . . natürlich! . . . Kennen Sie seine Tochter Klara nicht?"

Alexander runzelte die Stirn. Er hatte jetzt von diesem Geschwätz vollauf genug und stand auf.

„Nein," sagte er kurz. „Ich kenne sie nicht. Ich habe auch weiter kein besonderes Bedürfnis, Fräulein Klara Vollrath kennen zu lernen."

Herr von Waechter strich ungeheuer fröhlich mit seiner nicht ganz sauberen Hand durch das graue, straff hochstehende Haar und erhob sich.

„So, so. Sie kennen sie also nicht. — Na, dann wären wir ja schon fertig, Herr Prinz."

Er klopfte Alexander wohlwollend auf den Arm.

„Nichts vergessen?" fragte er sich dann und befühlte die Taschen seines grauen Gehrocks. „Nein."

Er schüttelte Alexander die Hand.

„Adieu, Herr Prinz. Wir sehen uns heute noch. Der ersuchte Richter muß diesen Abend leider!" — Herr von Waechter schien es von Herzen zu bedauern — „leider noch eine kleine, eine ganz kleine Vernehmung der fürstlichen Familie in die Wege leiten ... Es handelt sich da um eine Kleinigkeit ... Ich bin der Meinung, die Angelegenheit erfordert fünf Minuten Zeit, nicht länger ... Also adieu, Herr Prinz! Ich freue mich, daß wir schließlich doch noch so gut auseinanderkommen."

Er hob den Zeigefinger.

„Aber ein anderes Mal nicht warten lassen, was?"

Die Hände auf dem Rücken, den Kopf störrisch vorgeneigt, auf diese Art schritt der kleine gewaltige Mann zur Eisenpforte hinaus, die er nur mit Anstrengung öffnete.

Alexander ging langsam auf die großen gewölbten Fenstertüren des Saales zu und trat auf die schmale Veranda. Er umfaßte das rostige Eisen des Gitters und blickte hinunter. Gerade in diesem Augenblick begannen die Morgenglocken eines entfernten Dorfes jenseits der Felder zu läuten. Irgendwo krähte ein Hahn. Ein Diener ging mit einem silbernen Teebrett den Kiesweg am See entlang. Schräg unten saßen im Schatten der Markise die Herzogin und Gabriele schweigsam in ihrer tiefen Trauertracht auf der Seeterrasse und nahmen ihr Morgenfrühstück ein. Sie waren von Schwänen

umlagert, die sich im blauen Wasser zuweilen hoch aufreckten und mit machtvollem Flügelschlag in silbernem Sprühen die unteren Stufen der Terrasse benetzten.

Als Alexander daran dachte, daß inmitten all diesen Friedens sein Vater in einem kühlen Saal lag, war ihm, als habe sein Herz aufgehört zu schlagen.

Die Sonne begann heftiger zu brennen, und Alexander trat zurück.

Er ging durch die Gänge des Schlosses, in welchen die Totenkerzen brannten.

‚Etwas Neues ist in diesen Tagen hier bei uns eingebrochen!‘ dachte er. ‚Wie werden wir uns bewähren?‘

Später auf der Terrasse begrüßte er Gabriele und seine schöne junge Tante, die an der Brüstung stand und einige Stücke weißen Brotes in das blaue Wasser warf.

Als er sie sah, erinnerte er sich mit einem Male jener Frau, die ihm einstmals, vor hundert aberhundert Jahren, in der Oper zugelächelt hatte.

„Es ist Tag geworden,“ sagte Alexander geistesabwesend.

5

Man wartete auf Gabriele.

Herr von Waechter saß am Ende eines langen Tisches vor den Fenstertüren des Renaissancesaales und blätterte in einigen Akten. Der Fürst unterhielt sich leise mit dem Untersuchungsrichter Doktor Herwi, der für einen Augenblick neben ihm auf dem äußersten Rand eines der Stühle Platz genommen hatte und mit seinen weißen flachen Händen verlegen an den Oberschenkeln bis zu den Knieen entlangstrich. Der Fürst sprach huldvoll und ernst, mit verbindlichen Handbewegungen. Der rötlichschwarze Schnurrbart war heute breit ausgezogen und rechtwinklig aufgerichtet, so daß sich die Spitzen zu der Höhe seiner mattgrauen Augen erhoben. Der Amtsrichter sagte unaufhörlich, indem er den Kopf ruck-

artig vorschob: „Ganz recht Ew. Durchlaucht! Sehr wohl!“

Gerhart hatte sich auf derselben Bank niedergelassen, auf der heute morgen sein Bruder und der Oberstaatsanwalt gesessen hatten. Er lächelte scheu vor sich hin und spielte mit seinen Fingern. Manchmal warf er von unten her einen schnellen Blick auf Alexander, der sich breitbeinig und drohend, die Hände tief in den Taschen vergraben, an die holzgetäfelte Wand des Saales lehnte. Außerdem waren noch Brolawski anwesend und der Protokollführer des Untersuchungsrichters, ein flachsblonder Referendar, der sich von all diesen Vernehmungen sowohl für seine juristischen wie auch gesellschaftlichen Erkenntnisse Bedeutendes versprach, kopfschüttelnd die ‚echten Bilder‘ an der Wand und mit einem glühenden, nicht immer zurückhaltenden Interesse die fürstlichen Geschwister betrachtete, um daraus zu lernen, ‚wie sich diese Leute im allgemeinen benehmen‘!

Gerade als das Gespräch zwischen dem Fürsten und Herrn Doktor Herwi zu stocken begann, wurde die eisenknirschende Pforte des Saales geöffnet, und Gabriele trat ein. Sie ging sehr schnell und doch von der Last ihres schweren Trauergewandes ein wenig behindert durch den Saal. Im Schreiten grüßte sie die Herren des Gerichts — der Referendar schlug tobend vor Enthusiasmus die Hacken zusammen — und nickte ihren Brüdern freundlich zu, die sich erhoben hatten. Sie nahm auf einem der bequemen Stühle vor dem Tisch Platz, hielt einen Augenblick das Taschentuch an ihren Mund und ließ dann die Hände müde über die Armlehnen ihres Sitzes hängen. Ihre Augen waren vom Weinen leicht gerötet, denn sie hatte den ganzen Tag bei dem Leichnam ihres Vaters zugebracht. Von ihrem Sitz aus nickte sie noch einmal zum Fürsten hinüber, der sich, davon beglückt, wie ein Knabe vor ihr verneigte, und sah dann durch die gewölbten Fensterscheiben in den traumhaft undeutlichen Abendhimmel.

Der Untersuchungsrichter hatte sich auf seinen Stuhl zurückgezogen. Er legte die Wange demütig fast auf die Tischplatte und fragte Gabriele von unten herauf:

„Darf ich Ew. Durchlaucht bitten, uns die Episode mit der Statue des goldenen Panthers gnädigst erzählen zu wollen?"

Gabriele ließ nicht ab, durch die gewölbten Fensterscheiben in den blauen Abendhimmel zu blicken.

Sie berichtete mit etwas näselnder Stimme:

„Einige Stunden nach dem Diner ging ich mit meinen jüngeren Brüdern im Park spazieren, wo wir von gleichgültigen Dingen sprachen. Bei Anbruch der Nacht traten wir in die große Halle und blieben vor der Statue des goldenen Panthers stehen, um sie zu betrachten, denn mein Vater hatte sie erst vor einigen Tagen aus Paris nach Ludwigslust kommen lassen. Wir unterhielten uns darüber, ob der Reiter dem Panther verfallen sei. Mein Bruder Alexander meinte, er werde das Tier mit dem Speer töten. Darauf erwiderte ihm mein Bruder Gerhart in besonderem Ton: ‚Nein! Sondern der Panther erwürgt jetzt gerade den Reiter!' Das war um die Stunde des Mordes . . ."

Sie wandte ihr Haupt langsam über die Schulter dem Prinzen zu und fragte ermunternd:

„Nicht wahr, Gerhart?"

Gerhart sah scheu lächelnd und errötend vor sich nieder.

Er sagte ganz leise:

„Ja."

Herr von Waechter, der in den Akten geblättert hatte, fuhr herum. Er hielt seine Hand an das Ohr.

„Wie? — Was? — Ich habe nicht verstanden. — Ja oder nein?"

Gerhart sah ihm ungezogen und hochmütig ins Gesicht.

Eine Stille trat ein.

„Ja," sagte er plötzlich so laut, daß es durch den Saal schallte.

Der Fürst strich mit der Hand über das Gesicht, wie um ein Lächeln zu verscheuchen.

Herr von Waechter gab sich wiederum dem Studium der Akten hin.

Der Referendar hatte erstaunte Augen, öffnete töricht den Mund und kritzelte dann.

Alexander lehnte breitbeinig und drohend an der Wand.

„Aber was dachte sich der Herr Prinz dabei?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Daß meinem Vater jetzt eben etwas Schlimmes passiert sei,“ sagte Gerhart wieder ganz leise.

Herr von Waechter hob den Kopf und sah in die leere Luft.

„Wieso bitte? Weshalb? Aus welchem Grund? Hatten Sie dafür Anhaltspunkte?“

Gerhart schüttelte den Kopf.

„Nur so . . .“

„Der Herr Prinz hatten also bloß eine Ahnung,“ sagte der Untersuchungsrichter vermittelnd. „Etwas derartiges kommt ja häufiger vor.“

Brolawski machte dem Untersuchungsrichter vom Hintergrund aus Zeichen.

„Was wollen Sie?“ fragte der Untersuchungsrichter.

Alle sahen Brolawski an, der bescheiden vortrat.

„Ich glaube, die Ahnung meines gnädigen Prinzen erklären zu können,“ sagte er und verbeugte sich plötzlich erschrocken seitwärts vor Gabriele, als habe er eben jetzt erst gemerkt, daß sie im Saal anwesend sei.

„So?“ fragte der Untersuchungsrichter. „Dann bitte.“

„Ich muß vorausschicken, daß ich Astrologe bin,“ sagte Brolawski finster und sah mit seinen leeren Augen in die Luft.

Der Untersuchungsrichter wehrte ab.

„Ja, das wissen wir. Das haben Sie uns schon mehrmals erzählt.“

„Sehr wohl. Dann bin ich also der Mühe enthoben, mich über meine Studien des längeren auslassen zu müssen. Nur möchte ich doch immerhin sagen, daß mein toter Meister im Zeichen der Jungfrau geboren ist.“

„Toter Meister?“ fragte Herr von Waechter und hielt Brolawski das Ohr hin.

„Nun ja — mein verstorbener Fürst, Ew. Exzellenz! . . . Ich nenne ihn ‚toter Meister‘.“

Herr von Waechter hielt den Kopf wieder über die Akten. Er schüttelte sich vor Verwunderung.

„Toter Meister . . . sonderbarer Ausdruck . . . Also gut . . . meinethalben toter Meister! . . .“

Brolawski wartete bescheiden, bis Herr von Waechter mit seinen Ausstellungen fertig war.

„Am Sonntag nun“ — Brolawski wandte sich im Kreise den Geschwistern zu, — „wurde ich gewahr, daß Spica, dem Stern erster Größe in der Jungfrau, am Sonntagabend zehn Uhr zehn, bis zehn Uhr einundvierzig Gefahr drohe vom Mond. Was tat ich also, Ew. Durchlauchten? Meine Pflicht! Ich ging zum Prinzen Gerhart in den Wald. ‚Ew. Durchlaucht‘, beschwor ich ihn beinah schluchzend, ‚unserm Herrn Papa droht morgen eine große Gefahr! Lassen Ew. Durchlaucht ihn nicht allein ausreiten! Gedenken Sie der Iden des März! (Das war so ein Scherz von mir!) Noch ist es Zeit! Noch ist er vielleicht zu retten!‘ Jawohl, das sagte ich.“

Herr Brolawski verbeugte sich nach allen Seiten und trat zurück.

Man war allgemein verblüfft.

Alexander aber sagte, ohne seine Stellung zu verändern:

„Das ist doch gelogen!“

„Wieso?“ fragte der Untersuchungsrichter verwirrt. „Woraus schließen Sie das?“

„Gerhart, hat dir Brolawski gesagt, Papa drohe Gefahr?“

„Halt! Erlauben Sie!“ rief der Untersuchungsrichter halb aufgerichtet und hielt Alexander gleichsam mit der Hand zurück. „Sie dürfen hier keine Fragen stellen. Das muß ich tun.“

Er richtete den Kopf dienstbeflissen geradeaus und fragte Gerhart:

„Beruht die Aussage des Brolawski auf Wahrheit?“

Gerhart schob die Unterlippe vor und zuckte wegwerfend mit den Achseln.

„Er hat Sonntag im Wald Bemerkungen über meinen ältesten Bruder gemacht, sonst kein Wort!“

„Habe ich es nicht gesagt?“ rief Alexander triumphierend.

„Was? Alles gelogen?“ fragte der Untersuchungsrichter vollkommen verwirrt.

Der Referendar lachte still; er fiel bei jedem Atemzug in sich zusammen.

Der Fürst hatte die Beine übereinandergeschlagen. Er betrachtete Brolawski ernst und darauf Gabriele, deren rötliche Nasenflügel bebten.

„Was soll das, Brolawski?“ fragte der Untersuchungsrichter stirnrunzelnd. „Haben Sie den Herrn Prinzen Gerhart gewarnt oder nicht?“

Brolawski stand verlegen im Hintergrund.

„Wenn mein gnädiger Prinz ‚nein‘ sagt, dann habe ich ihn eben nicht gewarnt!“ erwiderte er, augenscheinlich beleidigt, daß man an Gerharts Aussage zweifeln könne.

Er setzte zögernd und fragend hinzu:

„Vielleicht hat mir meine Phantasie einen Streich gespielt —?“

Während jedermann, mit Ausnahme des Fürsten und des Oberstaatsanwalts, sich einer gelinden Heiterkeit über Brolawski hingab, ereignete sich etwas völlig Unerwartetes.

Herr von Waechter nämlich fragte plötzlich Alexander:

„Sie sagten, der Fürst habe die Fischgabel hingeworfen?“

„Wie Fischgabel? Was für eine Fischgabel?“ fragte Alexander verwundert.

„Bei jenem Diner am Sonntag!“ fuhr Herr von Waechter unbeirrt fort. „Sie haben ausgesagt, der Fürst habe seine Fischgabel klirrend auf den Teller geworfen. Man war also erst beim zweiten Gang?“

Gerhart stand auf.

„Ja — beim zweiten Gang,“ sagte Alexander . . .

„Alexander!“ rief Gerhart warnend.

Der Oberstaatsanwalt drehte sich sehr schnell nach der andern Seite um:

„Herr Fürst, wo haben Sie sich also von sechs Uhr fünfzehn bis zwölf Uhr drei aufgehalten?“

Der Fürst schien diese Frage gar nicht gehört zu haben. Er schwieg.

Der Oberſtaatsanwalt klopfte mit dem Knöchel ſeines Zeigefingers auf den Tiſch.

„Ich bitte zu antworten.“

Gerhart ging quer durch den Raum auf den Fürſten zu, beugte ſich zu ihm hinab und ſagte leiſe:

„Ludwig, jetzt mußt du antworten! . . .“

Der Fürſt legte den Arm um Gerharts Leib und zog ihn zu ſich heran.

Gerhart ſchmiegte ſich nah an das Antlitz des Fürſten und flüſterte:

„Du mußt jetzt ſprechen, Ludwig.“

Der Fürſt ſtrich ihm lächelnd mit der Hand über die Wange und ſagte:

„Mein Junge —“

Herr von Waechter wurde an der Naſe weiß vor Zorn.

„Ich warte auf Antwort,“ knirſchte er.

„Ja, Ew. Durchlaucht müſſen nun wohl irgend etwas angeben,“ ſagte der Unterſuchungsrichter beſcheiden.

Gabriele drehte ſich der Wand zu, wo Alexander ſtand.

„Aber Alexander, was iſt denn das?“ fragte ſie erſtaunt.

„Ludwig muß jetzt reden!“ rief Alexander laut und drohend über den Saal.

Der Fürſt zog Gerhart enger an ſich.

„Ja, Alexander,“ ſagte er ſpöttiſch, „ich glaube es jetzt beinah auch. — Nun, Exzellenz, wenn Sie es zu wiſſen wünſchen, — ich fürchte, Sie werden nicht viel davon begreifen —“

Er räuſperte ſich und berichtete dann ſchlicht, mehr ſeinen Geſchwiſtern zugekehrt als Herrn von Waechter:

„Ich bemühte mich, von ſechs bis ſieben Uhr ein Fuhrwerk oder Pferd zu bekommen, mit dem ich nach Willingshauſen gelangen konnte. Man hatte mir aber, wie Exzellenz ja wiſſen, auf Befehl meines Vaters jede Kommunikation mit der Außenwelt unmöglich gemacht. Um ſieben Uhr ſchickte ich dann Auguſt Schlend auf dem Fahrrad nach Willingshauſen mit der Ihnen bekannten Botſchaft, den Fürſten morgen entmündigen zu laſſen, falls er nicht unverzüglich zurückritte. Von ſieben bis zehn bin ich im Forſt ſpazieren gegangen.

Ich wollte von dem Ergebnis meiner Warnung nichts mehr wissen, denn ich war des Ganzen überdrüssig geworden. Deshalb ging ich ungefähr um zehn Uhr in die Kapelle, um am Grab meiner Mutter zu beten. Dort blieb ich bis ein Viertel vor zwölf und kehrte dann in das Schloß zurück."

Herr von Waechter fuhr auf. Er rief, indem er mit der Hand auf den Fürsten zeigte:

„Die Kapelle liegt am Rand des Parks. Zehn Wagen, Reiter, Tragbahren haben an diesem Abend die Kapelle passiert! Dorf und Schloß waren in Aufruhr! Sie haben von alledem nichts gemerkt, Herr Fürst!"

Der Oberstaatsanwalt lachte verächtlich und warf erregt ein paar Akten aufeinander.

Ein Lichtschein der Abendsonne drang durch die gewölbten Fenster und ließ den Parkettboden vor Ludwigs Füßen aufleuchten wie ein nächtliches Meer.

„Doch, Herr Oberstaatsanwalt," sagte der Fürst ernst und schlicht wie zuvor, „ich habe alles gemerkt und habe auch gewußt, daß meinem Vater nun ein Unglück zugestoßen war. Aber ich habe die Welt in meinem Gebet vergessen und bin in der Kapelle geblieben, bis ich genug Kraft fand, zu meinen Geschwistern zurückzukehren."

„Bravo!" rief Brolawski aus. „Ausgezeichnet! . . . Adieu, Herr Oberstaatsanwalt! . . . Glückliche Reise! . . . Jetzt muß er weg, denn der Herr Minister pfeift! . . ."

In der Tat, das Unerwartete ereignete sich: der Oberstaatsanwalt schlug, ohne noch ein Wort zu sagen, die Akten zusammen, warf sie in seine Mappe und lief mit rapiden Schritten, ohne jemandem auch nur einen Blick zu schenken, mit einem fürchterlichen Ernst auf den Zügen, fluchtartig auf die Pforte des Gemaches zu, wo die Götter im Titanenkampfe wüteten und rasten. Ihm folgten der Untersuchungsrichter und der Referendar, deren Gesichter unbrauchbar und schlaff vor Verständnislosigkeit waren.

Plötzlich aber drehte sich Herr von Waechter um und hielt dicht vor dem Fürsten an.

„Ich habe ein Telegramm des Ministers! Man will keine politischen Skandale vor den Wahlen! Man läßt

Sie laufen! Ich nehme meinen Abschied! Aber Sie sind der Mörder! Verstanden? Sie! Sie! Und kein anderer!"

Der Oberstaatsanwalt stieß bei jedem „Sie" den Kopf wie ein wütender Stier gegen das Gesicht des Fürsten.

Ludwig sah ihm ruhig zu.

„Sie werden jetzt gut tun, Ludwigslust schnell zu verlassen," sagte er.

„Ja, ich werde gut tun! Ich werde sogar sehr gut tun! Das sind so die in Ihren Kreisen üblichen Redensarten! Aber ich werde noch besser tun, Sie zu verhaften! Verstanden? Das darf ich nicht, das hat man mir verboten! Aber wir sprechen uns noch, wir sehen uns noch! Mörder! Guten Abend!"

Die Hände mit der Aktenmappe auf dem Rücken verschränkt, so schritt er mit energisch niedergedrücktem Haupt aus der Tür, von Brolawski mit hämischen Verneigungen und sinnlosen Ausrufen begleitet.

Gabriele war aufgestanden. Sie hielt sich rücklings an der Lehne ihres Sessels fest und blickte dem Fürsten entsetzt in das Gesicht.

„Was war denn das eben?" fragte sie verwirrt.

Sie blickte sich hilfesuchend um und ging mühsam, mit rauschenden Schritten auf den Fürsten zu. Mitten auf ihrem Weg, im Lichtschein der Abendröte, blieb sie stehen und strich mit der Hand eine Strähne ihres Haares zurecht.

„Aber Ludwig . . . was war denn das?" fragte sie noch einmal.

Sie winkte Alexander hastig zu sich heran, richtete das Gesicht sehr hoch auf und streichelte bebend sein Kinn mit der vollen Hand:

„Alexander, mein Freund . . ." sagte sie erstickt, „was hat das eben bedeutet?"

Alexander glitt an ihr hinab. Wie zu einer Gottheit flehend umschlang er ihre Kniee und verbarg seine Stirne in ihrem Schoß.

„Gabriele . . . das Ende . . .", flüsterte er in die Nacht ihres Gewandes.

Achtes Kapitel

Die Tochter des Wachtmeisters

I

Klara Vollrath, welche der Oberstaatsanwalt in der Unterhaltung am Morgen mit unverkennbarer Schadenfreude erwähnt hatte, war als einziges Kind des Wachtmeisters Wilhelm Vollrath und seiner Frau Luise in Willingshausen aufgewachsen.

Ihr Vater, welcher der Sohn eines Willingshausener Schmiedemeisters war, hatte dereinst, als Ludwig Alexander noch dem Offiziersstand angehörte, bei dem Erbprinzen die Dienste eines Burschen verrichtet, war dann schnell avanciert und hatte es später bei den Willingshausener Kürassieren bis zum Wachtmeister gebracht. Kurz bevor er von der Garde zu den Herfurthischen Kürassieren versetzt worden war, hatte er sich mit der Tochter eines wohlhabenden Schmiedemeisters, Luise Doell, verheiratet, mit der er in einer vernünftigen glücklichen Ehe zu leben schien.

Wenn Klara als Kind im Vorderstübchen der kleinen elterlichen Kasernenwohnung vor sich hinträumte, so blickte sie bisweilen mit pochendem Herzen zu einer farbigen Photographie hinauf, die auf dem Ofensims stand; sie stellte ein Mädchen von ungefähr acht Jahren dar, in einem pelzverbrämten braunen Kleidchen, die Schultern frierend vor Jugend und Anmut hochgezogen, die hellen, schmalen Augen rätselhaft ins Weite gerichtet. Es war Gabriele Herfurth.

Von diesem Bildnis empfing Klara die ersten Eindrücke dessen, was im Leben schön und erstrebenswert sein konnte. Sie weinte oft des Abends in ihrem Bett vor Sehnsucht nach diesen weißen, ineinandergefalteten

Händen, nach diesem Haar, diesem Kleid, und sie setzte ihre nächtlichen Träume von einer unwahrscheinlichen Freundschaft zu diesem Mädchen auch am Tage fort: als das tiefste aller Geheimnisse barg sie dieses Bild in ihrem Herzen.

Eines Sonntagnachmittags, als der Wachtmeister und seine Frau zusammen mit zwei Unteroffizieren und deren Familien durch den Ludwigsluster Forst wanderten, begegnete ihnen ein Wagen, in welchem der Fürst mit seiner Tochter saß. Klara marschierte gerade an der Hand ihres Vaters träumend dahin, als sie heftig von ihrem Weg zurückgerissen wurde. Sie blickte ängstlich in das Gesicht des Vaters auf und bemerkte, obwohl sie noch ein Kind war, wie sehr sich die Züge seines Gesichts verändert hatten, wie tief er erblaßt war, als er sich anschickte, dem Fürsten, der ihm zunickte, die Ehrenbezeugungen zu erweisen. Klara begriff, daß dies hier der fürstliche Wagen gewesen sei und daß in ihm Prinzessin Gabriele gesessen habe. Sie hatte darauf ein Gefühl, als trinke der Waldboden durch ihre Fersen hindurch das gesamte Blut ihres Körpers. Sie fiel hin und verblieb zum Erschrecken ihrer Eltern einige Minuten in einer tiefen Ohnmacht.

Das zweite bedeutende Ereignis ihrer Jugend fand wenige Jahre später statt.

Ihr Vater war vor kurzem gestorben. Irgend etwas Unheimliches hatte sich mit ihm begeben, er war eines Nachts davongegangen, und später hatte man ihn tot ins Haus gebracht. Die Witwe des Wachtmeisters bewohnte jetzt mit ihrer Tochter einige Zimmer in der Schneidergasse am Wall. Alle Möbel waren neu, alles deutete auf Wohlhabenheit hin. Klara war von der Schule zurückgekehrt und blickte durch das geöffnete Fenster in die Vorderstuben. Ein fremder Herr, der, wie Klara bemerkte, elegante weiß und schwarz karierte weite Beinkleider trug, stand im Hintergrund, fuchtelte mit dem goldenen Handgriff seines Spazierstockes in der Luft herum und redete mit Klaras Mutter, wobei er so laut lachte, daß es über die Straße schallte. Sie hörte die Worte: „... nach drei Jahren wiedergesehen ..."

und „... immer noch jung und schön ..." Plötzlich trat der Herr ganz schnell auf die Mutter zu und legte seinen Arm so weit um ihre Hüfte, daß seine Hand auf ihre Gürtelschnalle zu liegen kam; mit der andern aber umfaßte er von unten das Kinn und die Wangen der Mutter, brachte ihr Gesicht mit einem heftigen Schwung in die Nähe des seinen und küßte sie zwar lachend, doch in einer gewaltsamen Art auf den Mund. Klara ließ die Schulmappe fallen und lief, von Entsetzen gejagt, die Gasse hinab und in die Lange Straße hinein. Bald aber besann sie sich, blieb stehen, dachte mit zusammengezogener Stirn nach, begann abermals zu laufen, diesmal jedoch nach einer ganz bestimmten Richtung: sie wollte die Landstraße Willingshausen-Jever erreichen.

Nach einigen Minuten war sie am Jeverer-Tor angelangt und ging nun in der Sonnenhitze des Sommermittags geradeaus die Landstraße hinunter, wobei sie sich bei jedem dritten Schritt umdrehte. Kurz vor dem Dorf Oberwiesengrund machte sie halt. Im spärlichen Schatten eines Kirschbaumes ließ sie sich in dem Graben der Straße nieder und blickte nach dorthin zurück, von wo sie gekommen war. Ihre grünen Augen hatten einen fanatischen Ausdruck angenommen. Sie hätte drei Tage hier ohne Nahrung zubringen können.

Nach Verlauf von vier und einer halben Stunde zeigte sich, nachdem schon zuvor mancherlei Wagen die Straße passiert hatten, ein Gefährt, dem Klaras Aufmerksamkeit galt. Als es im schnellen Trab seiner kräftigen Pferde an ihr vorüberrollte, sprang Klara auf und lief dicht an den Rädern des Wagens mit.

Fürst Ludwig Alexander zu Herfurth, der darinnen saß, eine erloschene Zigarette zwischen den Zähnen, sah das Kind flüchtig an, drückte sich dann in eine Ecke und schloß die Augen, da er schläfrig war. Er war es gewohnt, die Dorfkinder eine Strecke neben seinem Gefährt einherlaufen zu sehen. Als er aus seinem ‚Druseln' — so pflegte er diese Art von Schlaf zu nennen — erwachte, war der Wagen gerade im Begriff, in den Forst von Ludwigslust einzufahren. Das Kind aber lief, obwohl der Wagen mittlerweile einige Kilometer zurückgelegt

hatte, immer noch dicht neben seinen Rädern einher. Es spähte beim Laufen mit einem drohenden Ausdruck in den Wagen, als suche es dort einen bestimmten Gegenstand.

„Na, geh doch fort!“ rief der Fürst ärgerlich; aber, da er sie genauer betrachtete, stutzte er.

„Halten!“ rief er seinem Kutscher zu, dessen Rücken er mit dem goldenen Griff seines Stockes berührte.

Der Kutscher zog an, der Leibjäger mit wehendem grünem Federbusch neben ihm, Karl Messerschmied, stieg auf einen Wink umständlich vom Bock und fragte nach den Befehlen seines Herren.

„Komm mal her!“ rief Ludwig Alexander mit einem leichten Aufwerfen seines Kopfes dem Kinde zu, das nun stehengeblieben war; es keuchte ein wenig, doch schien der Lauf seiner behenden Füße dem schlanken gesunden Körper wohlgetan zu haben.

Klara verblieb ohne Regung. Sie sah dem Fürsten mit ruhigem Blick ins Gesicht.

Karl Messerschmied stand neben ihr.

„Na willst du wohl!“ schnauzte er leise. „Seine Durchlaucht wird dir jetzt was schenken!“

Aber Klara rührte sich nicht. Sie zog nur ihre Mundwinkel bei dem Anhören von Messerschmieds Worten ein klein wenig herab, wie jemand, der zu einem frechen Knecht spricht: dein Herr wird mich sogleich mit Ehrfurcht begrüßen.

Und seltsam, Ludwig Alexander nahm die Staubdecke von den Beinen und neigte sich freundlich zum Wagen hinaus.

„Wie heißt du denn, mein Kind?“ fragte er.

Das Kind antwortete nicht.

„Bist du nicht die Tochter von der Frau Wachtmeister Vollrath?“

Das Kind antwortete nicht. Plötzlich nickte es — so heftig, daß sein Kinn den blauen Kattunstoff über der Brust berührte.

„Komm doch einmal näher,“ sagte der Fürst und winkte mit der Hand.

Klara trat mit kindlich schleichenden Schritten, als

gelte es einen Schlafenden zu wecken, an den Wagen heran. Sie fühlte sich mit einem vergnügten Ausruf des Fürsten in die Höhe gehoben, und gleich danach fuhr sie, auf Ludwig Alexanders Knieen, mit den prächtigen Füchsen in den Wald hinein.

Der Fürst legte seine Hände um ihren Leib.

„Warum bist du denn vorhin so schnell vom Fenster fortgelaufen?"

Klara sah gerade vor sich hin auf den Rücken des Kutschers.

„Na, du bist wohl stumm wie ein Fisch, was?" rief der Fürst und strich ihr über das Haar, das sich im Wind bewegte.

Klara nickte heftig.

„Ja, bist du ein Fisch?" rief Ludwig Alexander vergnügt.

Klara nickte abermals.

Der Fürst war damals, drei Jahre nach dem Tod seiner Frau, noch jung und oft froh gelaunt. Wie gut ging er mit seinen Kindern Gabriele und Alexander in solchen Stunden um!

„Karl!" rief er seinem Leibjäger zu. „Sieh einmal, was wir da für einen niedlichen kleinen Fisch im Wagen haben!"

Karl brummte etwas, ohne sich umzusehen.

„Hast du Angst vor mir?" fragte der Fürst plötzlich ernst und beugte sich vor, um dem Kind besser ins Gesicht sehen zu können.

Klara begegnete ganz ruhig seinem Blick und betrachtete sich dann seinen schwarzen Schnurrbart. Nach einer Weile schüttelte sie den Kopf.

Der Fürst war von diesem Blick betroffen. Er brachte seinen Mund langsam an ihren und küßte ihn mit halb geöffneten Lippen. Das Kind schloß bei dieser Liebkosung die Augen. Es fiel abermals in eine Ohnmacht, diesmal freilich nur einige Sekunden, kaum daß Ludwig Alexander etwas anderes gehört hätte als einen kleinen erstickten Laut aus ihrer Kehle.

„Ist dir nicht wohl?" fragte Ludwig Alexander besorgt.

Klara umschlang den Hals des Fürsten und lehnte

ihren Kopf an seine Brust, an seine helle duftende Krawatte.

Ludwig Alexander küßte noch einmal Klaras blondes Haar und berührte ihre zwei Zöpfe mit den Lippen.

Kurz bevor der Wagen in die Kastanienallee einbog, setzte der Fürst das Kind neben sich auf den freien Platz. Er hatte bereits Klaras Anwesenheit so gut wie vergessen. Er dachte an etwas ganz anderes.

Als der Wagen vor dem Portal hielt, fragte er den erstaunt hinzutretenden Haushofmeister, ob heute noch ein Wagen in die Stadt ginge. ‚Ja,' war die Antwort, ‚Friedrich Gaude müsse heute noch mit der Break in die Stadt.' — ‚Man solle dem Kind hier neben ihm zuvor Milch und Kuchen reichen und es dann zu der Witwe des Wachtmeisters Vollrath nach Willingshausen fahren.' Darauf streichelte er dem Kind zerstreut die Wangen, strich mit dem Zeigefinger ein klein wenig über Klaras rote Lippen, nickte ihr zu, wandte sich um, legte seinen Arm auf Karl Messerschmieds Schulter und sagte:

„Ein schönes Kind, was?"

Hierbei schlug er sich mit der linken Faust, in welcher er seinen Stock hielt, auf die Lende.

Klara wurde einige Stunden später nach Willingshausen gefahren, wo ihre Mutter sie ohne ein Wort des Vorwurfs mit übelwollendem Schweigen empfing.

Seit diesem Tag war Feindschaft zwischen ihnen beiden.

Klara wuchs heran. Wer sich die Mühe genommen hätte, sie zu beobachten, hätte mit Erstaunen wahrnehmen können, wie eine jede Nacht ihren Körper zu immer größerer Vollkommenheit ausbildete. Sie war ehedem von nicht erheblich größerem Wuchs gewesen als ihre Altersgenossinnen in der Schule. Jetzt zeigte es sich, daß sie demnächst alle andern überragen werde. Als sie eingesegnet wurde, verwunderten sich alle Bewohner der Stadt, daß hier in ihrer Mitte ein unvergleichlich schönes Mädchen aufgewachsen war.

Sie setzte den Plänen ihrer Mutter, sie irgendeiner Beschäftigung zuzuführen, den heftigsten Widerstand entgegen, denn sie fühlte, daß jede Tätigkeit sie herabsetzen müßte. Dafür ging sie während des ganzen Tages

spazieren, immer einsam, das Haupt ein wenig geneigt und die Gedanken voll süßer Träumereien. Ihre Hinneigung galt den Blumen, die sie auf ihren Wegen fand; selten pflückte sie eine, aber sie kaufte sich zuweilen bei dem Gärtner am Markt rote Rosen, hauptsächlich im Winter, wenn die Felder draußen verschneit waren und keine Hoffnung boten, daß es je noch Blumen auf der Welt geben werde.

Als Klara sechzehn Jahre alt war, ereigneten sich in der Stadt kurz hintereinander zwei außerordentliche Begebenheiten.

Ein Schüler des Pädagogiums, der Sohn des Forstmeisters, hatte auf eine dreifache Art seinem Leben ein Ende bereitet. Er hatte sich im chemischen Laboratorium Gift zubereitet, einen Revolver erstanden und ein Ruderboot gemietet, mit welchem er einen halben Tag lang den Regen stromabwärts fuhr. Am Nachmittag erhob er sich in seinem Boot, führte das Gift an seine Lippen, schoß sich eine Kugel in den Mund und fiel rücklings in den Fluß. Auf seiner Brust fand man später eingeritzt mit der Spitze eines Dolches, welchen er zuvor in eine ätzende Flüssigkeit getaucht haben mußte, damit die Narbe niemals heilen könne, die Worte geschrieben: Klara Vollrath. Es war der erste Fall eines Schülerselbstmordes in der Willingshausener Gegend, und er erregte das ungeheuerste Aufsehen. Der Knabe hatte niemals mit Klara gesprochen, er hatte sie nur gesehen, auf den Straßen, in den Feldern, bei einem Schülerkonzert, des Sonntags in der Kirche — er hatte dieses ganze letzte Jahr nichts anderes getan als Klara zu sehen.

Vier Tage später ereignete sich der zweite Fall dieser Art. Man stand in den Osterferien. Zwei Knaben, Otto Bauer und Helmut von Osten, wanderten durch das Land, um das Gebirge zu erreichen, das Gebiet der Grauwacke, wo das schweigsame Geschlecht der Köhler und Bergarbeiter wohnte. Die Freunde nahmen in den Dörfern ihre Mahlzeiten ein, badeten sich in den Teichen und verbrachten die Nächte in fröhlichen und herrlichen Gesprächen am Ufer eines Baches, im Wald oder auf den Hügeln, wo das untenliegende Land in einem silbernen

Nebelmeer zitterte und bebte. Zuweilen sprachen sie von dem Tode ihres Kameraden und blickten dann scheu zu den Sternen auf, denn sie waren gewiß, daß er jetzt dort oben wohne. Wenn sie den Mund auftaten, um von Klara zu reden, so geschah es mit Haß und Verachtung. In ungleichmäßigen Schritten gingen sie vor ihrer nächtlichen Ruhestätte auf und nieder und sprachen von ihren Zielen, von ihren Ideen, von ihrer Begeisterung für große Dichter oder sangen Lieder, verworrene Duette, nicht immer kunstvoll vorgetragen, doch hilflos vor Leidenschaft. ‚Läßt Liebesglut dich still nicht werden, in kühler Erden, da schläfst du gut und ohne Pein, wirst ruhig sein.‘ Aber eines Morgens erwachte Otto durch einen Schuß, der ganz in seiner Nähe gefallen war, und gleich darauf fühlte er, wie sich eine dunkele Masse auf seinen Körper senkte. Er sprang empor und sah Helmut an der Schläfe bluten. Der Freund hatte sich beim Aufgang der Sonne am Waldesrand erschossen und war über Ottos Antlitz niedergefallen. Nach einigen Minuten verschied er mit einem schmerzlich süßen Lächeln auf den Lippen. In der erkalteten Hand aber hielt er einen Brief umklammert, der mit hundert Ausrufen davon Kunde gab, daß dieses Mädchen, ihr blondes Haar, das er nie berührt, ihre grünen Augen, die ihn niemals angeschaut, ihre Hände, die er niemals geküßt, daß Klara Vollrath auch ihn in den Tod getrieben hatte.

Klara hörte mit Verwunderung von diesen Begebenheiten; mit Erstaunen nahm sie wahr, daß sie zum Gegenstand eines allgemeinen Unwillens in der Stadt wurde. Obwohl jedermann wußte, daß sie kaum die Namen der beiden Knaben gekannt hatte, so blieb dennoch der Makel an ihr haften, zwei junge Menschen dem Nichts zugeführt zu haben.

Sie besuchte eines Abends den Friedhof der Stadt und ließ sich von einem der Gärtner die Ruhestätten der jungen Selbstmörder weisen. Eine Zeitlang blieb sie gedankenlos vor den kranzbedeckten Gräbern stehen und spürte nichts in ihrer Brust als ein flüchtiges Bedauern, mit leeren Händen hierher gekommen zu sein, ohne Blumen, ohne diese dunkelroten Rosen, die sie vor-

hin am Markt hatte kaufen wollen. Es war unterblieben, weil sie in diesen Tagen die Nähe, das Gesicht eines Menschen fürchtete. Der Himmel war über den Weingärten und fernen Laubwäldern der umliegenden Stadtgebiete groß und weit geworden, voll unablässig wandernder Bilder: er umspannte in mächtiger Gebärde ein purpurnes Sonnengewölk mit oft verdeckten goldenen Sternen und den bleichen jenseitigen Mond in der tiefen frischen Bläue des Ostens. Eine Greisin schritt, auf eine Krücke gestützt, an den Gräbern vorbei. Als sie Klara erkannte, riß sie die erloschenen Augen auf und nickte dann betroffen vor sich hin. Sie zürnte nicht, von ihren Lippen kamen keine Verwünschungen — über ihr Gesicht war eine uralte Weisheit längst entschwundener Völker ausgebreitet, die sich in diesen Zügen wieder begegneten und die sich grüßten.

Klara stöhnte jetzt doch ein klein wenig auf und faltete die Hände schmerzlich ineinander. Es war nicht der Hingang der Knaben, der sie bewegte, es war die Ahnung von der Fremdartigkeit ihres Lebens. Sie erblickte ihr Schicksalsbild, welches der Wind in dieser Stunde von den Sternen her an ihrer sanften Stirn vorüberführte. Als sie sich umwendete, gewahrte sie die Greisin, die in den Himmel starrte, als habe sich dort ein Wunder begeben.

In dieser Nacht erhob sich Klara von ihrem Bett, das neben dem Bett ihrer Mutter stand, zündete ein Licht an und holte einen kleinen Spiegel von der Wand. Sie betrachtete sich lange Zeit mit großer Aufmerksamkeit. So also war ein Gesicht beschaffen, das die Menschen ‚schön' nannten; so mußte ein Auge sein, so ein Mund und eine Stirn, daß ihr Anblick allein ein fremdes Menschengesicht wie eine gleichgültige Maske zu Staub machen konnte. Jetzt begriff sie zum erstenmal die Ursache eines Gefühls, das sie seit ihrer Kindheit in der Brust getragen hatte: ihre Entrücktheit von den Menschen, die traumwandelnde Sicherheit eines jeden ihrer Schritte, die pochende Ahnung eines kommenden Glückes und die Gewißheit, daß ihre Füße wie im Licht eines immerwährenden Sieges gebadet schienen. Dies alles fand

also jetzt seine Bestätigung und seinen Ausdruck in ihrer ‚Schönheit', so also war es um ‚Schönheit' bestellt. Sie erinnerte sich eines ganz bestimmten Ausspruches, den sie einstmals gehört hatte: „Ein schönes Kind, was?"

Als Klara mit glühenden Wangen wieder in das Bett stieg, sah sie die feindseligen Blicke ihrer Mutter auf sich gerichtet. Klara begegnete ihnen mit einem Lächeln, das hinfort nur selten aus ihren Augen entwich.

Seit jenem Tage verstärkte sich in ihrer Seele eine Eigenschaft, die schon seit ihrer frühesten Jugend die Menschen in Erstaunen gesetzt hatte: ihre große und beinah rührende Schweigsamkeit. Es schien, als habe die Natur in ihr einen Menschen geschaffen, dessen Mund sich mit innerer Notwendigkeit jeder unnötigen Frage oder Mitteilung verschloß, obwohl er der freundlichsten und mildesten Worte fähig gewesen wäre. Es war schwer, eine Unterhaltung mit Klara zu führen, es war nahezu unmöglich, und manch einer von den jungen Leuten der Stadt, von den Schülern der Bergakademie, den Landwirten, Kaufleuten oder Bureaugehilfen trat mit einem schmerzlichen Gefühl des Unerreichbaren, ja oft mit einer hoffnungslosen Sehnsucht in der Brust von ihr zurück. Sie sagte „Ach?" und „Gewiß!", sie sagte mit einem holden Erschrecken „Wirklich?", und zuweilen, wenn sie gefragt wurde, war ihre Antwort nicht „Ja" oder „Nein", sondern sie stieß einen kleinen Ton aus der Kehle, der daheim bei ihrer Mutter in der Verschiedenheit seiner Färbung bald als Bejahung, bald als Verneinung angesehen war.

Als Klara im darauffolgenden Winter eines Abends von einem ihrer einsamen Spaziergänge in die Stadt zurückkehrte, wurde sie von einem jungen Offizier der Garnison mit tiefer Ehrerbietung begrüßt und angesprochen. Es war ein hübscher blutjunger Kürassier, der in verwirrten Worten um die gnädige Erlaubnis bat, Klara einige Schritte begleiten zu dürfen. Unter den jungen Leuten der Stadt war es hinreichend bekannt, daß Klara in derartigen Fällen, die sich täglich zutrugen, mit gesenkten Augen weiterzuschreiten pflegte, ohne daß ihr Antlitz die mindeste Wirkung einer solchen

Begebenheit getragen hätte. Hiervon war der Kürassier, Herr von Wengelin, wohl unterrichtet, und so geschah es, daß ihm, nachdem er sich zu seiner Tat einen Mut gefaßt hatte, die Worte im Munde erstarben und er, der Klara seit einigen Monaten mit einer jungglühenden Leidenschaft von ferne liebte, eine trostlose Öde empfand, ja beinah Angst vor seiner Stube und vor allen folgenden Tagen, die er einsam darin verleben sollte. Aber siehe da, Klara neigte zustimmend das Haupt und sagte leise: „Ja."

Sie, die niemals bei ihren Gängen auf der Straße die Augen erhob, wußte dennoch sehr wohl, was um sie herum vorging, mit dem sekundenschnellen Blick aus den Winkeln ihrer Lider gewahrte sie alles, was ihr verlohnend schien. Mit unbegreiflicher Schnelligkeit nahm sie die Eindrücke in sich auf und verarbeitete sie in ihrem Blut. Ein einziger zufälliger Augenaufschlag, durch den sie wahrnahm, wie beispielsweise die Frau eines Offiziers in schnellen Schritten, vorgeneigt, leicht in den Hüften gekrümmt, mit aufgerafften Röcken über die Straße hinweg ihren Wagen erreichte, ein derartiges Erlebnis wurde von Klaras Blut aufgesogen wie etwas, das ihr bislang gefehlt und das dennoch von jeher seine Notwendigkeit gewesen war. Sie hatte niemals Gelegenheit gehabt, den Umgang mit den höheren Ständen zu pflegen, aber sie ahnte von einer einzigen schnell beobachteten Gebärde aus den ganzen gesellschaftlichen Aufbau unserer Zeit. So hatte sie auch mit einem flüchtigen Gefallen den jungen Kürassier unter der Flut von Männern ihrer Stadt unterschieden.

Der Kürassier, durch Klaras Zustimmung ermutigt, wenngleich noch immer verwirrt, begann mit scharfen und verzweifelt frischen Worten in die Luft zu sprechen, wobei er sich Klara mit der übertriebensten Höflichkeit halbseitig zuwandte. Als Klara ihm nun mit nur wenigen, beinah unhörbaren Lauten antwortete, fühlte er sich schnell eingeschüchtert und redete allerhand törichte Dinge, deren jedes ihm selbst seine Niederlage zu verkünden schien: er sagte etwas von der ‚Gnädigsten als der schönsten Dame unserer Garnison', er sprach von

den jüngsten ‚Katastrophen', die sich unter den ‚Bengels' zugetragen hätten, darauf ganz unvermittelt von seiner Fuchsstute, die noch nicht recht ‚pariere'; bis er, völlig deprimiert über seine Zunge, mit Klara vor dem Haus der Frau Vollrath stehen blieb. Da er schon alles für verloren ansah und fürchten mußte, Klaras Anblick möchte ihm für immer entschwinden, raffte er sich in der Verwirrung seines Geistes zu einer sonderbaren Lüge auf: er behauptete nämlich, heute gleichsam der Abgesandte des Regimentes — er sagte ‚des Ree'ments' — gewesen zu sein, mit dem Auftrag, Klara zum Offiziersball am nächsten Sonnabend einzuladen. Klara, die mit der Spitze ihres Schirmes kleine Figuren in den Schnee zeichnete, stutzte bei diesen Worten. Es war ihr bekannt, daß dieses Fest als das vornehmste und abgeschlossenste in Willingshausen galt. Sie fragte zweifelnd: „Ja wirklich?" und der Offizier antwortete in der vollkommensten Bestürztheit: „Auf Ehre, Gnädigste!"

Darauf nickte ihm Klara freundlich zu, wobei sie ihm zum erstenmal ins Gesicht zu blicken schien, stieg die drei granitenen Stufen zur Haustür hinauf und zog den Glockenstrang, der lange und laut schellend durch das Haus der Mutter drang.

Am folgenden Tag schlug der junge Kürassier im Kasino auf den Tisch und rief:

„Kinder, ich habe gestern die Vollrath nach Hause begleitet!" Er sagte „die Vollrath", obwohl er Klara in seinem Innern die zärtlichsten und ehrfürchtigsten Namen gab. Wengelins Mitteilung wurde von den Offizieren mit großer Begeisterung aufgenommen. Man forderte ihn stürmisch auf, sein Abenteuer zu erzählen. Er gab einen wahrheitsgetreuen Bericht und verschwieg auch nicht, daß er sich Klara gegenüber als Abgesandter des Offizierkorps bezeichnet habe, der die Einladung zum Regimentsball überbringen sollte. Als man hiervon hörte, war man allgemein betroffen; da aber Herr von Wengelin bei seinen Kameraden beliebt war, beschloß man, die Angelegenheit dem Obersten und den Damen des Regiments zu unterbreiten. In der Tat gelang es den Bemühungen der Herren, die Einladung

durchzusetzen; die Neugierde der Damen trug das übrige bei. Man betrachtete die Einladung als einen amüsanten gesellschaftlichen Versuch, den man sich einmal leisten wollte.

Als Klara am Abend in den Kasinosaal trat, zeigte sie das unbefangenste Wesen. Einen Augenblick stand sie, die Tochter von Schmiedemeistern und Soldaten, in der Blutfülle ihrer sechzehn Jahre allein inmitten einer fremden Menge an der Tür, bis sich Herr von Wengelin ihr auf das lebhafteste beigesellte und sie zu der Gräfin Einsiedel führte, einer christlich gesinnten, überaus gütigen Frau, der rangältesten Dame der Garnison. Die Gräfin kannte Klara von einem Besuch, den diese ihr tags zuvor gemacht hatte und protegierte sie nachdrücklichst. Sie hob diese ganze Einladung sogleich in eine ernstere Sphäre und küßte Klara beim Empfang auf die Stirn, worüber man sich insgeheim belustigte. Als Klara den anwesenden älteren Damen vorgestellt wurde, erinnerte sie sich einer sehr einfachen Beobachtung, die sie im vergangenen Winter in der Willingshausener Konzerthalle gemacht hatte: ein junges Mädchen war bei der Begrüßung einer älteren Dame mit einer wunderbaren Flüchtigkeit der Bewegung in das Knie gesunken und hatte sich mit den Lippen über die dargebotene Hand geneigt. Diese alltägliche Gebärde, von Klara längst vergessen, trat ihr jetzt deutlich in das Bewußtsein zurück und wurde ihr in derselben Sekunde zu eigen. Mit der ganzen Unberührbarkeit ihres Wesens, ja mit einer instinktiv kühlen Interesselosigkeit wiederholte sie mehrere Male die Kniebeugung und den Handkuß. Andererseits, als Herr von Wengelin sie mit vielen seiner Kameraden bekannt machte, blickte sie mit halb gesenkten Augen auf die Verbeugung der Herren hinab und richtete ihre Blicke dann gleichgültig in das Getriebe der Menge.

Ihre Worte waren von großer Zurückhaltung und zugleich von einer kindlichen Höflichkeit; sie wiederholte in ihrer Antwort jede an sie gestellte Frage. Als die Gräfin Einsiedel zu ihr sprach:

„Sie sind in Willingshausen geboren, liebes Fräulein?“ antwortete Klara:

„Jawohl, Frau Gräfin, ich bin in Willingshausen geboren. Mein Vater war Wachtmeister im Regiment."

Die Gräfin sagte lebhaft: „Ich habe ihn wohl gekannt, liebes Fräulein Vollrath. Mein Mann hat ihn stets hochgeschätzt. Er war dennoch ein sehr braver Mensch."

Klara empfing diese Worte wie eine wohlverdiente Huldigung an ihr Geschlecht. Später fiel ihr ein, daß die Frau Gräfin ‚dennoch' gesagt hatte, aber sie war der dunkelen Andeutungen gewöhnt; sie hatte niemals nach dem Grund geforscht, denn das Leben ihres Vaters war lang dahingegangen und ohne Bedeutung für sie! Man betrachtete sie allenthalben mit großer Neugierde. Es war interessant und absonderlich, die Tochter eines Wachtmeisters in der Gesellschaft zu wissen, ein Mädchen, um derethalben noch kürzlich zwei Knaben in das Grab sinken mußten. Man wunderte sich, daß an ihrem einfachen perlgrauen Kleid jeder, auch der geringste Schmuck fehlte, desgleichen an ihrem Haar, ihrem Hals und ihren Händen. Allein an ihrer Brust trug sie einige Veilchen; sie rührten von einem großen Strauß her, welchen ihr Herr von Wengelin am Nachmittag geschickt hatte.

Um Klaras Gestalt war ein Duft wie von Gras und Blumen. Ihre grünen Augen hatten auf ihren Wanderungen durch die Umgegend viel von der frischen Natur gesehen, ihre rötlich schimmernden Hände hatten täglich Pflanzen angefaßt, der ganze Körper war auf vielen Spaziergängen in größerer Gesundheit gestählt, als es irgend ein Sport vermocht hätte.

Bei dem Diner saß sie zwischen dem jungen Kürassier und einem Rittmeister von Eisenmarck. Der Rittmeister stand in dem Ruf eines fast verbrecherischen Frauenverführers. Sein glattrasiertes faltiges Gesicht war verwüstet wie ein Schlachtfeld, auf dem die guten mit den bösen Geistern gekämpft hatten und unterlegen waren. Ein paar graue Augen von strengem Ausdruck beherrschten als letzte Wahrzeichen eines verfallenden Charakters sein Antlitz.

Herr von Eisenmarck fühlte sich in Klaras Nähe auf das tiefste erregt, in einer quälenden Art, die er seit langem nicht mehr erfahren hatte. Der zerstörende In-

stinkt eines Mannes, der Keuschheit nicht duldet, war in ihm wach geworden. Er fühlte den unbezähmbaren Drang, Klara ganz schnell zugrund zu richten.

Während der folgenden Stunde beteiligte er sich mit keinem Wort an der lebhaften Unterhaltung, die Herr von Wengelin mit Klara führte. Kurz vor dem Dessert jedoch wandte er sich plötzlich Klara zu und begann mit ihr in einem kameradschaftlichen offenherzigen Ton ein Gespräch über allerhand unbeträchtliche Dinge zu führen. Er sagte weder „Gnädigste" noch „Gnädigstes Fräulein", er redete sie geradewegs an und fragte sie, ob sie nicht am Dienstag nachmittag um drei Uhr über den Schloßweg nach der Molkerei gegangen sei? Ob sie nicht im vorigen Winter auf dem Regen an zwei Sonntagen Schlittschuh gelaufen sei und dergleichen mehr. Klara dachte mit schrägem Haupt über diese Fragen nach und mußte sie schließlich verwundert bestätigen.

„Sehen Sie," sagte der Rittmeister befriedigt und winkte mit erhobenem Zeigefinger eine Ordonnanz zu irgendeinem Befehl herbei.

Als nach einigen Minuten die Tafel aufgehoben wurde, fühlte sich Klara von dem brüderlichen Hauch einer freundschaftlichen Seele berührt.

Man schickte sich nun an zu tanzen.

Klara hatte noch niemals in ihrem Leben Gelegenheit gehabt zu tanzen, obwohl sie sich zuweilen heimlich danach gesehnt hatte. Freilich erschien ihr die Geste des Tanzes, der Druck einer fremden Hand in ihrer Hand, die Berührung ihrer Hüfte, die große Nähe eines fremden Gesichtes, dies alles erschien ihr als das Vorspiel von etwas durchaus Fremdartigem und Erschreckendem. Sie hatte sich seit ihrer Kindheit jeder körperlichen Hinneigung eines Menschen erwehrt, niemals hatte sie mit ihrer Mutter einen Händedruck gewechselt noch irgendeinem ihrer väterlichen Verwandten die Wange zum Kuß geboten, es sei denn gelegentlich einem Kinde und auch dies mit Widerwillen. Selbst den Umgang mit Tieren hatte sie gemieden, denn sie liebte keine Tiere und betrachtete nur von ferne auf ihren Spaziergängen mit scheuer und etwas gedankenloser Verwun-

derung die großen Hirsche, die aus den Forsten auf die Wiese getreten waren oder die Herde der erstaunten Kühe, die ihr lange mit den Blicken folgten, wenn sie vorüberging, und die blökten, wenn sie entschwunden war.

Als Klara die unschuldigen und frohen Bewegungen der Tanzenden um sich herum gewahrte, wuchs ihre Lust, es ihnen gleich zu tun, und sie gab den Bitten des Rittmeisters nach. Ihrem musikalischen Sinn vertrauend überließ sie sich der Führung des Offiziers, der sie mit großer berechneter Zurückhaltung leitete, wobei er weniger Ehrerbietung zeigte als vielmehr eine mühelose Gleichgültigkeit, wie sie der Bruder der Schwester, der Freund dem Freunde beweist. Mit Verwunderung nahm er wahr, daß Klara in wenigen Minuten das Notwendigste des Tanzes in sich aufgenommen hatte. In schneller Aufeinanderfolge traten andere Offiziere, darunter viele von den älteren, so auch der Kommandeur, an Klara heran, verneigten sich vor ihr und führten sie zum Tanze fort; niemand von den Männern wollte diesen Abend vorübergehen lassen, ohne daß ihn nicht der Duft und Hauch ihrer Schönheit auf eine quälende Art beglückt hätte.

Die ungewohnten Bewegungen, der Wein, den sie genossen hatte, die gesellschaftliche Atmosphäre, die Nähe der Offiziere, zumal des Rittmeisters, dies alles befremdete, verwirrte und schläferte ihren Geist auf geheimnisvolle Weise ein. Seltsam war es, daß sie die Anwesenheit des Lieutnants von Wengelin eine Zeitlang völlig vergessen hatte. Sie war erstaunt, als sie sich tanzend in seinen Armen fand. Bald hatte sie die ungewisse Empfindung, als entgleite ihr zu einer jeden Minute etwas, das ihr bislang gegenwärtig gewesen war; sie hatte die Vision von Feldern, Bäumen und Steinhaufen, die auf ihrer Straße wie an den Fenstern eines Wagens vorübereilten. Einen Augenblick zog sie während des Tanzens die Stirn zusammen und dachte darüber nach, was denn eigentlich in diesen tausend Stunden ihrer Spaziergänge und ihrer großen Einsamkeit das erstrebte Ziel gewesen sei. Sie vergaß es und

tanzte fort . . . aufglühend, mit halb geöffneten Lippen und gedämpft atmender Brust.

Plötzlich blieb sie stehen und blickte nach der Tür, mit ihr die meisten in der Gesellschaft.

Der Oberst ging ganz schnell mit seinem Adjutanten durch den Raum.

Klara hörte jemanden rufen: „. . . aber er hat doch abgesagt!" einen zweiten: „Teufel, ist das peinlich!" Ihr war, als blicke die Gräfin Einsiedel sie besorgt an, auch anderer Blicke schienen auf ihr zu ruhen, darunter Wengelins zärtliche und wie um Vergebung bittende. Gleich darauf sah Klara den Fürsten Ludwig Alexander in der matt erleuchteten Wölbung der Saaltüren stehen.

Obwohl Ludwig Alexander inzwischen wie sein Vater General à la suite des Regiments geworden war, so trug er dennoch den Frack, weil er die Uniform verabscheute. Mit dem energischen Schritt seiner kurzen Beine, in leicht flatternden Hosen ging er auf die Gräfin Einsiedel zu, küßte ihr die Hand und unterhielt sich, ohne jemanden zu begrüßen, einige Minuten lang mit ihr. Dies alles aber ereignete sich zu einer Zeit, wo man in der Gesellschaft die ersten Anzeichen von Ludwig Alexanders Verfall, ja gewisse geistige Trübungen und sonderbare Unmanierlichkeiten bemerkte.

„Wir haben nicht mehr gehofft, Sie erwarten zu dürfen, Durchlaucht," sagte die Gräfin.

„Ja," entgegnete Ludwig Alexander zerstreut, „ich hatte d o c h Lust . . ."

Als der Fürst Klara mit dem Rittmeister von Eisenmarck an sich vorübertanzen sah, deutete er mit dem Kopf auf das Paar und fragte die Gräfin:

„Wer ist denn das?"

„Das ist die Tochter eines Ihrer früheren Untergebenen, Durchlaucht."

Ludwig Alexander sah die Gräfin fragend an.

„Fräulein Klara Vollrath," setzte die Gräfin liebenswürdig lächelnd hinzu und zog ihren Fächer durch die Hand.

„So," erwiderte Ludwig Alexander gleichmütig.

Er hatte gar nicht begriffen, von wem die Rede war.

Danach fuhr er in seiner Unterhaltung fort. Plötzlich, ganz ohne äußeren Grund, veränderte sich sein Gesicht. Er blickte mit gebrochenen Augen zu dem großen Ölgemälde der Königin hinauf und fragte:

„Klara Vollrath —?"

Die Gräfin, welche ihn nicht recht verstanden hatte, fragte befremdet:

„Wie?"

„Pardon," sagte der Fürst und ging ohne Gruß quer durch den Saal.

Er winkte Herrn von Wengelin ab, der mit einer tiefen Verneigung zurücktrat, pflanzte sich vor Klara auf und fragte:

„Kennen Sie mich noch?"

Es war Sitte im Land — hierin hatte die erwähnte Kabinettsorder zum Muster gedient — dem Fürsten die Ehren eines souveränen Herren zu erweisen.

Klara sank tief in das Knie, tiefer, als es geboten war.

Nachdem sie sich wieder aufgerichtet hatte, flüsterten ihre Lippen beglückt:

„Ja —"

Etwas Unbegreifliches war mit dem Augenblick, als der Fürst in den Saal getreten war, über sie gekommen. Die Träume ihrer Jugend, die alle nur diesem einen Manne und seiner Tochter und seinen Söhnen und allem, was ihn anging, gegolten hatten, die Träume ihrer Jugend kehrten in ihre Brust zurück.

„Wir sind einmal spazieren gefahren, was —?" fragte Ludwig Alexander und zeigte lachend seine gesunden Zähne, die im Dampf von hunderttausend Zigaretten gelb geworden waren.

Klara senkte die Augen. Sie atmete tief.

„Ja . . ." sagte sie.

„Haben Sie immer hier in Willingshausen gelebt?"

„Ja, Durchlaucht . . ."

„O pfui Teufel! Immer in Willingshausen?"

Klara lächelte.

„Ja . . ." sagte sie.

„Aber wollen Sie denn hier sterben?"

Klara erhob die Lider ihrer grünen Augen.

„Nein, Durchlaucht . . .“ sagte sie erbleichend.

„Na also!“ sagte der Fürst leise. „Kommen Sie doch in die Stadt!“

Er sah auf Klaras Brust. Der Schulterknochen stand ein klein wenig hervor, es war der einzige Fehler ihres vollendeten Körpers. Ludwig Alexanders Augen funkelten, als er diesen schönen Fehler ihrer Schönheit sah.

Klara schwieg.

„Wollen Sie in die Stadt kommen?“ fragte Ludwig Alexander bebend.

Klara hob abermals die Augen. Sie sagte mit einem scheu verfliegenden Lächeln:

„Ja, ich will gern . . .“

Ludwig Alexander knirschte mit den Zähnen.

„Ich spreche morgen mit Ihrer Mutter,“ sagte er und wendete sich zum Gehen.

Klara sank abermals tief in das Knie.

Einige Minuten später verließ sie den Ball. Sie gab dem Rittmeister zum Abschied die Hand, der sie einen Augenblick, flüchtig erschreckt über ihren Aufbruch, in der seinen hielt. Abermals vergaß sie die Anwesenheit des Lieutnants von Wengelin.

Während des darauffolgenden Abends tobte Ludwig Alexander förmlich vor Ausgelassenheit. Man konnte sich nicht besinnen, ihn seit Jahren so vergnügt gesehen zu haben. Die Älteren erinnerten sich der tollen, amüsanten Jugend des Erbprinzen. Bis zum Morgen war man beisammen.

Klara war einige Tage später aus Willingshausen verschwunden. Niemand wußte, wohin sie gereist war.

Wengelin ging jetzt unerträglichen Stunden entgegen. Er erinnerte sich, sobald er gewisse Straßen in Willingshausen passierte, wie er hier Klara nach Haus gebracht hatte, dann, welche Worte sie auf dem Ball gesprochen hatte, wie ihre Augen, ihre Lippen und ihre Hände beschaffen waren. Ihr Haar allein schien ihm in der Welt eine bezwingende Macht über alle menschlichen Gemüter zu sein, etwas Stärkeres als Religionen oder Kriege. Die Erinnerung an ihre Kleidung erhielt jetzt eine fast schreckliche Bedeutung für ihn, und als er einmal von

ferne ein ähnliches Kostüm auf der Straße sah als ihres, glaubte er den Tod im Herzen zu haben.

Da er schließlich auf gänzlich unmäßige Art zu trinken begann und den sonderbarsten Gefühlsanwandelungen unterworfen war, so wurde er auf den Antrag seines Kommandeurs kurzerhand in eine größere Garnison versetzt. Hier erholte er sich in wenigen Monaten von seinem Liebesschmerz und heiratete bald danach die Tochter eines Fabrikbesitzers.

Was den Rittmeister von Eisenmarck anbetraf, so hatte er Klara im Grunde an jenem Abend doch nur mit einem flüchtigen Bedauern so schnell scheiden sehen. Als er jedoch davon hörte, daß sie Willingshausen dauernd verlassen habe, wurde er bedenklich. Seine erste Regung war diese, dem Mädchen sogleich nachzureisen, wie er es oft in solchen Fällen getan hatte; es konnte unmöglich so schwer sein, ihren Aufenthaltsort in Erfahrung zu bringen. Aber er ahnte, daß ihm bei diesem Vorhaben Gefahren drohen würden, die er mit dem Instinkt des Verführers fürchtete. In Klara, das hatte er sehr wohl gesehen, war mit dem Erscheinen des Fürsten eine Veränderung vorgegangen, die nicht mit dem Dazwischentreten eines an Reichtum und Ansehen stärkeren Nebenbuhlers zu erklären war. Er erinnerte sich gewisser Begebenheiten aus seiner Knabenzeit, die er längst bei sich vergessen wähnte: wie es ihm einmal unmöglich geworden war, ein Mädchen zu verführen, das er stürmisch, mit der gesamten Kraft seines Lebens begehrte, welch ein Angstgefühl ihm damals in der Kehle gesessen hatte, welch eine unbestimmte, verzweifelte, jagende Angst, als es mißlang. Etwas Ähnliches sah er jetzt wieder in sein Leben treten: die Gewißheit, Klara niemals verführen zu können, und die jagende Angst des hoffnungslos Liebenden. Er begriff, daß dies hier nichts anderes war als der Vorbote eines langerwarteten Endes, während es ehedem die überschwellende Gewalt seiner Jugend gewesen war.

Der Gedanke an Klara wurde ihm nun bald zur krankhaften Idee. Er sah in ihr eine Art von ‚schwarzem Ritter', der am Schluß eines Trauerspiels den Verbrecher

fortführt. Oft stand er in der Nacht auf und schlich wie ein liebender Knabe zum oberen Wall, dorthin, wo Klara gewohnt hatte. Er machte sich nunmehr glauben, von jeher eine Leidenschaft für sie gehegt zu haben.

Stunden voll geistiger Exaltationen und hinreißender Lebendigkeit wechselten mit solchen, die durch eine tiefe Erschöpfung seiner Nerven bezeichnet waren. Schließlich nahm er seinen Abschied.

Er zog sich auf sein Gut zurück und wendete sich bald darauf der Ausübung seines katholischen Glaubens zu, welcher ihn zum Büßertum und zu religiösen Wahnvorstellungen führte. Einige Jahre später endigte er in geistiger Umnachtung. Er glaubte, als ein Heiliger zu sterben, welcher demnächst an Gottes Thron für Klara um Gnade bitten werde.

2

Nachdem Fürst Ludwig die Geschwister im Renaissancesaal verlassen hatte, zog er sich in seine Zimmer zurück, wo er seine Körperwäsche und Kleidung auf das sorgfältigste wechselte und ein bescheidenes Abendmahl einnahm.

Als er später, eine starke Zigarre rauchend, die Treppe hinunterstieg, begegneten ihm viele Menschen, die mit der Trauerdekoration in der großen Halle beschäftigt waren. Fürst Ludwig musterte aufmerksam die schwarzen Tücher am Marmor der oberen Galerie und sah einigen Kränzen nach, die an ihm vorübergetragen wurden. Der Haushofmeister Gutzeit hielt sich dicht neben ihm und gab beflissen seine Erklärungen über die geplante Ausschmückung des Schlosses ab. Von Zeit zu Zeit blickte er den Fürsten an, als wolle er fragen: „Wie bitte?", setzte aber dann sogleich seine Rede fort. Der Fürst öffnete einmal die Lippen zu einer Bemerkung, worauf der Haushofmeister ehrerbietig wartete, aber der Fürst blieb stumm. Er sah dem Haushofmeister mit dem kalten ironischen Blick

seiner mattgrauen Augen ins Gesicht, nickte ihm zweimal zu und ließ ihn ganz plötzlich mitten im Satz auf der Treppe stehen.

Einige Stufen tiefer traf er Frau van Terbunken, die sich vergebens bemühte, an ihm vorüberzueilen; sie lebte in der Einbildung, dem Fürsten Ludwig zuallermeist sei der Anblick ihrer Person unausstehlich und sie werde demnächst von ihm fortgeschickt werden. Der Fürst jedoch begrüßte sie mit freundlichen Worten und erkundigte sich höflich nach ihrer Migräne. Frau van Terbunken konnte über ihr Leiden lispelnd und errötend eine halbwegs zufriedenstellende Auskunft geben und ließ sich darauf durch eine zuvorkommende Handbewegung verabschieden.

Der Fürst trat nun aus dem Schloß heraus. Er wandte sich zu den Ufern des Maiensees, wo er einige Zeit spazieren ging, blickte bisweilen prüfend und ernst zum Himmel hinauf, der voll kleiner flockiger violetter Wolken war, und bließ den unsichtbaren Rauch seiner Zigarre in die Abendluft.

An einer Biegung des Weges stieß er auf den Herzog und die Herzogin von Koi, die sich zu dieser Stunde mit einer mühsamen Unterhaltung auf den Lippen im Park ergingen. Fürst Ludwig wechselte mit ihnen wenige, höfliche Worte und bat um die Erlaubnis, seinen Weg fortsetzen zu dürfen, was bei der Herzogin Befremden hervorrief.

Jetzt umschritt er unter den gespenstisch dämmernden Platanen den See, passierte das Treibhaus und die bleichen Tulpenbeete des Gärtners Klauck und erreichte nach einer Weile das Dorf Ludwigslust. Vor dem Wirtshaus standen Leute, Männer und Frauen, die ihn erschrocken grüßten; da er barhäuptig war, so dankte er ihnen, indem er ihnen zunickte, wobei er sie ernst und mahnend ansah, als frage er sie: Werdet ihr einstmals zu mir stehen?

Nachdem er das Dorf verlassen hatte, durchquerte er ein gelbes Lupinenfeld. Hier hob er die Augen auf und erblickte eine Frau, die schräg über das Gefild auf ihn zukam. Die Dämmerung täuschte ihm vor, daß sie auf ihren Schultern ein Lamm trug, doch bald wurde er

seines Irrtums inne, denn nichts anderes schien die bürdelos Wandernde niederzubeugen als eine innere Pein.

„Du bist es, Franziska!“ sagte der Fürst, da sie nahe war.

Franziska Schlend stand vor ihm. Sie sah ihm mit der verzehrenden Angst eines Kindes in die Augen.

„Bist du mir nachgefolgt, Franziska?“ fragte der Fürst.

Franziska verzog heftig den Mund, der von Schmerz zerrissen schien.

„Die Leute sprechen schlecht . . .“ sagte sie und wollte schluchzen.

„Von wem sprechen die Leute schlecht, Franziska?“ fragte der Fürst mit großem Ernst.

Franziska antwortete nicht, aber sie ließ den Blick mit dem Ausdruck eines würgenden Schreckens auf seinem Gesichte ruhen.

Der Fürst legte seinen Arm sanft um ihre Schultern und zog sie mit sich fort.

„Kennst du den Mann, Franziska,“ sagte er, „dem sie die Geißeln über den Rücken schlugen, dem sie ins Antlitz spieen und eine Dornenkrone auf die Stirne preßten?“

Franziska nickte heftig.

„Ich darf mich nie mit ihm vergleichen, aber Trost schöpfen darf ich aus seinem Leid, nicht wahr?“

„Aber wenn die Leute Böses von Ihnen reden!“ schrie Franziska erregt auf. „Das dürfen sie doch nicht! Wo bleibt denn da das Rechte in der Welt? . . . Das dürfen sie doch nicht, große Gottesmutter!“

Sie blickte trostlos, mit geröteten Augen in den öden Feldern umher.

„Dann möchte ich allemal ein Mann sein . . .“ flüsterte sie dem Fürsten mit fieberndem Munde zu und ballte die Hand zur Faust.

„Habe Vertrauen, Franziska!“ rief der Fürst und packte sie unwillkürlich fest an den Schultern. „Geh du in deine Stube und hab Vertrauen! Kind, die Welt geht aus den Fugen ohne das Vertrauen! Geh! Leb wohl!“

Franziska drückte heftig seine Hand, dann bückte sie sich, mit Purpurflammen aufglühend, zu ihr herab und küßte sie.

„Hier," sprach sie erstickt, reichte dem Fürsten hastig einen Zettel hin und schritt langsam davon, die Hände vor dem fassungslosen Gesicht.

Der Fürst entfaltete das Blatt und las mühsam in der Dämmerung die von seiner eigenen Hand geschriebenen Worte: ‚Ist Fuhrwerk für Ihn nach W. bestellt? L.' Er wendete sich um, blickte Franziska nach, zerriß das Blatt und sprach geistesabwesend einige Worte aus ‚Julius Cäsar', die ihm in den Sinn gekommen waren: „Edler, edler Cassius, gut' Nacht und sanfte Ruh!"

Der Fürst setzte sich auf die Turgenjewbank am Rande des Parkes. Weit streckte er seine Arme auf der eisernen Rückenlehne aus, ließ das Kinn auf die Brust sinken und den Blick über die zartwogenden Lupinen schweifen.

Zum ersten Mal empfand er jetzt den tragisch bewölkten Himmel ihm zu Häupten und die drohende Gebärde der tödlich verstummten Natur. Er spürte, wie ihn ein leichtes Unwohlsein ergriff, die Folge eines nervösen Leidens, das er von seiner Knabenzeit her kannte; aber durch eine gewaltige Anspannung aller gesunden Kräfte seines Leibes überwand er die beginnende Übelkeit. Im Gefühl des wiederkehrenden Wohlbefindens nahmen Gelassenheit und Ruhe von ihm Besitz. Er hatte diese letzte Woche nichts anderes getan als arbeitend und ordnend in seiner Stube zu verbleiben, dem schwarzen Kreuz Johann Albrechts gegenüber. Mit jedem Tag hatte er deutlicher erkannt, wie sich engere und immer engere Kreise um ihn legten und wie sein Geschick sich endlich vollenden werde, aber er hatte keine Zeit gefunden, hierüber nachzudenken. Es lag ihm jetzt einzig ob, seine Pflicht zu tun.

Nach dem Zusammenprall mit dem Oberstaatsanwalt in der Gegenwart seiner Schwester begann er sich in sein Schicksal zu ergeben mit der gelinden Heiterkeit eines Mannes, der jahrelang um ein Ziel gekämpft hat und nun, da es verloren ist, mit mild gestimmter Seele den Gleichniswert alles Geschehenen erkennt.

Mit freundlichem Erstaunen sah er ins Dorf Ludwigslust, das in verdämmernde Frühlingsnebel eingehüllt war. Er war glücklich, nach einer so langen Abwesen-

heit in fernen Ländern wieder die Luft seiner Jugend atmen zu dürfen. Oft hatte er mit seiner Mutter auf dieser Bank gesessen; die Fürstin hatte ihr den Namen Turgenjewbank gegeben. Jetzt erinnerte er sich, wie seine Mutter ihn hier einstmals umarmt und in der russischen Sprache, deren sie sich stets in ihrer Unterhaltung bedienten, zu ihm gesagt hatte: ‚Mein Lieber o mein Lieber, was wird alles auf dich kommen müssen! Solch ein Mann wie dein Vater ist das Unheil von vielen Geschlechtern. Denk dir: da ist solch ein Kind geboren, es ist ganz winzig klein und unschuldig wie alle und blinzelt in das Licht und wird doch eines Tages zum Untergang seines ganzen Geschlechts. Das sind die Götter, mein Sohn, man muß sie fürchten, aber das beste ist, man glaubt an den Herren Jesus Christus. Nun, ich will dich nie verlassen . . .‘

„Mutter würde sich freuen,“ sprach Fürst Ludwig laut vor sich hin, „wenn sie sähe, wie ich jetzt hier der Herr im Haus bin. Und wenn man mir noch einige Jahre der Freiheit vergönnt, bis alles über mich hereinbricht, so will ich diesem Testament zum Trotz meinem Erben Gerhart die Wege ebnen. Denn Gerhart wird dereinst mein Erbe sein!“

Fürst Ludwig richtete den Blick zur Seite und gewahrte einen geschlossenen Wagen, welcher mit brennenden Laternen aus dem schwarzen Forst von Ludwigslust hervortauchte und sich langsam dem Parktor der kämpfenden Fechter näherte. Der Lenker des Gefährts und neben ihm der Diener spähten nach allen Himmelsrichtungen, als suchten sie jemanden in den Feldern. Da sie des Fürsten ansichtig wurden, welcher von seinem Sitz aufgestanden war, wiesen sie flüsternd auf ihn hin und hielten an.

‚Wie seltsam die Kräfte der Welt miteinander spielen,‘ dachte Fürst Ludwig. ‚Ich habe hier auf diese Frau gewartet! Unheil über Unheil noch weit über seinen Tod hinaus! Auch über ihrem Haupt drohen tausend Schwerter der Vergeltung . . . aber ich will ihr Gutes tun . . .‘

Der Diener sprang an die Kupeetür und öffnete sie.

Eine junge Frau in tiefer Trauer, deren Antlitz von dem schweren Witwenschleier völlig verhüllt war, entstieg dem Wagen. Sie erblickte den Fürsten, blieb zweifelnd stehen und ging dann mit seitwärts geneigtem Haupt auf ihn zu. In der rechten Hand hielt sie einen hohen schwarzen Schirm, den sie bei jedem ihrer Schritte flüchtig auf den Boden setzte.

Fürst Ludwig trat näher und verneigte sich vor ihr. Sie standen sich schweigend gegenüber und wußten nicht, wohin sie ihre Blicke wenden sollten, bis der Fürst höflich auf die Bank deutete. Der Wagen hielt währenddessen in der Kastanienallee. Man sah den hellen Lichtschein der Laternen zwischen den Bäumen hindurchleuchten.

Der Fürst und die junge Frau ließen sich, ohne ein Wort zu sprechen, auf der Turgenjewbank nieder. Die junge Frau sah durch ihren Schleier über die verdämmernden Felder geradeaus zum Horizont. Der Fürst betrachtete sie aufmerksam, doch mit großer Zurückhaltung.

„Darf ich Ihr Gesicht sehen?“ fragte er endlich.

Die junge Frau erfaßte langsam den Gesichtsschleier, der bis zu ihren Füßen reichte, und legte ihn quer über die Schulter zurück. Das entblößte Antlitz richtete sie fragend auf den Fürsten.

Sie hatte die roten und weißen, vor Gesundheit schwellenden Wangen eines Kindes; ihre grünen Augen waren gekrönt von blonden Brauen, die auf der Stirn zusammengewachsen waren; die schönen, frischen Zähne waren nur selten unbedeckt von den blütenförmig geschwungenen Lippen, damit die Sanftheit dieses vollkommenen Mundes an ihrer Härte nicht Schaden nähme; aus der schwarzen Witwenhaube hervor, welche mit dem schmalen Streifen einer weißen Krause geziert war, sandte das blonde gescheitelte Haar zwei bogenförmige Wellen über die niedrige Stirn.

Es war Klaras Antlitz.

Der Fürst blickte mit großem Ernst in diese Züge. Klara begegnete seinem Blicke nicht, sondern ließ die Augen an seiner Stirn vorüber zum Wald hinschweifen;

doch bot sie ihr Gesicht unbekümmert seiner Betrachtung dar.

„Sie sind sehr jung," sagte der Fürst leise.

„Ja . . ." erwiderte Klara.

„Sind Sie wirklich in Willingshausen geboren?" fragte der Fürst erstaunt.

Klara lächelte. Sie antwortete nicht.

Ein Kuckuck begann im Wald sein Singspiel; ein anderer antwortete im Park.

„Darf ich Sie einiges fragen —?" begann der Fürst zögernd.

„Ja."

„Wo haben Sie meinen Vater kennen gelernt?"

„Ich war doch auf dem Offiziersball . . ." entgegnete Klara stockend.

„Bei den Kürassieren in Willingshausen?"

„Ja. Und Ihr Vater kam doch auf mich zu und fragte, ob ich die Tochter von dem Wachtmeister Vollrath sei? Ich sagte ja, und wir wußten bald gar nicht mehr, wo wir waren und was wir sprachen . . ."

Klara verstummte.

„Und dann sind Sie mit ihm auf Reisen gegangen, nicht wahr?"

„Ja . . . ein Jahr . . ."

„Und dann zogen Sie mit ihm in die Stadt?"

„Ja . . . ich bekam die große Villa am Englischen Park . . ."

„Und wie lange haben Sie dort gelebt?"

„Zwei Jahre denk' ich . . ."

„Dazwischen ist viel geschehen," sagte der Fürst und sah Klara fragend an.

„Ja . . . viel . . ." war die Antwort.

„Sie sind die Frau meines Vaters geworden?" sprach der Fürst und brachte sein Gesicht näher an das ihre.

„Ja," erwiderte Klara und blickte dem Fürsten flüchtig in die Augen.

Der silberne Mond trat schnell über dem Wald hervor. Es wurde Nacht; Dunkelheit lag über dem Land, über dem Dorf. Nachtschwalben jagten über die aufglänzenden Lupinen.

„Zwei Stunden vor seinem Tod," setzte Klara hinzu und ließ die Lippen geöffnet.

„Wir tragen alle hier ein schweres Schicksal," sagte der Fürst höflich tröstend.

Klara nickte.

„Sie haben es mir schwer gemacht . . ."

„Ja, das ist wahr," erwiderte Fürst Ludwig. „Ich habe drei Jahre gegen Sie kämpfen müssen."

Er legte die leicht gefalteten Hände auf das Knie.

„Einmal habe ich Sie in der Stadt aufgesucht . . . Sie waren nicht daheim . . . Ich habe dem Diener keinen Namen gesagt . . ."

Klara sah ihn verwundert an.

„. . . Ich wollte Sie bitten, von meinem Vater abzulassen . . ."

„Ich wußte damals nicht, daß Sie ihn liebten," fügte der Fürst bedauernd hinzu.

Ein Zweifel stieg in ihr auf.

„Jetzt wissen Sie es — ja?" fragte sie.

Und sie wiederholte noch einmal:

„Ja —?"

Der Fürst sagte höflich:

„Ich denke . . ."

„Sie denken!" erwiderte Klara.

Sie setzte hinzu:

„Ich will es Ihnen sagen . . ."

Eine Fledermaus strich ganz dicht an Klaras Augen vorbei. Nun begann von den Fliederbüschen her eine Nachtigall zu singen.

„Ach! . . ." rief Klara unversehens.

Sie lauschte beglückt dem leidenschaftlichen Gesang des Vogels. Es war eine unerträglich stürmische Klage, durch die Nacht getragen, in die Fenster des Schlosses hinein, über den See hinweg, durch die Bäume, an den beklommenen Feldern entlang, zum bewölkten Himmel hinauf. Unaufhörlich schwand der Mond und leuchtete wieder auf.

Ludwig lächelte.

„Unsere Nachtigall," sagte er.

Eine Stille trat ein.

Der Fürst wollte Klara an das unterbrochene Gespräch erinnern, aber er unterließ es.

„Schön ist das . . .“ sagte Klara, die mit zurückgelehntem Haupt lauschte.

„Sie singt jeden Frühling hier auf dem Fliederbusch,“ sagte Ludwig freundlich.

„Wirklich —?“

Klara wartete, ob er mehr hierüber berichten werde, aber er schwieg.

„Warum taten Sie das alles?“ fragte Klara nach einer Weile und harrte betrübt auf den Gesang des Vogels, der für einige Sekunden verstummt war.

„Wie?“ fragte der Fürst verwundert, da er sie nicht verstanden hatte.

Klara lächelte.

„Warum immer kämpfen?“ fragte sie.

„Warum immer kämpfen?“ wiederholte Ludwig.

Er runzelte die Stirn.

„Das verstehen Sie nicht.“

„Doch,“ entgegnete Klara mit einem schmerzlichen schnellen Lächeln. „Alles.“

Der Fürst schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte er. „Sie verstehen es nicht. Wie alt sind Sie denn?“

„Neunzehn Jahre.“

„Neunzehn Jahre,“ sprach ihr der Fürst lächelnd nach. Er tat eine Bewegung mit der Hand, als lege er einen Gegenstand sanft auf den Boden.

„Jetzt ist ja alles gut. Niemand wird Ihnen fortan Böses tun.“

„Ja,“ sagte Klara bitter. „Niemand . . .“

Ludwig horchte auf, aber er wagte nicht zu fragen. Der Gesang der Nachtigall verstummte längere Zeit. Wilde Enten, die sich verirrt hatten, flogen am Mond und an den hellen Wolken vorbei auf den Park zu und fielen im See ein. Zwei Mägde, Arm in Arm, kamen aus dem Parktor geschritten; da sie den Fürsten auf der Bank erkannten, bogen sie wie scheue Tiere im scharfen Winkel vom Weg ab und verschwanden unbegreiflich schnell im Dunkeln.

„Eines will ich Ihnen doch erklären, obwohl es nicht das Wichtigste war," sagte der Fürst.

Klara sah ihn fragend an.

„Warum ich so heftig gegen Sie gekämpft habe . . ."

„Ich weiß es," sagte Klara.

„Nun —?"

„Weil Sie zu stolz sind . . ."

„Auf meinen Stand —?" fragte der Fürst.

„Ja . . . das war es!"

„Nein, das war es nicht!" rief der Fürst kopfschüttelnd.

Er setzte hinzu:

„Mir ist es sehr ernst um meinen Stand . . . aber zuletzt ist das ein Gefühl in der mittleren Lage des Lebens . . ."

Mit tiefer Melancholie blickte er in die ungewisse Nacht.

Klara verstand ihn nicht. Sie zuckte die Achseln. Der Fürst sah sie an und gewahrte zum erstenmal an ihrem Mund einen Zug, der auf ihre Herkunft aus dem Volk deutete.

Er zauderte einen Augenblick und sagte dann:

„Nein, das war es nicht . . . Ich will es Ihnen sagen . . ."

Er machte eine Pause. Dann sagte er stockend:

„Ich liebe meine Schwester sehr."

„Wohl . . ." sagte Klara leise, „das weiß ich wohl . . ."

„Woher?" fragte Ludwig betreten.

„Von Ihrem Vater."

„Von meinem Vater? — Wußte er es denn?"

„Ja."

Der Fürst dachte hierüber nach.

Dann sagte er:

„Meine Schwester mußte ich davor bewahren, daß mein Vater Sie heiratete."

Klara verfolgte eine kleine helle Wolke mit den Blicken.

Der Mond ließ ihre Augen weiß aufleuchten.

Sie antwortete nicht.

„Meine Schwester ist mir das Heilige in der Welt," sprach der Fürst leise. „Denn sie gleicht meiner Mutter . . ."

Klara schüttelte den Kopf. Sie gab mit der Zunge

einen kleinen Laut von sich, als wolle sie sagen: ‚Nein, so etwas!'

„Ich hätte Ihrer Schwester nie etwas zu Leide getan," sagte sie leicht gekränkt.

Sie fügte unversehens hinzu:

„Ich habe ja oft an sie gedacht . . ."

Der Fürst sah überrascht auf.

„An wen? An meine Schwester?" fragte er lebhaft.

„Ja . . . an Ihre Schwester, die Prinzessin, — schon als kleines Kind . . ."

Sie deutete flüchtig mit der Hand an, wie klein sie damals war.

„Und Sie haben im Guten an meine Schwester gedacht?" fragte der Fürst erwärmt und froh.

„Ja . . . sehr im Guten!"

Es trat eine Stille ein, in der sich Zufriedenheit und Sympathie unter ihnen ausbreitete.

„Aber das war ja alles gar nicht das Wesentliche!" rief Fürst Ludwig plötzlich, der den Kragen seines Rockes hochschlug, da es kühl zu werden begann.

„Nein . . . das nicht . . ." sagte Klara und zog ihrerseits das schwarze wollene Tuch ihres Witwengewandes enger um die Schultern.

„Was wissen Sie davon?" fragte der Fürst bestürzt.

„Alles."

„Was — alles?"

„Alles. Ich habe Ihren Zettel gelesen."

Fürst Ludwig tat eine Bewegung, wie jemand, der unwillkürlich an seinen Degen greift.

„Welchen —?"

„Den Sie nach Willingshausen geschickt haben."

Der Fürst fuhr zusammen.

„Ist das wahr?" fragte er mit einem schnellen, flackernden Blick.

„Ja," erwiderte Klara ganz ruhig. „Vor Gericht habe ich gesagt, ich weiß nichts davon, aber ich habe ihn hier in meiner Tasche."

Sie zeigte mit dem schlanken Finger auf die schwarze Ledertasche, die an ihrem Arm hing.

Der Fürst sah Klara sprachlos und entsetzt ins Gesicht.

„Jawohl . . .“ sagte Klara kopfnickend.

Der Fürst schlug mit der Faust auf die eiserne Rückenlehne der Bank.

„Wie war denn das möglich?“ rief er empört.

„Er ließ ihn auf dem Tisch liegen, als er so schnell fortritt. Er war ja in den letzten Tagen —“

Sie zeigte mit dem Finger auf die Stirn. Eine Gereiztheit sprach aus ihren letzten Worten.

„Aber wußten Sie es denn vorher, was ich da geschrieben hatte?“ rief Ludwig heftig.

„Ich habe es mir gedacht,“ erwiderte Klara und legte den Kopf auf die Schulter, als dächte sie noch einmal darüber nach.

„Und dennoch haben Sie ihn geheiratet?“ rief der Fürst und faltete erschrocken die Hände.

Klara zuckte die Achseln.

„Aber man kann Sie ja bestrafen!“ rief der Fürst aufs neue.

„Wer kann mich bestrafen?“ fragte Klara erstaunt. „Er hat es doch selbst gewollt!“

„Die Menschen! Der Staat!“

Klara zuckte abermals die Achseln. Sie blickte unbeweglich vor sich hin.

Die Menschen! Der Staat!

Ein feuriger Schein, das schwarze Gewölk abschließend, hatte sich am Horizont gebildet.

Klara sah dort hinaus. Man machte ihr Vorwürfe. Sie begann zu schweigen, wie sie als Kind geschwiegen hatte, wenn man ihr Vorwürfe machte.

Der Fürst stand auf.

„Wie eng das alles wird!“ sagte er bedrückt und ging den silberglänzenden Feldweg hinauf, an den Lupinen vorbei.

Klara ließ ihre Augen, deren Weiß jetzt einen gelblichen Schimmer annahm, in die Winkel der Lider wandern und sah dem Fürsten flüchtig zu, wie er eine Zeitlang zwischen den Feldern dahinschritt, die Füße im Nebel, das Haupt im Mondlicht. Schließlich verlor sie ihn aus den Blicken.

Sie hatte die Hände, die mit schwarzem Wildleder

bekleidet waren, bis dahin ohne Bewegung auf ihrem Schoße ruhen lassen; ihren hohen Schirm hatte sie neben sich an die Bank gelehnt. Nun verschränkte sie ein wenig die Hände und seufzte kindlich.

Als der Fürst zurückkehrte, blieb er vor ihr stehen und sagte ernst:

„Sie sollen von heute an in Frieden leben. Ich werde Ihre Ehe nicht anfechten und ich wünsche Ihnen, daß auch meine Geschwister Sie als Gattin meines Vaters betrachten möchten. Das Testament, in dem mein Vater Sie zur Erbin alles dessen eingesetzt hat, was irgendwie seinem Verfügungswillen erreichbar war, soll anerkannt werden. Es ist der größte Schlag, den meine Familie seit der Aufgabe ihrer Souveränität getroffen hat, aber wir werden ihn durch eine vernünftige Lebenshaltung zu verwinden suchen. Mein Großvater hat das Ebenbürtigkeitsprinzip in unserm Hausgesetz aufgehoben, Sie sind Fürstin zu Herfurth und, wenn Ihnen Gott ein Kind beschieden hat, so wird es den Namen und den Titel meiner Geschwister tragen. Wenn Sie es mir gnädigst erlauben wollen, so rate ich Ihnen, während Ihrer Trauer auf einem Ihrer Schlösser zu leben. Genießen Sie später die Schönheit Ihrer Jugend. Aber nun bitte ich Sie um eines, Fürstin —"

Klara neigte bei diesem letzten Wort schmerzlich errötend das Gesicht.

„Geben Sie mir jetzt den Brief," sagte Ludwig zu Herfurth ernst. „Er kann großes Unheil über uns alle bringen. Und sprechen Sie nie davon, daß Sie ihn gelesen haben."

Klara dachte mit leicht gesenkter Stirne nach. Abermals machte der Mond ihre Augen weiß aufleuchten.

„Ich möchte nicht . . ." sagte sie endlich.

Bei dieser Weigerung wurde es dem Fürsten zum erstenmal ganz deutlich, welch eine Waffe dieses Schriftstück bedeutete. Seit dem Tage des Mordes hatte er sich vergebens bemüht zu erfahren, wo es geblieben war, und er hatte schließlich in der Hoffnung, es sei verloren gegangen, die Behörden über seinen Inhalt getäuscht.

Jetzt war es in unheimlicher Nähe vor ihm und bedrohte ihn. Zum erstenmal in diesen Tagen bäumte sich der Instinkt der Selbsterhaltung stark in ihm auf. Er vollführte eine Bewegung, als wolle er Klara am Arm ergreifen, und sagte bestimmt:

„Geben Sie mir jetzt den Brief!"

Klara sah ruhig zu ihm hinauf.

Sie sagte:

„Nein . . . wirklich nicht . . ."

Der Fürst ging einige Schritte vor der Bank auf und nieder, um seine Ruhe wiederzugewinnen.

Nachdem er sich bedacht hatte, sagte er freundlich:

„Sie haben gewünscht, vom Leichnam meines Vaters Abschied zu nehmen. Wollen Sie mir jetzt gnädigst in das Haus folgen? . . . Später will ich Sie zu meinen Geschwistern geleiten."

Klara erhob sich. Sie gingen beide denselben Weg zurück, welchen Alexander und Gerhart heute morgen gemacht hatten. Klara schritt mit seitwärts geneigtem Haupt schweigend vor sich hin und setzte in rhythmischen Abständen den Schirm auf den Boden. Man hätte glauben können, auch in einem ehernen Grunde die Spur ihrer Schritte zu finden. Sie war viel größer als der Fürst.

Vor der folgenden Stunde schien sie kein Bangen zu haben, ihre Züge deuteten auf eine vollkommene Ruhe ihrer Seele. Sie hatte den vorderen Schleier wie bisher schräg über die Schulter zurückgeschlagen.

Als sie an den großen Blumenbüschen des Schlosses vorübergingen, begann die Nachtigall, die geschwiegen hatte, mit einem ganz leisen Jubelton in der Kehle ihre unerschöpflichen Lieder zu singen. Die Bogenlampe unter dem Glasdach der Auffahrt zuckte einen Augenblick hell auf und erlosch dann wieder.

Klara legte jetzt den Schleier über das matt lächelnde Gesicht.

Neuntes Kapitel

Verwandelungen

I

Gabriele, Alexander und Gerhart waren allein im Renaissancesaal zurückgeblieben. Durch die offenstehenden Fenster brach die Lichtflut des Abends ein, wie von den Grenzen der Menschheit her ein unaufhaltsamer Lobgesang der Erzengel. Bald waren die Gemälde der Heiligen und Märtyrer, der Götter und Helden in einen violetten Dampf getaucht.

Mit Entsetzen hatte Gabriele ihren Bruder aus seiner flehenden Stellung aufgehoben und ihre wie innerlich blutenden Augen seinen Augen genähert. Vor Alexanders gebrochenem Blick trat sie verwirrt zurück und ließ sich auf der Bank nieder.

In der folgenden Stunde breitete sich eine tiefe Schweigsamkeit aus.

Gerhart stand mit dem Rücken an eine der Fenstertüren gelehnt, welche den Ausblick auf die Parkwege boten, und lauschte den Geräuschen der Dämmerung. Der Hauch eines Mundes traf seine Wange, eine Stimme flüsterte in sein Ohr. Sein Gesicht war mit einer Vierteldrehung des Halses zur Schulter hingewendet, die Augen lagen erregt in den Winkeln der matt glänzenden Lider. Einmal beschützte er mit der linken Hand erschrocken und abwehrend das Herz. Allmählich jedoch besänftigten sich seine Züge, bis eine fröhliche Ergebenheit sie vollends glättete. Er drehte sich um und sah, die Stirn kindlich an das gerundete Glas der Fenstertüren gepreßt, mit seitwärts gerichteten Augen auf die atemlosen, fremdartigen, zarten Blumen vor der Auffahrt. Eine beklommene Ahnung ergriff sein Herz.

Der blasse Schein von brennenden Laternen strich zärtlich über sein Gesicht und verschwand. Es waren die Lichter eines Fuhrwerks, das am Fenster entlang auf das Marstallgebäude zugefahren war. Gerhart sah, daß es kein Gefährt aus dem hiesigen Wagenpark war, aber er verwunderte sich dessen nicht. Bedrückt atmend zog er die Schultern hoch und ließ sie wieder sinken.

Gabriele hielt die Hände im Schoß, verwundete sich die Finger und blickte, ohne etwas zu sehen, angestrengt auf das verblassende Schultertuch der gekrönten Madonna. In wenigen Stunden prägt die Natur ein neues Angesicht, das zum Vorboten eines neuen geistigen Lebens wird. Gabrieles Gesichtszüge veränderten sich mit jeder Minute, doch ihrem Herzen blieb diese Umwandelung noch verborgen.

Alexander durchirrte, die Fäuste in den Hosentaschen vergraben, den Saal in ruhelosen Kurven. So tief war sein Gesicht zur Erde gesenkt, daß ihn der Blutandrang schwindeln machte. Auf seinen scharf rasierten Wangen, an den umränderten Augen und an der stumpfen Nase, überall zeigten sich Risse und Flecke. Er hatte in diesen Tagen die Gewohnheit angenommen, tags und nachts, wachend und schlafend mit den Zähnen zu knirschen, bis ihn der Mund schmerzte. Hätten die Geschwister ihn beobachtet, so hätten sie wahrnehmen können, daß sich ein Wutanfall bei ihm vorbereitete. Er begann Zigaretten zu rauchen, deren glühende Enden er nach wenigen Zügen auf dem unbekleideten Parkettboden zerstampfte. Gabriele sah es, und in den unteren Lagen ihres Bewußtseins bäumte sich eine Stunde lang das Gefühl der Ordnung hiergegen auf, bis es die Schwelle überschritten und sich zu einem leisen „Nicht, Alexander!“ verdichtet hatte. Es waren die einzigen Worte, die während des Abends gefallen waren, und sie erschreckten gleichermaßen Alexander, wie auch die Sprechende selbst. Alexander ließ alsbald von seinen Zigaretten und seinen Wanderungen ab.

So gingen dort eben die Stunden des Abends hin, und niemand im Schloß wagte es, die schweigsame Zusammenkunft der Geschwister zu stören, bis Gerhart

am Fenster einen kleinen Laut der Freude ausstieß. Schnell öffnete er die Glastür, setzte einen Fuß auf die Veranda, kehrte sich alsdann mit einem eigentümlich bleichen, scheu verfliegenden Lächeln zu den Geschwistern um und zog abermals bedrückt, doch mit einer sonderbaren Süße auf den gefalteten Lippen die linke Schulter hoch.

In diesem Augenblicke fuhren Gabriele und Alexander aus ihrer grüblerischen Haltung in die Höh und sahen sich erschreckt in die Augen. Ein singender Ton durchzitterte das Haus, erstarb in einem heftigen Windstoß, der einige Türen krachend in ihre Rahmen warf, und belebte sich aufs neue in der neuen Stille. Gabriele, durch die heftige Lektüre der letzten Tage verwirrt, glaubte den Tod zu hören, welcher, auf einer Saite seiner Geige fiedelnd, das Schloß betrat. Alexander, aus dessen Gesicht jeder Tropfen Blutes wich, fühlte eine Eiseskälte in seiner Brust: ihm war, als habe jemand drei Hammerschläge auf sein Herz getan wie zu einem donnernden Warn- und Weheruf von den Gefilden des Todes her.

Es war die Bogenlampe des Portals, welche Gabriele und Alexander durch die Melodie ihres Aufleuchtens erschreckt hatte. Sie zuckte einige Male singend und klagend ihr Licht über das Glasdach der Auffahrt hin, verlosch und zuckte abermals, bis sie verstummt und kraftlos sich in der Dunkelheit beschied und Gerharts Antlitz oben am Fenster mit tieferen Schatten bedeckte.

„Es war die Lampe!“ flüsterte Gabriele.

Ein Windstoß aber durcheilte das Haus, wie auf Adlers Fittichen getragen. Von der großen Allee und den Gartenwegen her ergossen sich Staubwolken durch die geöffneten Fenster in die Zimmer. Man hörte die befehlende Stimme des Haushofmeisters: einige Diener erstürmten die Treppen und schlossen in den verschiedenen Zimmern die Fenster.

Mit einem Ausdruck, als habe er Gift auf dem Munde, hob Gerhart das scharf umrissene Kinn und wandte das Ohr den Geräuschen des Hauses zu. Seine Augen und seine Nüstern weiteten sich unter einer unheimlichen Sinneswahrnehmung.

„Spürt ihr nichts?“ fragte er.

Gabriele sah nervös zu ihm hin.

„Was sagst du, Gerhart?“

„Spürt ihr denn nichts?“ fragte Gerhart heftig und legte die flachen Hände verzweifelt an die Wangen, während sein Mund sich öffnete.

„Gerhart —!“ rief Gabriele und stand auf.

Alexander musterte den Bruder drohend.

„Was ist mit dir los? Was sollen wir hier spüren?“

„Gerhart, was ist dir?“ rief Gabriele und wollte sich dem Knaben nähern.

Jetzt aber, wie von dem Speer eines unsichtbaren Gottes in die schmale Schulter getroffen, schnellte sie empor, bog die Kehle zurück, entblößte die Zähne, bedeckte mit ausgebreiteten Händen die Brüste und sank gleich darauf stirnwärts in sich zusammen.

Alexander sah, wie sich die Schwester das Taschentuch in den geöffneten Mund stieß. In der Verwirrung seiner Sinne glaubte er, sie wolle sich töten, stürzte auf sie zu, riß ihr den Knäuel von den Lippen und lauschte den Worten, die sie, fiebernd vor Abscheu, an seiner Brust sprach.

„Ja . . . ja!“ erwiderte er ihr bebend und glaubte demselben Eindruck zu erliegen wie die Geschwister.

Es war die Verwesung des Leichnams, den sie mit dem Ansturm der Winde spürten.

Seit acht Tagen lag der entseelte Körper des Vaters in diesen lebendigen Räumen und harrte der Bestattung. Dieses Gesicht, diese Hände, dieses Gebein in demselben Haus zu wissen, in dem einst alles von den guten und von den bösen Dämonen des Vaters belebt gewesen war — es war den Geschwistern zur unmenschlichen Qual geworden! Was sollte ihnen dieser Leib, aus dem die Natur zurückgetreten war wie eine Welle vom Strand, den sie verlassen hatte, wie sie alles Lebendige verläßt, um es den überirdischen Stätten des Unrats und Plunders zu überantworten?

Aus Alexanders Augen sprach der Kummer eines Menschen, der seinen Vater zu bestatten verabsäumt und

ihn vom Berg her den Krähen der Verwesung preisgegeben sieht.

„Warum begräbt man Vater nicht!“ rief Gerhart und legte die ineinandergefalteten Hände bebend auf die Stirn.

„Wer darf denn unsern Vater begraben?“ fragte Alexander.

„Wer unsern Vater begraben darf?“ wiederholte Gerhart heftig. „Wer anders als Ludwig!“

„Ludwig hat ja erst gestern Erlaubnis dazu bekommen,“ sagte Alexander finster.

Aber Gerhart fuhr unbeirrt fort mit einem so höhnischen und überlegenen Tonfall in der Stimme zu sprechen, als ob er sich über Alexanders schwerfälligen Verstand lustig machen wolle:

„Ach, er hat gestern erst ‚Erlaubnis‘ dazu bekommen! Natürlich! Ludwig kehrt sich ja überhaupt immer nach dem, was ihm erlaubt ist! — Ach, Ludwig hat ‚Erlaubnis‘ bekommen! Habt ihr nicht vorhin gesehen, was er alles kann? . . . Er kann den Oberstaatsanwalt aus Ludwigslust fortjagen, er kann den Behörden befehlen, wie der König, ja, er kann sogar die ganze Sache ungeschehen machen! . . . Nein, Alexander, an der Erlaubnis liegt es nicht! Da ist etwas ganz anderes im Spiel . . .“

Gerhart lachte zitternd und triumphierend.

Gabriele löste sich sanft aus Alexanders Umarmung.

„Was ist denn noch im Spiel?“ fragte Alexander mit schwerer Zunge und senkte die Stirn gegen seinen Bruder.

„Das ist im Spiel, daß er ihn auch jetzt noch haßt! Er hat ihm nicht nur den Garaus gemacht“ — Gerhart sah sich suchend im Zimmer um, seine Augen gingen zum Deckengewölbe, er schluckte — „wißt ihr, er hat ihn totgeschlagen wie irgendeinen räudigen Fuchs auf dem Feld . . . Aber das war ihm noch zu wenig . . . jetzt will er auch noch . . . jetzt will er . . .“

„Was will er jetzt —?“ fragte Gabriele, fahl vor Abscheu.

„Daß er hier im Hause verwest, damit wir mit Ekel an ihn denken,“ sprach Gerhart mit starrem Auge.

„Was hast du gesagt?“ fragte Alexander und tat einen Schritt auf Gerhart zu.

Das phantastische Vergnügen, mit dem Gerhart die ungeheuerlichsten Dinge aussprach, welche die Geschwister in dieser letzten Stunde mit einem so qualvollen Schweigen in ihren Herzen bewahrt hatten, diese höhnische Offenheit und Unverantwortlichkeit der Ausdrücke erfüllten Alexander mit einer solchen Wut, daß er nun in Gerhart den Urheber all seines Leidens zu sehen glaubte. Das Gefühl, wie unentrinnbar sich ihm das Schicksal in dieser letzten Woche verstrickt habe, jetzt entlud es sich in einem plötzlichen Haß gegen den Knaben, den er bisher brüderlich und scheu geliebt hatte. Er packte ihn an den Schultern und schüttelte ihn, halb rasend vor Erbitterung. Aber Gerhart verweilte mit einem gedankenschweren, tiefgründigen Ausdruck in den Augen noch ganz bei dem Sinn seiner Worte, bis er zu Alexander aufblicken mußte.

Alexander brüllte:

„Wer hat dir gesagt, daß Ludwig unsern Vater ermordet hat? Wer hat dir das gesagt? Du bist gemein! Häßlich und gemein bist du, du lügst! Du hast keine Scham! Was spionierst du überhaupt hier herum? Fort! Fort mit dir! Geh schlafen! Du siehst ja alles wie ein Verrückter! Überspannt bist du! Geh schlafen, sag ich dir! Wer hat dir gesagt, daß Ludwig unsern Vater ermordet hat? Wer hat dir gesagt, daß Ludwig unsern Vater ermordet hat? Wer hat es dir gesagt?"

Gabriele riß Gerhart von ihm fort. Sie versuchte, den Knaben wie in der Nacht des Mordes an sich zu ziehen. Aber Gerhart kehrte sich keuchend von ihr ab, um seinen Anzug zu glätten.

Alexander lief, von Zorn durchwühlt, im Zimmer umher. Er hielt dabei die Hände auf dem Hinterkopf gefaltet, eine Gebärde, die bei ihm so ungewöhnlich und fremdartig war, daß sie erschreckend wirkte.

„So kann ich nicht weiter leben!" schrie er und kämpfte mit seinen Tränen. „Das ertrage ich nicht mehr! Nein, ich will Ordnung schaffen! Ich muß jetzt gleich Ordnung schaffen! Das muß ein Ende haben! ... Nein, jetzt paßt einmal auf, was ich euch sage! Jetzt paßt einmal auf, was ich euch befehle! ... Jetzt

soll man einmal sehen, wer ich bin! Jetzt werde ich einmal —"

Er hielt inne, holte tief Atem wie unter der Gewalt eines bedeutenden Gedankens, löste die Finger vom Hinterkopf und schlug mehrmals heftig mit dem Auswendigen der rechten Hand in die geöffnete linke:

„Jetzt werde ich einmal jedem verbieten, von dieser Sache noch zu sprechen! So! — Ich verbiete es — habt ihr gehört? Ich verbiete es! Die Sache ist erledigt! Die ganze Sache ist für mich vollkommen erledigt! . . . Thudichum ist es gewesen! . . . Thudichum ist es gewesen oder sonst ein Vieh! . . . Kein anderer . . . Thudichum ist es gewesen . . . kein anderer sonst . . . Thudichum hat ihn ermordet . . . nur der . . ."

Alexander verstummte allmählich, seine Stimme wurde immer leiser. Er sah vor sich nieder und wiederholte noch einige Male geistesabwesend und völlig gebrochen:

„Thudichum . . . kein anderer, nur der . . . Thudichum . . ."

Er seufzte tief, strich mit der Hand über die Stirn und wußte nicht mehr, wo er war. Er lächelte. Er dachte an seine Geliebte, an diese bleiche, sinnliche Frau, die in der Hauptstadt zurückgeblieben war. Dann aber wandte sein Geist sich zu jener Erscheinung in der Oper, die ihm einstmals unbeschreiblich zugelächelt hatte . . .

„Thudichum . . ." sagte er lächelnd.

Die Winde draußen hatten sich besänftigt. Der Mond trat über dem Glasdach des Marstalls hervor und warf sein westliches Licht in das Gemach. Das Haupt der Gorgo, welche in erhabener Fassung den Tod erdulden wollte, leuchtete eine Sekunde auf und umhüllte sich dann mit neuer Dunkelheit. Der Parkettboden schimmerte zu Gabrieles Füßen in Silber. Sie hatte Alexander mit Entsetzen zugehört. Eine so starke Ähnlichkeit erkannte sie zwischen ihrem Vater, wie er in den letzten Jahren gewesen war, und Alexander, daß sie einen Augenblick glaubte, Alexander ahme den Toten nach.

Gerhart hatte den Angriff seines Bruders mit einer merkwürdigen Ruhe, ja mit einer Art von Zerstreutheit ertragen. Er war so völlig mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er Alexanders Wutausbruch wie etwas

Natürliches hinnahm, beinahe wie etwas, das im Kreis seiner Berechnungen gelegen hatte. Alexanders Drohung, von nun an dürfe niemand mehr über diese Sache sprechen, begleitete er mit spöttischem Kopfschütteln. In der allgemeinen Verzweiflung schien er allein den Weg zur Rettung erkannt zu haben.

Er glättete sich noch einmal sein schwarzes Gürteljackett und zog den Schifferknoten, der ihm unter dem großen flachen Leinewandkragen bis auf die Schulter gezerrt worden war, auf die Brust zurück. Dann verschränkte er mit Energie die Hände auf dem Rücken und begann nun seinerseits auf dem dunkleren Teil des Saales spazieren zu gehen, mit gesenktem Kopf und zusammengepreßten Lippen, das scharfe Kinn auf die Brust geheftet und Alexanders Weg sorgfältig vermeidend.

„Da hilft kein Gebet!“ sagte er endlich so laut, so bestimmt und wohlüberlegt, daß Alexander wider Willen aus seinen Träumen und Grübeleien aufhorchte. „Da hilft auch keine Toberei! Ich weiß, wie das ist, Alexander, so eine Toberei! Ich nehme dir das gar nicht übel! Das ist, als ob sie einem heißes Wasser in den Kopf gießen. Da rast man im Zimmer umher und möchte mit den Zähnen ganz fest auf Glas beißen, bis überall Blut im Mund steht, das man saufen möchte, wie Blix . . .“

Gerhart hielt einen Augenblick inne.

‚Wo ist eigentlich der Hund?‘ dachte er.

Aber sogleich ermannte er sich und fuhr fort:

„Und kühles Vornehmsein hilft auch nichts mehr, Gabriele! Damit ist es nämlich jetzt vorbei! Sie speien jetzt doch alle auf uns, sollt ihr mal sehen. Von uns nimmt keiner ein Stück Brot mehr. — Wo sind denn die Gäste?“ fragte er mit glockenheller Stimme. „Wo ist denn der Kronprinz? Ich denke, morgen ganz früh ist Beerdigung, da soll doch das ganze Haus voll von Menschen sein. Hört doch mal, wie die da draußen rumlaufen und alles in Ordnung machen . . . Und wie lange glaubt ihr eigentlich, werden Onkel Eberhard und seine schöne Frau Gemahlin noch hier bleiben? Ich wette, Alexander, sie machen sich heute abend noch aus dem Staub. Ach,

niemand kommt, niemand bleibt, niemand ist da, kein Hahn und keine Henne! Die werden sich hüten!"

Gerhart lachte in sich hinein.

Gabriele fuhr erschreckt mit dem Handrücken über die Stirn.

Gerhart umspannte jetzt mit der rechten Hand rücklings den linken Oberarm und setzte mit eigentümlich vorsichtigen Schritten, wie auf den Spitzen seiner Zehen gehend, seinen Weg fort.

„Du hast vorhin gesagt, Alexander," begann er bedächtig aufs neue, „ich stände hier spionierend herum und sollte lieber ins Bett gehen. Aber ich sage dir, ich muß heute nacht noch sehr lange aufbleiben. Wenn irgend etwas im Hause los war, dann war das immer eure letzte Weisheit: Gerhart muß ins Bett. Klüger bin ich davon nicht geworden, Gabriele. Ich habe nachts doch nicht schlafen können, sondern mußte immerzu nachdenken. Und heute muß ich noch viel spionieren und lange wach bleiben, vielleicht die ganze Nacht!"

Gerhart holte Atem.

„Wir sprechen ja sonst nicht viel miteinander, jeder geht seiner Wege, das liegt einmal im Menschen und so und so ... Aber heute will ich dir, Gabriele, und dir, Alexander, sagen, was ich denke. Wißt ihr, was ich denke? Ich gehöre gar nicht hierher in unsere Familie, ich bin nur zufällig da, und ihr desgleichen! Und es ist auch durchaus nicht notwendig, daß wir Geschwister sind, ich meine: innerlich Geschwister! In den Sternen steht es gewiß nicht geschrieben, daß wir ohne einander nicht leben können! Und das mit dem Familienblut ist ja alles Unsinn — keiner von uns sieht dem andern ja auch nur in die Augen, da bedanke ich mich schönstens für das ‚Blut', da möchte ich einmal das Blut ‚sprechen' hören! Ach, du lieber Gott, keiner von uns sieht dem andern ins Gesicht — du, Gabriele, aus Stolz nicht, und du, Alexander, aus Gleichgültigkeit nicht, und Papa und ich aus Feigheit nicht — nur Ludwig, der sieht uns mitten die Stirn entzwei; aber das tut er auch nicht etwa aus Liebe zu uns, sondern aus Charakterstärke, aus Anstand und aus solchen Empfindungen!

Also: wir sind alle hier nur ganz zufällig beisammen und haben noch nicht einmal etwas Kameradschaft füreinander. — Oder glaubst du, Gabriele," rief Gerhart, der bis dahin sehr langsam gesprochen hatte, in lebhafterem Ton, „glaubst du wirklich, daß wir mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzem Gemüte zusammengehören und uns gegenseitig helfen müssen? Ich sage dir: nein! Und deshalb ist es auch gar nicht so schrecklich, wenn Ludwig unsern Vater wirklich umgebracht hat! Schrecklich ist es nur, daß unser Vater umgebracht worden ist, aber ob das nun Thudichum war oder Ludwig — das ist vor Gott alles eins, sage ich euch! Und das ist es auch, was ich euch sagen wollte und was ich Alexander heute morgen gleich gesagt habe: es gibt für uns nur eine Rettung — Alexander läuft heute nacht noch zu Herrn von Waechter ins Dorf und zeigt Ludwig bei ihm an! Dann müssen die Behörden ihn verhaften. Er muß auf den Galgen, da hilft ihm nichts! Wir werfen ihn über den Festungsgraben — das ist meine Meinung."

Gerhart fieberte leicht.

„Seht einmal," rief er lebhaft, „ich weiß es ganz genau, daß wir uns heute alle verwandelt haben. Mutabor mutabor verwandele dich, heißt es, und da gibt es kein Zauberwort für den Rückweg mehr . . ."

Gerhart errötete, denn er schämte sich, daß er in einer Angelegenheit, in welcher es galt, Ernst und Verstand zu beweisen, soeben die Worte eines Märchens angeführt hatte.

Er fuhr fort:

„Da gibt es also keinen Rückweg mehr. Da kann man nicht plötzlich wieder werden wie früher, mit Mr. Percy Tennis spielen und reiten und so, ich fühle das ganz deutlich. Das Schicksal ist ein Raubvogel, der immer engere und engere Kreise zieht; früher habe ich gut atmen können, aber jetzt fliegt mir der Adler um meinen Kopf und nimmt mir die Luft mit seinen Schwingen. Ich weiß nicht, wie es mit euch beiden ist, aber du, Alexander, nimm es mir nicht übel, du hast vorhin so gesprochen, als ob du bereits verrückt wärest, du brauchst es gar

nicht erst zu werden! Jeder von uns weiß doch ganz genau, wie es mit Ludwig bestellt ist. Warum willst du es denn also verbieten, darüber zu reden? Gerade muß man darüber reden! Gerade ... Aber was wollte ich denn sagen?"

Gerhart legte die Fingerspitzen an die Stirn.

„Ja ... Eines weiß ich: wenn Alexander jetzt nicht gleich hingeht und Ludwig anzeigt, dann werden wir alle drei schlechte böse Menschen werden mit einem bösen Gewissen. Wahrscheinlich werden wir häßlich werden, ganz vergrämt und mürrisch, mit krummen Schultern und schielenden Augen wie Hamlet ... Nicht einmal der Blix wagt es ja, jetzt das Maul aufzutun und zu bellen. Ach, früher war es ja auch kein Fest auf Erden, aber zuweilen waren doch am Tag die Sterne ..." Gerhart stotterte und errötete abermals. „Ich meine, da ging es doch feiner zu! — Aber wenn man solche Schweinereien um sich hat," rief er mit kräftiger Stimme, „und in solch einer Luft lebt, so wird man natürlich von oben bis unten, im Körper und in der Seele, bucklig und krumm!"

Gerhart erhitzte sich.

„Und warum das alles?" rief er und fuhr sich mit der Hand über das kurz geschorene Haar. „Weil da einer umgebracht worden ist von einem andern! Ach, ich weiß, was ihr sagen werdet! Ihr werdet sagen: aber der eine ist doch unser Vater und der andere ist unser Bruder, und unsern Bruder können wir doch nicht über den Graben werfen! Aber wißt ihr auch, was Christus gesagt hat? Jesus Christus im Evangelium? ... Wir haben es ja gelernt, und ich habe es mir hundertmal mit dem Rotstift angestrichen, als es herankam, und habe es herausgeschnitten aus dem Buch und mir auf die Tischplatte am Schreibtisch geklebt. Jawohl! Da steht also der junge Christus und predigt und predigt und es ist Abend und es ist viel Volks um ihn und draußen sind die Felder und der Libanon und die römische Welt und er hört nicht auf zu predigen, so viel hat er zu sagen. Da ist einer vorlaut und sagt zu Christus: ‚Deine Mutter und deine Brüder sind draußen und wollen, du sollst zu

ihnen kommen.' Und wißt ihr, was Christus darauf antwortet?" — Gerhart sprach eine jede Silbe mit genauer Betonung: ‚Da er noch also zu dem Volke redete, siehe, da stunden seine Mutter und seine Brüder draußen, die wollten mit ihm reden. Da sprach einer zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen mit dir reden. Er antwortete aber und sprach zu dem, der es ihm ansagte: Wer ist meine Mutter? Und wer sind meine Brüder? Und reckete die Hand aus über seine Jünger und sprach: Siehe da, das ist meine Mutter und meine Brüder. Denn wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter' ... Habt ihr es gehört?" rief Gerhart erhitzt. „So spricht Jesus Christus! ... Da ist doch Freiheit! ... Was geht uns Ludwig an und Vater? Niemand von uns hat Vater gebeten, unser Vater zu werden, und niemand hat Ludwig gebeten, unser Bruder zu werden, und am allerwenigsten haben wir ihn darum gebeten, unsern Vater totzuschlagen!"

Gerhart machte eine Pause und sammelte sich.

„Und wollen wir nun nicht mehr fröhlich sein?" rief er klagend. „Warum hat man Mr. Percy fortgeschickt? Was ist denn das alles: Dolchstöße und Vater und Bruder und Totschlag? Wie kann denn überhaupt ein äußeres Ding in der Welt Macht haben über so etwas —" Gerhart suchte nach dem Wort — „Macht haben über so etwas Heiliges und so ... Entrücktes wie unsere Seele!"

Gerhart bat mit einer Handbewegung Gabriele, die ihm etwas erwidern wollte, ihn nicht zu unterbrechen. Er wandte sich an Alexander, dessen Stirn die deutliche Anspannung zeigte, jedes Wort seines jungen Bruders zu begreifen:

„Du hast vorhin gesagt, Alexander, ich lauerte hier herum und du wolleſt mich ins Bett schicken. Ich will jetzt gern ins Bett gehen, Alexander, wenn Gabriele und du es wünschen, aber" — Gerhart sprach mit geheimnisvoller Bedeutung — „willst du dann für mich wachen?"

„Ob ich für dich wachen will?" fragte Alexander und sah Gabriele fragend an.

„Habt ihr denn gewacht, während ich schlief?" fragte Gerhart leidenschaftlich. „Ach, ich werde euch jetzt etwas erzählen: ein Vezier beschwor den Kalifen, ganz ohne Sorge dem Schlaf zu frönen, denn die Sicherheit des Landes wolle er währenddessen fest in seinen Händen halten. Der König also begibt sich getrost zur Ruhe, wie er aber am Morgen aufwacht, da sind die Feinde in den Palast gedrungen. Wie gefällt dir das, Alexander?"

Gerhart erklärte mit einer übertriebenen Bewegung der Hand:

„Ihr seid der Vezier! Ich bin der Kalif! Was habt ihr denn getan, während der Herr Kalif schlief? Ach, ihr habt solange von der Vergangenheit geredet, bis das Neue an die Tür gepocht hat. Da seid ihr zusammengefahren und habt euch sehr erschreckt, ich aber bin zu spät aufgewacht . . . Aber doch nicht ganz zu spät! Ich habe doch noch Zeit gehabt, zu spionieren! Ich habe das Neue gesehen, ehe ihr noch wußtet, was es ist. Es ist da! Eben, vor einer Stunde, ist es in unser Haus getreten . . . die Schöne!"

Gerhart preßte die Hände innig auf den Mund.

„Was sagst du da?" fragte Gabriele befangen.

Ihr stieg der Gedanke auf, Gerhart könne alles nur im Fieberwahn gesprochen haben.

„Wer ist in unser Haus getreten?" fragte Alexander mißtrauisch.

Aber Gerhart antwortete nicht auf diese Frage.

Von Zeit zu Zeit drang ein schwüler Wind in den Saal. Schwarze Wolken hatten den Mond verhüllt. Die Landschaft wurde zuweilen von wetterleuchtenden Schlägen erhellt und ruhte dann, wie nach der Anstrengung eines Krampfes, in der atemlosen Finsternis.

Gerhart blieb in einer Ecke des Saales stehen, wo er den Blicken der Geschwister nicht erreichbar war. Er hielt mit strenger Stimme Gericht über Gabriele und Alexander.

„Was habt ihr denn die ganzen Jahre hindurch getan, um mein Erbe zu bewahren? Denn wer wird hier der Erbe sein, Alexander? Ludwig doch wohl nicht? Der wird bald am Galgen hängen! Dort kann er dann Zwie-

sprache halten mit dem Mond und den Krähen, aber ein Fürst kann er nicht sein! Und du, Alexander — ach du lieber Gott, du wirst froh sein, wenn du irgendwo auf dem Lande im Verborgenen blühen kannst und Schweinezucht treiben darfst, denn kein Mensch wird in der Stadt mit dir sprechen und der Kronprinz wird dich nicht mehr kennen! . . . Da kommt dann also alles auf mich. Dazu will ich mich gut vorbereiten, ich will von nun an ein ganz anderer Mensch werden, das schwöre ich! Aber vorher muß noch vieles heute nacht getan werden, und dann muß ich mir in den nächsten Tagen alles genau überlegen! Ich will ein Mann werden wie Großvater Johann Albrecht. Ich will an Jesus Christus glauben und von morgens bis abends schuften. Aber vorher muß noch heute nacht vieles geschehen."

„Was wird denn heute nacht geschehen?" fragte Alexander.

„Alles, Alexander! Papas Geist wird umhergehen und Rechenschaft von euch fordern über seinen Tod, und unsere Mutter wird zu uns reden."

„Ach, Gerhart, wie du sprichst —!" rief Alexander mutlos.

Gerhart trat aus der Dunkelheit hervor und nickte heftig.

„Ja, Alexander, jetzt kommt die Reue!"

Alexander warf sich auf einen Stuhl und stemmte den schweren Kopf mit dem Kinn auf die Fäuste.

„Mich hat Gott dumm geboren!" stöhnte er. „Aber warum hast du nicht an das alles gedacht? Warum hast du immer geschwiegen und geschwiegen? Ach, aus Vornehmheit und aus Trägheit!"

Er meinte aber mit dem ‚Du' seine Schwester.

Gabriele blickte zum Fenster hinaus. Sie sehnte sich danach, allein zu sein, dort unten im Park spazieren zu gehen und alles wohl zu bedenken. Alexanders Vorwurf berührte kaum ihr Herz, das eine dämmernde Freiheit spürte.

So weit war die Unterhaltung der Geschwister gediehen, als Alexander gleichsam zum ersten Male an diesem Tag zum klaren Bewußtsein der Lage kam. Er faßte sich nämlich an die Stirn wie jemand, der an seinem oder seiner Mitmenschen Verstand zu zweifeln beginnt, und rief:

„Ja, sind wir denn alle verrückt? Wovon reden wir denn?"

„Wieso sind wir denn hier alle verrückt?" fragte Gerhart schnell.

„Ja, merkt ihr denn nicht, daß wir hier stundenlang nichts anderes tun als Unsinn schwatzen? Wir haben doch jetzt auf der Welt nur eine Pflicht!"

„So? Welche denn?" fragte Gerhart neugierig.

Alexander sah Gerhart zornig an.

„Wir müssen uns hier keine Märchen über Jesus und die Kalifen erzählen lassen, sondern Klarheit muß es endlich geben, ob Ludwig unsern Vater wirklich getötet hat."

Gerhart lachte Gabriele an.

„Ach, und das hat er gerade vor einer halben Stunde verboten und mich dafür am Hals gewürgt!"

Alexander schlug mit der Faust auf die Rückenlehne seines Stuhles.

„So und jetzt will ich es aber gerade erlauben!" schrie er. „Ich kann nicht mehr so weiter leben!"

„Doch, Alexander," sagte Gabriele ernst. „Ich glaube, du kannst sehr gut so weiter leben und wir alle."

Alexander fuhr erstaunt auf seinem Stuhl zurück.

„Sprichst du im Ernst?"

„Ja, Alexander."

„Du willst mit Ludwig unter einem Dach wohnen, wenn so etwas —"

Alexander stockte, er wurde dunkelrot vor Scham in dem Gedanken.

„Gabriele, du lebst ja auch in einer Erstarrung, ganz wie ich vorhin. Aber eben, da riß es wie ein Schleier

in meinem Gehirn, so wird es dir auch gehen ... Wie kann denn Ludwig unser Bruder sein, wenn so etwas Schreckliches auf ihm lastet? Wird er dadurch von der Verantwortung befreit, daß die Gerechtigkeit im Lande verrückt geworden ist und sie Herrn von Waechter zu den Botokuden schickt, weil er Ludwig verhaften will? Du lebst ja in einem Wahn, Gabriele!"

Gabriele kehrte dem Fenster den Rücken und sah grübelnd zu Boden.

„Ich lebe keineswegs in einem Wahn, Alexander. Ich sage euch noch einmal, und auch dir, Gerhart, wir können und wir müssen ferner so leben, wie wir es jetzt tun."

„Soll ich dem Mörder meines Vaters die Hand bieten?" rief Alexander erbittert. „Dazu hat sich noch niemand überwunden, so lange die Menschheit besteht."

„Wer spricht von Ludwig als von einem Mörder unseres Vaters?" erwiderte ihm Gabriele mit Kälte. „Ich habe nur Gerhart wie im Fieberwahnsinn davon sprechen gehört und diesen Herrn von Waechter!"

„Ja, hast du es denn noch nicht begriffen —?"

„Gar nichts habe ich begriffen!" unterbrach ihn Gabriele heftig. „Ich begreife nur eines: daß man auf Erden, so lange es Menschen gibt, die in diesem Staub hier wandeln und an denen Staub haften wird — daß man zu ihnen Vertrauen haben muß. Dieses Spähen und Deuten nach dem Verbrecher in unserm Hause, diese aberwitzigen Blicke, dieses Mißtrauen, mit dem wir unsern eigenen Bruder umgarnen, das schickt sich nicht für Menschen unsers Schlages — Gerhart und Alexander! Ich muß meinem leiblichen Bruder, dem Sohn meines Vaters und meiner Mutter, vertrauen, daß er nicht gegen mich und gegen sein eigenes Geschlecht wütet. Gut, unser Vater ist am Abend des Tages, an dem Ludwig aus Indien zurückkehrte, einem Verbrechen zum Opfer gefallen. Ein Beamter, der dafür bekannt ist, daß er die Reichen im Lande verabscheut, beschuldigt Ludwig des Mordes vor uns allen. Mag er es in seinem Gewissen verantworten! Ich aber gebe deshalb Ludwig nicht preis — nein! Wenn wir kein Vertrauen mehr auf der Welt

haben können, dann wäre uns besser, man legte uns morgen früh allesamt neben die Eltern in die Gruft. Dann kann man nicht mehr leben! Aber da ich leben will, vertraue ich!"

„So? Ach!" rief Alexander zornig, der Gabriele nicht ganz verstanden hatte.

„Ja," sagte Gabriele, „so ist es! Ich habe Vertrauen!"

„Vertrauen? In wen denn? Wieso denn Vertrauen? In Ludwig vielleicht?"

„Ja, in Ludwig."

„Du hast Vertrauen, daß er das Verbrechen nicht begangen hat?"

„Ich glaube," sagte Gabriele aufatmend, mit reiner Stirne, „daß eine innere Gerechtigkeit jeden seiner Schritte geleitet haben muß."

„So? Eine innere Gerechtigkeit? . . . Jeden seiner Schritte? . . . Ach, das ist ja das Neuste! Das ist ja zum Speien, entschuldige! . . . Du scheinst ja in diesen Tagen gut Freund mit Ludwig geworden zu sein!"

„Ja — vielleicht," erwiderte Gabriele tonlos und erschauerte. „Vielleicht . . . bis zu der Stunde, wo er alles offenbaren wird . . ."

„So —?"

Alexander fehlten die Worte. Er brachte mühsam hervor:

„Ich aber — habe — kein Vertrauen — nein! So glücklich bin ich nicht — und darum werde ich —"

„Ja," rief er fließend wie unter einer Erleuchtung, „Gerhart hat recht! Er ist der einzige, der recht hat! Ich stehe auf seiner Seite! Man muß heute nacht noch versuchen, Herrn von Waechter zu erreichen! Jetzt gleich gehe ich zu ihm hin! Man muß Ludwig über den Festungsgraben werfen, mögen den christlichen Märtyrer die Raben fressen! Auf — ich gehe!"

Alexander wollte sich erheben, Gabriele aber trat in seinen Weg und sah ihm in die Augen.

„Alexander!" sagte sie.

Alexanders Blick irrte zur Seite.

„Ja, ich weiß . . . du wirst jetzt von dem Ruf unserer Familie sprechen."

„Nein!“ erwiderte Gabriele schroff. „Er ist mir das Gleichgültigste auf der Welt geworden! Herfurth wiegt nichts mehr!“

Sie wandte sich mit allen Zeichen der Erregung schneidend scharf zu den Brüdern um:

„Nicht wahr, über diese Sphäre sind wir jetzt alle hinweg? Alexander! Gerhart! Gilt sie uns noch?“

„Nein!“ rief Alexander heftig abwehrend.

Auch Gerhart nickte energisch mit dem Kopf ab.

„So — dann gebe ich euch nichts anderes als eine Prophezeiung mit auf den Weg! Ihr werdet noch heute nacht hier im Schloß den Mord vergessen haben, und jeder wird von unsers Vaters Tod so sprechen, als sei er einfach von uns genommen wie die Sterblichen alle!“

„Nie! Nie werde ich den Mord vergessen!“ rief Alexander leidenschaftlich. „Ich kann nicht wie ein Blinder leben!“

„Ist deine Blindheit nicht in deinem Leib?“ entgegnete ihm Gabriele mit tiefer Stimme. „Meinst du, ein äußeres Ding in der Welt werde sie je verändern?“

Alexander stieß mit dem Fuß einen Stuhl zu Boden.

„Ich weiß es nicht! Ihr quält mich ja wie einen Hund! Ich weiß es nicht!“

Er begann zu weinen und preßte die Fäuste an seinen Mund.

Gabriele sah ihm eigentümlich gelassen zu.

Gerhart machte, als er seinen Bruder so erblickte, eine bedauernde Bewegung und kehrte sich von ihm ab, der mit der Faust an seine Stirne wie an ein Tor rüttelte.

„Ihr seid doch beide klüger als ich! Helft mir doch!“ rief Alexander mit Erbitterung seinen Geschwistern zu. „Ich weiß ja nichts mehr! Mein Gehirn ist leer und tot!“

Bei diesen Worten horchte Gerhart auf. Ein Gedanke schien ihm gekommen zu sein. Einen Augenblick noch besann er sich, dann trat er auf Alexander zu.

„Gut,“ sagte er heiser, „du weißt nichts mehr. Ich aber weiß etwas! Ich will euch helfen, damit alles schneller geht.“

Alexander sah dankbar zu ihm auf. Gleich danach wendete er sich mutlos ab.

„Ach, du schwatzst und schwatzst und kein Mensch versteht dich."

„Nein, ich werde gar nicht schwatzen!" rief Gerhart mit energisch hochgezogener Stirn. „Und jeder wird mich verstehen. Gabriele, ich sage dir, Alexander muß doch zu Herrn von Waechter gehen und du brauchst gar kein Vertrauen in Ludwig zu haben, es hilft dir doch nichts. Jetzt werde ich euch nämlich sagen, was Papa an seinem letzten Tag im Willingshausener Schloß gemacht hat."

Gerhart räusperte sich noch einmal. Seine Lippen waren ganz heiß und trocken.

„Er hat geheiratet!" stieß er leise hervor.

Alexander stand auf.

„Was hat er —?"

„Geheiratet," wiederholte Gerhart und nickte mit dem Kopf. „Er hat geheiratet, und seine Frau ist hier im Schloß! Vor einer halben Stunde ist sie eingetroffen! Sehr schön ist sie!"

„Aber du sprichst ja im Fieber!" rief Gabriele kurz auflachend. „Das ist gar nicht möglich! Wie kann denn Papa geheiratet haben!"

„Nein, ich spreche gar nicht im Fieber, Gabriele, das ist alles möglich, sehr sogar! Also heute nach dem Frühstück stehe ich mit Blix auf der Galerie neben der großen Uhr und spiele mit ihm. Ludwig kommt die Treppe herunter, ohne mich zu sehen. Brolawski kommt die Treppe herauf, auch ohne mich zu sehen. Ludwig hält ein Telegramm in der Hand. Ganz laut spricht er, wahrscheinlich ist er zu stolz, um mit Brolawski leise zu sprechen und zu wispern. ‚Heute abend besucht sie uns,' sagt Ludwig. ‚Wer, Ew. Durchlaucht?' fragt Brolawski. Aber ich merke schon, er weiß genau, wer kommt, er will sich nur dumm stellen und schwatzen, das kennt man doch schon bei Brolawski! ‚Die Mutter,' sagt Ludwig ganz ernst. Brolawski hält die Hand ans Ohr. ‚Wessen Mutter, wenn ich fragen darf, Ew. Durchlaucht?' ‚Unsere,' sagt Ludwig und zuckt mit dem Mund. Brolawski stellt sich natürlich schafsdumm — ach, ist

das ein Esel! ‚Unsere Mutter?‘ fragt er. ‚Ja, die er am Sonntag geheiratet hat, lieber Freund,‘ sagt Ludwig. ‚Heute um neun Uhr ist sie hier.‘ Und damit geht er fort. Plötzlich dreht er sich um und sieht mich da oben mit Blix stehen. Einen Moment ist er sehr erschrocken, dann nickt er mir ganz ernst zu, als ob er sagen wollte: Ja, ja, lieber Gerhart, so ist es — sei du nur brav . . . oder irgend etwas derartiges. Brolawski bemerkt mich nicht. Der kraut sich am Hals und steigt weiter. Seht ihr —“

Gerhart holte Atem.

„Wer seine Frau eigentlich ist, das weiß ich selber nicht,“ setzte er bedauernd zu und sah seine Geschwister erwartungsvoll beobachtend an, was sie jetzt wohl sagen würden.

Aber sie sprachen nicht.

Gerhart glaubte beinahe, sie hätten ihm überhaupt nicht zugehört. Ein so tiefes Schweigen war über ihre Gesichter ausgebreitet, als werde ihren Lippen nie wieder ein Wort entspringen.

*

In diesem Augenblick öffnete sich langsam und feierlich, mit einem Knirschen in den Angeln die gußeiserne flandrische Pforte.

„Da!“ sagte Gerhart und deutete mit der Hand ins Dunkel.

Brolawski stand im Saal. Er räusperte sich und sagte höflich:

„Seine Durchlaucht der Herr Fürst haben mich gnädigst beauftragt, Höchstseine erhabenen Geschwister für Schlag elf Uhr in das Arbeitszimmer Seiner Durchlaucht zu einer wichtigen Familienberatung zu befehlen. Ich bitte Ew. Durchlauchten, mir durch gnädigen Zuruf zu bekunden, daß mein Auftrag ausgeführt worden ist, worauf ich mich zurückzuziehen gedenke.“

Lange Zeit blieb Brolawski ohne Antwort.

„Es ist gut,“ sagte Alexander endlich stirnrunzelnd. „Scher dich fort!“

„Ergebensten Dank,“ erwiderte Brolawski und zog sich zurück.

„Ja . . .“ sagte Gerhart gleich darauf verlegen, „ich will jetzt auch gehen und mal nach dem Hund sehen.“

Er verzog den Mund und errötete in der Dunkelheit.

„Ja, tu das,“ sagte Gabriele ganz leise. „Und sei um elf Uhr pünktlich bei Ludwig.“

„Ja, Gabriele,“ entgegnete Gerhart bescheiden und ging hinaus.

Gabriele stellte wortlos einige Stühle zurecht. Sie blieb stehen und bedeckte ihre glühenden Wangen mit den Händen. Dann breitete sie ein wenig die Arme aus, als wolle sie jemanden begrüßen.

Insgeheim sprach sie vor sich hin:

„‚Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder? Und reckete die Hand aus über seine Jünger —‘“

Das Wort erstarb ihr auf den Lippen.

„Sagtest du etwas?“ fragte Alexander, ohne zu wissen, was er sprach.

„Nichts . . .“ antwortete Gabriele und ging dem Ausgang zu.

3

Gerhart folgte Brolawski durch die dunklen Korridore.

„Herr Brolawski! Herr Brolawski!“ rief er leise.

Aber der Schriftsteller beachtete ihn nicht, sondern trabte böswillig vor sich hin.

„Herr Brolawski!“ rief Gerhart . . .

„Es ist zum Verzweifeln!“ stöhnte der Schriftsteller, blieb stehen und faßte sich an den Kopf.

Gerhart trat geschwind näher.

„Was ist zum Verzweifeln?“ fragte er neugierig.

Sie standen an einer hölzernen Wendeltreppe, welche von den Bedienten benutzt wurde, wenn sie zu den oberen Stockwerken des Schlosses gelangen wollten. An den Wänden des Korridors hingen englische Sportbilder, farbige Drucke von berühmten Hengsten mit feurigen und ekstatisch aufgerichteten häßlichen Köpfen, Stammesväter einer Legion schnellfüßiger Rennpferde.

„Es geht treppauf, treppab — den ganzen Tag!“ sagte Brolawski verzweifelt. „Man hetzt sich für diese Familie ab, man hat sozusagen keine Beine mehr unter dem Leib. Mein ohnehin durch konzentrierte schriftstellerische Arbeit kränkliches Nervensystem steht nahe vor dem Zusammenbruch. Ich bitte Ew. Durchlauch daher, sich kurz zu fassen. Also — ?“

„Wo gehen Sie denn jetzt hin, Herr Brolawski?“ fragte Gerhart mit einer Art von boshafter Neugierde, ohne auf Brolawskis Klagen sonderlich acht zu geben.

„Ich?“ erwiderte Brolawski, durch Gerharts Ton unsicher gemacht. „Ich habe Befehl, im Zimmer Ihres Herrn Bruders einige Dokumente zu ordnen . . . es handelt sich um gewisse Familienangelegenheiten . . .“

„Nicht wahr, um gewisse Familienangelegenheiten, die mit der Beratung um elf Uhr in Zusammenhang stehn, Herr Brolawski?“

„Ja . . . allerdings . . .“ entgegnete Brolawski mit einem unruhigen, tückischen Seitenblick auf Gerhart.

„Da werden wohl schlimme Dinge zum Vorschein kommen?“ fragte Gerhart mit spöttischem Ton in der Stimme.

Brolawski blickte jetzt angestrengt auf eine Lithographie an der Wand.

„Es wird schöne Überraschungen in diesen Dokumenten geben, was?“ fragte Gerhart unbeirrt, mit vorgebeugtem Oberkörper.

Brolawski kniff die Augen zu und las laut: „Carle Vernet, Cheval de course Anglais!“

„Was?“ fragte Gerhart erstaunt.

„Ich lese da nur . . .“ sagte Brolawski.

„Herr Brolawski,“ flüsterte Gerhart einschmeichelnd.

„Mein Prinz?“

„Sie sind wohl sehr böse auf mich?“

Brolawski sah erstaunt zu ihm hin.

„Ich? Böse auf Sie? Warum denn?“

„Weil ich Sie vorhin vor dem Oberstaatsanwalt blamiert habe. Aber sagen Sie mir doch selbst: haben Sie mich denn wirklich gewarnt? Damals vor acht Tagen im Wald haben Sie doch nur Unsinn geredet!

Sie haben gesagt, wir müßten alle gegen Ludwig stehen und ‚unser Papachen' schützen! Es war sehr unrecht von mir, daß ich damals so schnell fortgelaufen bin, aber sagen Sie doch selbst, Sie haben ja gerade das Gegenteil gewollt, Sie! Sie sind ja Ludwigs Freund! Es war also nur ein Trick, um meine Meinung zu erforschen. Sie sind sehr klug, Herr Brolawski, alle Achtung! Sie wußten damals schon sehr gut, daß ich hier einstmals Fürst sein werde und daß es wichtig ist, wie ich über die Dinge denke."

Gerhart sah Brolawski ganz ruhig in die Augen. Er schien es seit heute morgen gelernt zu haben, einem Menschen in die Augen sehen zu können und nicht mehr das Gesicht ‚so feige' von ihm abzuwenden!

„Sie haben so getan, als ob Sie zur Familie gehörten, Brolawski! Sie haben von ‚Ludwig' und von ‚Alexander' und sogar von ‚Gabriele' geredet, und daß ‚wir vier' zusammenhalten müssen — dabei sind Sie nichts anderes als ein früher Leibeigner von meinem russischen Großpapa. — Lassen Sie das, Brolawski," fügte Gerhart sehr ernst und eindringlich hinzu, „ich mag das nicht!"

Brolawskis Augen schweiften erschrocken umher.

„Cheval de course Anglais . . ." sagte er gänzlich fassungslos.

„Und nun hören Sie: wenn ich Sie vorhin mit Ihren albernen Ahnungen nicht Lügen gestraft hätte, so wären Sie und Ludwig schön hereingefallen, noch mehr, als Ludwig es schon ist, denn wenn einer Ahnungen hat, dann pflegt er auch etwas zu wissen, Herr Brolawski."

Brolawski fuhr auf. „Erlauben Sie, mein Prinz," sagte er und beobachtete tückisch die Wirkung seiner Worte, „wenn ich mich recht erinnere, so hatten Sie ja bei dem goldenen Panther auch gewisse Ahnungen."

Gerhart näherte sich Brolawskis Ohr.

„Und wenn ich also auch etwas gewußt hätte!" sagte er.

Brolawski trat einen Schritt zurück und preßte die Hände auf das Herz.

„Etwas gewußt . . .?" wiederholte er.

„Ja, Herr Brolawski, haben Sie nie davon gehört, daß es Menschen gibt, zu denen Gott durch seine Engel spricht? Das haben wir in der Religionsstunde gelernt, und in der Religionsstunde passe ich auf wie ein Luchs! So eine Botschaft nennen die Menschen eine ‚innere Stimme', Herr Brolawski, oder eine ‚Ahnung' — aber die Menschen sind dumm, denn solch eine Botschaft ist ja stärker als jede menschliche Gewißheit, da sie doch von Gott kommt! Immerhin — seien Sie klug, Herr Brolawski, und schweigen Sie von dem, was ich Ihnen hier erzähle!"

Gerhart legte den Zeigefinger auf den Mund und zog die Stirn warnend in Falten. Noch einmal legte er den Finger auf den Mund.

Es trat eine Stille ein. Der Mann konnte die Züge des Knaben im Dunkeln kaum erkennen. — Es roch hier nach frisch gescheuertem Holz und nach Efeukränzen. Der Hengst blickte mit schrecklich aufgerichtetem Kopf aus der Finsternis der Wand auf die Schweigenden herab.

„Und nun hören Sie mich aufmerksam an, Herr Brolawski," begann Gerhart, „ich gebe Ihnen jetzt einen Auftrag, von dem niemand etwas wissen soll außer uns beiden und der Persönlichkeit, für die mein Auftrag bestimmt ist. Werden Sie ihn ausführen, ohne zu schwatzen?"

Brolawskis Wesen zeigte die angespannteste Begierde, seinen Auftrag kennen zu lernen. Er legte angestrengt die Hand ans Ohr.

„Ich werde keinesfalls schwatzen!" sagte er, heiß vor Eifer.

Gerhart beobachtete das Mienenspiel des Schriftstellers genau. Er schien von Brolawskis Dienstfertigkeit befriedigt zu sein.

„Gut, Herr Brolawski — dann lassen Sie jetzt Ihre wichtigen Familiendokumente und gehen Sie zu der Schönen —"

Gerhart hielt inne. Er wollte die Wirkung dieses Wortes abwarten.

In der Tat, Brolawski prallte zurück.

„Zu der Schönen? Wie? Was? Zu welcher Schönen, wenn ich Sie fragen darf —?"

Gerhart nickte befriedigt, als sei das eingetroffen, was er erwartet hatte.

„Hören Sie, Herr Brolawski," sagte er mit einer Strenge, die ihm selber neu war, „wenn Sie Komödie spielen, so werde ich Ihnen meinen Auftrag ganz bestimmt nicht sagen und ich werde Sie später hier von Haus und Hof jagen! Haben Sie verstanden? Sie wissen sehr wohl, wen ich mit der Schönen meine."

Brolawski knickte bei diesen Worten zusammen.

„Ja, ich weiß sehr wohl, wen Sie damit meinen . . ." sagte er kummervoll und demütig.

Er fuhr plötzlich aufs neue entsetzt in die Höhe:

„Aber woher wissen denn Ew. Durchlaucht? . . ." stotterte er.

„Pst! Ruhig!" flüsterte Gerhart, da Brolawski zu laut gesprochen hatte. „Ich weiß, was ich weiß. Also — jetzt werden Sie gefälligst Ihren Verstand zusammennehmen und auskundschaftern, wo mein Bruder, der Fürst, die Schöne versteckt hat. Sie sind schlau genug für so etwas! . . . Dann werden Sie zu ihr hingehen, bei ihr anklopfen und ihr wörtlich ausrichten: Der jüngste Herfurth ließe Ihre Durchlaucht, die Fürstin, ehrerbietigst grüßen! Weiter nichts! Kein Wort mehr! Haben Sie verstanden, Brolawski? Der jüngste Herfurth ließe Ihre Durchlaucht, die Fürstin, ehrerbietigst grüßen."

Brolawski senkte den Kopf.

„Ihre Durchlaucht . . ." sagte er webleidig.

Gerhart kicherte.

„Nicht wahr, das ärgert Sie — Sie Aristokrat! Der Spaß kostet uns ein paar Millionen, so Stücker vierzig — was? Wir werden arm wie Kirchenmäuse! Schadet nichts!"

Gerharts Gesicht verzog sich zu einem solchen Ernst, daß Brolawski betroffen auf diese große Verwandelung sah.

„Wir sind viel zu reich gewesen, Herr Brolawski! Die Schöne drückt die Last des Reichtums nicht, uns aber sehr — uns aber sehr, Brolawski!"

Gerharts Gesicht erstarrte.

„Wir müssen wieder leben wie Großvater Johann Albrecht, oder" — Gerhart flüsterte — „der Teufel holt uns schließlich alle! Denn eher verzehren wir hier zum Abendmahl sämtliche Sterne am Himmel und lassen sie

wie zackige Reitsporen in unserm Leib rollen, als daß ein Reicher ins Himmelreich kommt!"

Gerhart verstummte. Er dachte angestrengt über etwas nach.

Plötzlich nahm sein Gesicht einen liebenswürdigen Ausdruck an. Er lächelte.

„Adieu, Herr Brolawski! Tun Sie, bitte, was ich Ihnen gesagt habe!"

Er reichte dem Schriftsteller mit Anmut die Hand.

Brolawski war von diesem Lächeln und dieser Gebärde der Handreichung so begeistert, daß er sich niederbeugte und die Hand des Knaben mit geöffneten Lippen küßte. Gerhart hatte dabei eine unbestimmte Empfindung von Tabak und Alkohol. Aber er lächelte noch einmal.

„Jetzt gehe ich nur noch ganz schnell auf mein Zimmer, um ein wenig Toilette zu machen, und dann nach Ew. Durchlaucht Befehlen," stammelte Brolawski verwirrt über seine eigene Liebesbezeugung, und hüpfte wie ein Zeisig die Stiege hinauf. —

Gerhart ging denselben Weg zurück.

Er betrat die große Halle. Jetzt wallten schwarze Tücher wie ungeheuer breite und lange Fahnen von der Galerie bis zur Halle hinab. Auf dem Geländе, den Waffen und Hirschgeweihen und auf der Statue des goldenen Panthers lastete die Schwermut der Flöre. Die Kerzen brannten gespenstisch zwischen den dunkeln Stoffen und tropften auf den grünen Schmuck. Die Dienerschaft lief wie von Geistern getrieben treppauf und treppab. Der Haushofmeister gab mit asthmatisch leiser Stimme seine Befehle.

Es wurden fünfundzwanzig Gastzimmer hergerichtet, Frau van Terbunken gab die Wäsche heraus. Sie kniete in einem der zu ebener Erde gelegenen Schrankzimmern, dessen Tür zur Halle offen stand, auf dem steinernen Fußboden, zog maniriert die Luft durch die Zähne und behauptete aus nichts als Affektation, „entsetzliche Kopfschmerzen" zu haben. Mademoiselle lief konfus herum, zeigte sich geschäftig und tat in Wirklichkeit nicht das geringste. Sie erklärte jedem, der ihr begegnete, ‚que tout ça est affreux! Affreux!'

Gerhart beobachtete, im Schatten unsichtbar, mit einer spöttischen Grimasse das Treiben um ihn herum.

Als aber ein Diener, der mit Hilfe seines Kinnes einen beträchtlichen Ballen von Bettwäsche auf den ausgebreiteten Armen festhielt, unversehens mit der Schulter den Prinzen anstieß, ohne sich zu entschuldigen, fuhr Gerhart auf.

„Kerl, geben Sie acht!“ schrie er.

Jedermann im Treppenhaus bis hinauf zum zweiten Stockwerk verstummte und blickte sich erstaunt um. Von der Galerie her streckten sich neugierige Gesichter über die Brüstung, um zu schauen, was es gäbe; andere, welche die Treppe erstürmen wollten, mit irgendeiner Bürde auf den Händen, blieben stehen und spitzten die Ohren, ohne sich umzuwenden.

Der gescholtene Diener sah Gerhart verdutzt von unten her an. Er versuchte das Kinn hochzurecken, doch es gelang ihm nicht. Sein Gesicht verzog sich zu einem Grinsen. Niemand im Schloß war es gewöhnt, Gerhart eine besondere Höflichkeit zu erweisen, es sei denn in Gegenwart der älteren Geschwister. Es geschah häufig, daß man den Prinzen anrannte, worauf er sich errötend entschuldigte. Man erzählt sich davon spaßhafte Geschichten in den Gesindestuben . . .

Als Gerhart das Gesicht des Mannes sah, wurde er dunkelrot vor Zorn.

„Herr Gutzeit!“ rief er mit schneidender Stimme und mit einer scharfen Kopfbewegung nach links, die an den Fürsten Ludwig gemahnte.

Herr Gutzeit kam mit ironischem Erstaunen gemächlich die Treppe hinunter. Mademoiselle, die jetzt des Prinzen ansichtig wurde, wollte sich mit einem Schrei auf ihn stürzen, denn sie hatte ihn den ganzen Tag über nicht zu Gesicht bekommen. Als sie aber Gerharts Miene gewahrte, blieb sie beklommen stehen, mit der Hand auf dem Herzen. Ehe der Haushofmeister noch Zeit gefunden hatte, sich ‚den jungen Mann‘, wie er ihn zu nennen pflegte, dafür ‚vorzunehmen‘, daß er ihm seine Diener anfuhr, trat Gerhart sehr gefährlich nah zu ihm hin: er hielt die Hände in den Hosentaschen, so daß sein Gürteljackett in energischen Falten hochgerafft war.

„Bringen Sie Ihren Dienern gute Sitte bei, Herr Gutzeit!“ sagte Gerhart sehr laut. „Sonst können Sie und Ihr Diener sich morgen das Haus von außen ansehen wie Seldicke, Gaude und Messerschmied!“

Der Haushofmeister höhlte den Mund zu einer entrüsteten Antwort.

„Was fällt Ihnen . . .“ begann er Gerhart zu antworten, da erkannte er mit dem Instinkt des Bedienten die Umwandelung in Gerharts Seele.

Er klappte ganz einfach zusammen.

„’Befehl, Durchlaucht!“

Zum Diener gewandt, vor Entrüstung die Luft durch die Zähne ziehend:

„s’ ist wirklich . . . hach!“

Er war nahe daran, den Unglücklichen zu verprügeln, der in einer fast blödsinnigen Haltung mit seitlich verdrehten Augen bald zu Gerhart, bald zum Haushofmeister hinschielte, von dem er sich Schutz erwartet hatte. Gerhart hieß ihn mit einer herrischen Kopfbewegung fortgehen.

Mit einer zweiten winkte er den Haushofmeister zu sich heran. Herr Gutzeit streckte ihm demütig das Ohr hin und zwinkerte vor Eifer, die Wünsche des Prinzen zu hören, mit den Wimpern.

„Was soll das hier?“ flüsterte Gerhart heftig, mit zornig hochgezogener Stirn. „Was bedeutet denn hier der ganze Betrieb, wie?“

Der Haushofmeister sah Gerhart betroffen an.

„Welcher Betrieb, darf ich gehorsamst fragen?“

„Was soll denn hier die verdammte Rennerei, was?“ fragte Gerhart noch heftiger. „Lassen Sie doch das! Es kommt ja niemand!“

Gutzeit schnappte nach Luft.

„Wie? Was? Seine königliche Hoheit —?“

Gerhart zuckte mit verächtlich herabgezogener Mundfalte die Achseln.

„Der Kronprinz? Es kommt ja niemand! Keine Katze, kein Kronprinz, kein König, kein Graf — nichts, gar nichts! Soll Blix vielleicht heute in Ihren fünfzig Betten schlafen?“

„Wer bitte —?“ fragte Gutzeit eifrig.

„Blix, mein Hund, der Foxterrier!“

Der Haushofmeister legte den Oberkörper zurück und sah mit niedergedrücktem Kinn, vor Verständnislosigkeit grübelnd, dem Prinzen ins Gesicht.

„Ja wieso denn, Ew. Durchlaucht? . . . Ich habe doch Befehl! . . . Weshalb denn? . . . Wir haben doch sogar schon einen Besuch!“

Gerhart lachte laut auf.

„Ja, meine Mutter, was? Die Fürstin?“

Dem Haushofmeister stieg ein unheimlicher Gedanke auf.

„Jawohl, Ihre Mutter!“ wiederholte er mit einem Seitenblick, als erwarte er sich von irgendwoher Hilfe, wenn es zum Schlimmsten käme.

„Herr Gutzeit,“ sagte Gerhart leise, in gänzlich verändertem Ton.

Der Haushofmeister zuckte zusammen.

„Herr Gutzeit, lieber Freund,“ wiederholte Gerhart, „ich gebe Ihnen einen Rat. Wenn ich heute abend zu meiner schönen Mutter gehen sollte — verstehen Sie? — stellen Sie sich nicht hinter die Tapete. Es könnte sonst geschehen, daß ich meinen Degen ziehe und — husch! — klebt das Mäuschen mit Lehm und Blut an meiner Klinge.“

Gerhart ging fort.

Er drehte sich um und berührte mit der Spitze seines Zeigefingers die Stirn.

„Es kommt ja niemand!“ sagte er.

*

Zu derselben Zeit wurde dem Prinzen Alexander oben in seinem Zimmer ein Brief überreicht, den sein Oheim im Dorfkrug an ihn geschrieben hatte. Der Herzog und seine Gemahlin hatten, kurz nachdem sie dem Fürsten im Park begegnet waren, einige Telegramme erhalten, die es ihnen, wie der Herzog sich in seinem Abschiedsbrief an seinen Neffen ausdrückte, im Interesse seiner und seiner Frau moralischen und gesellschaftlichen Stellung in der Welt zur Pflicht machten, Ludwigslust sogleich zu verlassen, ohne

noch zuvor mit einem Schritt das Schloß zu betreten'. In der Tat verblieb das Ehepaar, ohne zurückzukehren, im Dorfkrug, während ihre Bedienten im Schloß die Koffer bereiteten. Beim Anbruch der Nacht ließ der Herzog anspannen und fuhr mit allen Anzeichen eines panischen Schreckens aus Ludwigslust davon. Die schöne Herzogin ihm zur Seite weinte vor Ratlosigkeit . . .

4

Fürst Ludwig hatte inzwischen Klara zum ‚Saal des Königs von Polen' geleitet.

Er öffnete die Tür.

„Ich warte hier," sagte er leise.

Klara zögerte einen Augenblick einzutreten. Nie zuvor hatte sie einen Toten gesehen.

Der große Saal breitete sich in halbdunkelem, zerrissenem Licht. Unter den durchsichtigen Flören an den Wänden flammten Bergkristalle, grüne, gelbe und rote, mit boshaftem Leuchten auf und traten in Finsternis zurück. In der Mitte des Saales schwebte ein riesenhafter, mit Tüchern ganz verhangener Kristalleuchter. Ein Palmenhain ragte empor, durch dessen spitze, grüne Ranken das Licht von vielen Kerzen blitzte. Die Fenster im Hintergrund waren geöffnet. Man sah im Wetterleuchten zuweilen den See, die Platanen und Vogelschwärme.

Die Leiche des Fürsten war ganz auf Eis gebettet, über die Gestalt war ein barmherziger Schleier gefaltet.

Ein Diener hielt Wache. Die Hände auf dem Rücken verschränkt ging er vor dem Fenster, vor der erleuchteten und wieder verdunkelten Landschaft auf und nieder. Er hatte Klaras Gegenwart nicht bemerkt. Seine Schuhe dröhnten auf dem Parkettboden und weckten einen tönenden Widerhall an den steinernen Wänden. Als er Klara zwischen den Palmen vor der Todesstätte gewahrte, erschrak er heftig und verbarg sich leise hustend hinter einer Säule.

Klara faltete die Hände, senkte das Haupt und blickte auf den undurchsichtigen schwarzen Schleier. Was gab es Großes oder Bedeutsames zu denken? Sie war hier im Schloß Ludwigslust; draußen stand der älteste Sohn des Ermordeten auf dem Korridor, man hört jetzt seinen Schritt; in irgend welchen Zimmern hielten sich seine Geschwister auf, darunter Prinzessin Gabriele, von der sie in ihrer Jugend geträumt hatte. Das Leben wird weiter gehen, fremdartig wird es sein und von einer eigentümlich süßen Entrücktheit wie ein Traum, und mit pochendem Herzen wird man auf etwas Geheimnisvolles warten müssen bis an den Tod.

Klara sah in das Licht einer Kerze und beobachtete das niedertropfende Wachs. Wie gedankenleer hatte sie einstmals auf dem Willingshausener Nikolaikirchhof vor den Gräbern der Knaben gestanden, die ihrethalben in den Tod gegangen waren. Seltsam, sie begriff zum ersten Male mit wissendem Herzen die Bedeutung dieser Ereignisse. ‚Solch junge Kinder,‘ dachte sie kopfschüttelnd, und diese Worte beschäftigten ihren Geist mit großer Beharrlichkeit. Sie verspürte einen sinnlichen Geschmack auf den Lippen, die Körper der Knaben erblickte sie, die in ihren Gräbern Staub geworden waren. Ihre Stimmen hatten in der Abendluft gelärmt, ihre Füße waren über die Wiesen der Heimat geeilt, in ihren Lenden hatte sich täglich vorbereitet, was dereinst ein neues Leben erzeugen sollte.

Der Diener besann sich mittlerweile auf seine Pflicht. Es war Fritz Bauernfeind, den der Erbprinz vor einer Woche schlafend im Korridor angetroffen hatte. Er trat zwischen zwei Palmen zu Klara heran und fragte leise, indem er sich tief verneigte:

„Befehlen den Schleier zu heben?“

Klara verstand seine Worte nicht und sah verwirrt und ängstlich zu ihm auf. Der Diener war durch eine lange Wache an der Leiche des Fürsten übermüdet und erregt. Als er Klaras wespengrüne Augen im Goldkerzenschein aufstrahlen sah, glaubte er, eine Gestalt habe sich aus den Bergkristallen der Wand losgelöst und Leben gewonnen.

Klara vergaß ihm zu antworten.

Ein Vogelschwarm zog im Blitzeslicht am Fenster vorüber, und dieses Bild erinnerte Klara in wenigen Sekunden an einen anderen Ort, an eine Stimmung, einen Hauch, fast ein Nichts, das vor einem Jahr gewesen war: Eine frühere Abendstunde als diese zu derselben Jahreszeit, der gleiche Geruch der Atmosphäre, die gleiche Ahnung einer entfernten Landschaft und eines entrückten Lebens.

Sie sitzt am Fenster ihrer herrlichen Villa und wartet auf den Fürsten. Auf eine geheimnisvolle Art fühlt sie sich bewegt. Immer sind es dieselben Gesichter, die ihr begegnen, vor ihrem Fenster, auf ihren Besorgungen mittags in der Stadt, auf ihren Spazierfahrten, des Abends in der Oper oder im Schauspiel. Unbegreiflich schnelle Blicke werden ausgetauscht. Männer und auch Frauen drängen sich in ihre Nähe, um das Knistern ihres Rockes zu hören, ihren Duft zu spüren, und verschwinden wieder. Berührungen finden statt — als streiche der Wind ihren Arm! — und steinerne Gesichter dazu, angefüllt mit einem zitternden schwingenden Leben. Ringsum nichts als aufdämmernde Ahnung! Klara sitzt am Fenster ihrer Villa. Zu den Wandervögeln blickt sie auf, die in Schwärmen über den Himmel fliegen. Sie hat einen sonderbaren Gedanken: die Figur, in welcher die Vögel sich aneinander reihen, ist nichts anderes als eine geheimnisvolle Schrift, doch niemand von den Menschen kann sie lesen. Sie ist glücklich über diesen Gedanken und wendet sich vom Fenster, ihrer Gesellschafterin davon zu sagen. „Denken Sie, Anna —" beginnt sie, aber da steht der Fürst vor ihr. Er hat den ganzen Arm voll Blumen und mit der linken Hand hält er ihr demütig und scheu ein Paket entgegen. Sie sagt: „Du bist es!" und fühlt, wie sehr sie ihn, seinen flackernden Blick, seine schwere Zunge, seine Kleidung, sein Alter, seine Krankheit, seine Unzucht, wie sehr sie alles an ihm haßt. Sie öffnet errötend das Paket. Eine wunderschöne goldene Schreibtischuhr mit Amoretten aus Mosaik ist darin. „Herrlich ist das!" sagt sie und küßt ihn flüchtig auf die Wange, während der Frühlingswind ihr Haar im Nacken kräuselt.

Das war ihre ganze Erinnerung in dieser Sekunde, und sie hatte sogar den Kopf ein wenig zur Schulter hingeneigt und die Wange schräg dem Kerzenschein dargeboten, um besser nachdenken zu können.

Der Diener hatte geglaubt, auf seine Frage ein „Ja" aus Klaras Munde gehört zu haben. Er lüftete den Schleier und entblößte das Gesicht des Leichnams.

„Oh —!" rief Klara und preßte die Hände heftiger zusammen.

Erschrocken sah sie, wie der Diener den Ehering vom Finger des Toten löste und ihn ihr mit einer tiefen Verbeugung reichte.

„Ich habe Befehl . . ." sagte Fritz Bauernfeind errötend, als er Klara zaudern sah.

„Ja . . . danke . . . ja . . ." sagte sie, nahm den Ring entgegen und wandte sich völlig verwirrt ab.

Sie war nur zwei Minuten hier im Saal geblieben.

Der Diener nahm eine Kerze und ging voran. Er verneigte sich an der Tür noch einmal, so tief, daß Klara seinen braunen Scheitel und seinen roten Nacken in dem hohen Kragen sah. Irgendein fremder Wunsch wurde in ihr rege.

„Ja . . . danke!" flüsterte sie und schritt hinaus.

Der Fürst stand vor der Tür. Er betrachtete Klara prüfend mit seinen klugen grauen Augen: sie hatte nicht geweint.

„Sie werden jetzt müde sein," sagte er. „Wollen Sie gütigst der Bedienerin folgen? Sie wird Ihnen die Zimmer anweisen."

Klara nickte zustimmend.

„Es ist jetzt halb zehn. Ist es erlaubt, daß ich Sie morgen vormittag zu meinen Geschwistern führe?"

„Ja," sagte Klara und reichte Ludwig die Hand, die er küßte.

Ludwig folgte Klara, welche in Begleitung der Bedienerin die Treppe hinaufstieg, mit den Blicken.

Dann ging er die Galerie entlang, dem Westflügel zu. Er kam an Gabrieles Zimmern vorbei und schritt auf einer eisernen Wendeltreppe höher, bis er den Turm erreicht hatte. In das kleine Zimmer im obersten Gipfel

des Turmes trat er ein. Es war Brolawskis Behausung. Der Schriftsteller war nicht darin.

Eine brennende Lampe stand auf dem Tisch, der über und über mit Manuskripten bedeckt war. Das Fenster hatte sich geöffnet, Schwalben flogen ängstlich hinaus in die wetterleuchtende Nacht und wieder ins Zimmer hinein, an dessen Deckengebälk sie ihre Nester gebaut hatten. Der Fürst wunderte sich nicht mehr, weshalb die Kleidung des Schriftstellers stets so ungeheuerlich beschmutzt war. Kopfschüttelnd sah er sich im Zimmer um. Unter den Fenstern war eine elende Schlafstätte aufgestellt, rotkarierte Federbetten und Kissen quollen darauf aus, die von Schwalben verunreinigt und den Tag über nicht bereitet waren. Ein kleines, gänzlich veraltetes und, wie es den Anschein hatte, völlig unbrauchbares astronomisches Fernrohr ruhte auf einem hohen Stativ und richtete sein blindes drohendes Auge über das Bett hinweg durch das Fenster zum Himmel. Die Wände des Zimmers waren ganz mit russischen Zeitungsausschnitten benagelt, rot und blau unterstrichene Sätze bezeichneten die Zeilen, die dem Schriftsteller besonders gefallen hatten. Der Raum an der Wand hatte im Laufe der Jahre nicht mehr ausgereicht, so daß der Schriftsteller mehrere Ausschnitte, in denen man blättern konnte, aufeinander genagelt hatte. Der Fürst las in diesen Ausschnitten, wie der Besucher einer Gemäldegalerie sich die Bilder an der Wand betrachtet. Zu seinem Erstaunen bemerkte er bald, daß Brolawski sich nur Notizen aus dem lokalen und kriminalen Teil der Zeitungsblätter auserlesen hatte: in Moskau war ein Haus eingestürzt, ein Dienstmädchen hatte sich erhängt, in der Nähe der Krutitzkikaserne war ein Lustmord geschehen, der Pferdebahnbetrieb über die Newa war eröffnet worden, einen Tschinownik hatte man wegen Bestechlichkeit verurteilt, der Bericht von einem riesenhaften Mordprozeß flatterte in vielen Fortsetzungen im Nachtwind! Unter der Lampe auf einem Bündel beschriebener Seiten stand eine Photographie der verstorbenen Fürstin in einem kostbaren elfenbeingeschnitzten Rahmen. Fürst Ludwig betrachtete dieses Bild lange

Zeit mit höchster Verwunderung. Dann nahm er ein Manuskriptblatt zur Hand: kein Wort, das nicht einmal durchgestrichen und durch ein anderes ersetzt wäre ... unzählige Tintenflecke! Über einem Blatt in großen russischen Buchstaben: „Die Ermordung des Herzogs von Guise", über einem andern: „Entsetzliches Schicksal einer russischen Aristokratenfamilie."

Jetzt hörte der Fürst, wie Brolawski ächzend die Treppe hinaufgestiegen kam, der, wie er es Gerhart angesagt hatte, ‚nur noch ganz schnell ein wenig Toilette' machen wollte, bevor er seinen Auftrag ausführte. Sein Oberkörper tauchte über der Treppe auf, die geradeswegs in das Zimmer führte. Er blieb stehen, er schien zu Stein erstarrt zu sein: noch niemals, solange er hier lebte, hatte ihn irgend jemand aus der fürstlichen Familie besucht.

„Ich bin es, Brolawski!" rief ihm Ludwig zu. „Komm nur näher!"

„Sprachlos bin ich ..." sagte Brolawski, der keine Miene machte, die letzten Stufen der Treppe zu erklimmen.

„Komm doch herauf!" rief Ludwig und legte das Manuskriptblatt auf den Tisch. „Ich bin in dein Zimmer gedrungen, um mit dir zu sprechen."

Brolawski stieg höher.

„Ew. Durchlaucht sehen in mir ein vor Überraschung konsterniertes Geschöpf," erklärte er im Türrahmen.

„Nun ja — tritt doch nur endlich ein und schließe die Tür!" rief der Fürst ungeduldig.

Brolawski schloß die Tür und setzte sich auf sein Bett, während er sich mit seinem Tuch, das er aus dem Stiefel gezogen hatte, Luft zufächelte.

Der Fürst schien aus irgendeinem Grunde verlegen zu sein. Jedenfalls begann er eine weitschweifige Unterhaltung.

„Wo hast du das Bild meiner Mutter her, Brolawski? Ich entsinne mich, es als Kind irgendwo gesehen zu haben."

„Ich habe es gestohlen," erklärte Brolawski bescheiden.

„Gestohlen?" fragte der Fürst verblüfft.

„Ja, Ew. Durchlaucht — es stand immer unten, im Eberhard-Ludwig-Zimmer auf der Etagere. Eines Tages

habe ich es mir ganz einfach in die Tasche gesteckt, niemand hat es bemerkt."

Ludwigs Stirn verfinsterte sich.

„Behalt es nur," sagte er nachdenklich.

Sein Blick blieb an einer größeren Tintenzeichnung haften, die Brolawski an die Tür genagelt hatte.

„Was bedeutet denn das?" fragte Fürst Ludwig zerstreut.

Allmählich aber wurde er aufmerksam, ja sogar im höchsten Grade interessiert.

Es war in der Tat eine bemerkenswerte Zeichnung. Sie zeigte in der allerkindlichsten Haltung einen Mann, der unter einem Baum schlief. Die eine Hand stützte die Wange, die andere aber streckte sich nach einem Schwert aus, welches dem Schläfer von einem fußbreit über der Erde in der Luft schwebenden Engel dargeboten wurde. Ein zweiter, ebenfalls schwebender Engel zerrte den Schläfer an seinem lächerlich großen Ohr und wies mit dem Arm zornig auf einen Wegweiser, der die Aufschrift trug: ‚Nach Ludwigslust!'

Brolawski schien gern bereit zu sein, dem Fürsten Aufklärung zu geben.

„Diese Zeichnung versinnbildlicht einen Vorgang, Ew. Durchlaucht, der sich vor meiner großen Wanderung nach Ludwigslust zugetragen hat. Ich lag in Anastasowo unter der Linde und schlief. Da traten die Erzengel Michael und Georg zu mir heran, brachten mir ein Schwert, rissen mich am Ohr und schrieen: ‚Michael Jegorowitsch, du filziger Hund, stehe auf, nimm dein Schwert und wandere zu deiner Herrin!'"

„Und diesen Traum hast du dir aufgezeichnet?" fragte Fürst Ludwig sehr ernst.

„Ja, Ew. Durchlaucht. Ich wollte ihn täglich vor meinen Augen haben."

„Du sprichst von einem Schwert, das dir die Engel gebracht haben. Wo hast du es denn?"

Brolawski stand auf und schlug einen Tuchfetzen zurück, der über eine Ecke des Zimmers gespannt war. Dort hingen einige Beinkleider, ein Rock und hinter ihnen lehnte ein großer Stecken, wie ihn die russischen Hirten tragen.

„Hier, Ew. Durchlaucht."

Brolawski zeigte dem Fürsten mit schüchternem Stolz seinen Stecken. Ludwig betrachtete ihn aufmerksam.

„Als ich aufwachte, fand ich ihn neben mir," erklärte Brolawski.

„Wie lange ist es eigentlich her, daß du zu uns gekommen bist?"

„Vierundzwanzig Jahre, Ew. Durchlaucht."

„Hm, vierundzwanzig Jahre . . . Sag einmal, wie verlief deine Wanderung eigentlich — immer zu Fuß?"

Brolawski lachte glücklich.

„O ja, meistens, Ew. Durchlaucht! Manchmal gab es einen mitleidigen Fuhrmann . . . Einmal in Rußland habe ich mich sogar an einen Eisenbahnwagen gehängt Ich wurde entdeckt und bekam große Prügel."

Der Fürst legte den Stab auf den Tisch. Er rundete mehrmals seinen Schnurrbart mit den Händen und blickte darüber hinaus mit dem geistvollen Blick seiner Augen auf den Schriftsteller, der wieder vor ihm auf dem Bett saß.

„Und du hast nichts Wesentliches erlebt?" fragte der Fürst.

„Nein, Ew. Durchlaucht," antwortete Brolawski harmlos. „Felder, Flüsse, Städte, Straßen, Felder — weiter nichts."

„Höre, lieber Freund," sagte der Fürst, „du vergißt da etwas in deiner Aufzählung."

„Was denn, Ew. Durchlaucht?" fragte Brolawski und spitzte die Ohren wie ein Hund.

„Dächer."

„Wie Dächer?" fragte Brolawski und riß die Augen auf.

„Ja — Dächer," wiederholte Fürst Ludwig mit einem ironischen Zucken der Mundwinkel. „Beinah wärst du sogar von solch einem Dach abgestürzt."

„Aber wie denn? Was denn, Ew. Durchlaucht? Wieso denn abgestürzt?"

„Nun, vor vierundzwanzig Jahren bist du in einer gewissen Stadt nachts auf das Dach des Superintendenten von Waechter geklettert, um von dort aus Reden

zu halten. Ein Sohn des Geistlichen hat dich erwischt und du hast ihm schöne Geschichten erzählt, damit er dich nicht vor die Polizei bringen soll. Vom Galgen hast du dich damals frei geschwatzt, mein Lieber."

Der Fürst legte seine Hand freundschaftlich auf Brolawskis Schulter, der entsetzt und flehend zum Fürsten aufsah.

„Ja, glaubst du denn, mein Lieber, solch ein großer Kriminalist wie Adalbert von Waechter ginge blind durch die Welt? Eines Tages, als er dich verhören ließ, hat er dich ganz einfach wieder erkannt — und das, ohne mit dem Gesicht zu zucken. Deine sonderbare Ausdrucksweise ist ihm vom ersten Tag an aufgefallen, er hat in seinem arbeitsgewohnten und ihm jederzeit dienstbaren Gedächtnis so lange gesucht, bis er plötzlich wußte, woher er diese ‚sonderbare Art sich auszudrücken' kannte. Nun, du hast ja damals nichts von deinen Absichten verschwiegen, mein Lieber. Das ganze Unglück meiner Mutter hast du ihm haarklein vorgelegt und schließlich mußtest du ihm sogar noch auf die Nase binden, daß Gott dir ein Schwert in die Hand gedrückt habe, um meinen Vater zu töten. Du hast da den jungen Adalbert von Waechter mit der Entstehung eines kriminellen Falls bekannt gemacht — vielleicht hast du ihm sogar mit deiner Erzählung den ersten inneren Antrieb zu seiner späteren Karriere gegeben. Gewiß hat er sich in seiner frühesten Jugend mit ganz anderen Dingen beschäftigt als mit kriminalistischen, mit theologischen oder historischen Angelegenheiten zum Beispiel: da steigst du auf das Dach und predigst ihm. Die Romantik der Mondnacht — sicher war es doch eine Mondnacht? — deine ungewöhnliche Erscheinung — zuerst warst du ihm ein Dieb und dann ein Heiliger! — die Bekanntschaft mit einem russischen Pilger, kurzum dies alles hat seinen Geist noch in den folgenden Jahren auf das lebhafteste beschäftigt, und der Gedanke ist ihm gekommen, wie ungemein interessant und belehrend doch ein Beruf sein müsse, in welchem einem täglich eine ganze Handvoll solch außergewöhnlicher Schicksale begegnen, mehr noch, für solch einen rechtschaffenen Jungen ist es ein be-

rauschender Gedanke, diesen außergewöhnlichen Geschicken durch das Mittel der Gerechtigkeit ihren Weg zu weisen. Nun, was sagst du dazu?"

Brolawski war kreidebleich geworden. Er würgte und er blies die Backen auf. Der Fürst stand ganz ruhig mit gekreuzten Füßen vor ihm und sah ihn an, als habe er ein Kind zu belehren.

„Ja, um Gottes willen, woher wissen denn Ew. Durchlaucht —?"

„Woher ich das weiß? Das kannst du dir doch wohl denken! Natürlich von Exzellenz Waechter selbst . . . Höre einmal, nach vierundzwanzig Jahren ereignet es sich, daß eine sehr bedeutsame dienstliche Obliegenheit Adalbert von Waechter nach derselben Stätte führt, auf der du dein Gottesschwert schwingen wolltest. Und siehe da, mein Vater ist im Wald überfallen und getötet worden — mein Vater, von dem du doch erzählt hast, er habe meine Mutter während der Schwangerschaft geschlagen und noch einiges andere mehr . . . Ich könnte dir hundert ‚Tatbestandsmerkmale' herbeischleppen, wie die Juristen sich ausdrücken, aber die wenigen genügen schon, nicht wahr? Sollte das einem so großen Kriminalisten nicht ausreichen, um das Netz über deinem Kopf zusammenzuziehen? Denk dir einmal die besondere Situation: ein Ankläger und Staatsanwalt, der in der beneidenswerten Lage ist, gleichsam als Zeuge gegen dich aufzutreten. Das kommt doch nicht alle Tage vor! Allerdings könnte es ihn ja stutzig machen, daß du erst nach vierundzwanzig Jahren dein ‚Schwert' geschwungen hast, aber Exzellenz von Waechter hält dich wahrscheinlich für eine Art von Hamletnatur und dann glaubt er auch, daß du eigentlich nicht so ganz richtig im Kopf bist. Du würdest in der Tat kaum geköpft werden, mein Lieber, man würde dich in ein Irrenhaus sperren. Jeder Sachverständige wird dich für verrückt erklären und tausend Zeugen deines Lebens werden solch ein Gutachten bestätigen. Ich halte dich übrigens keineswegs für verrückt. Ich habe vielmehr die Idee, daß du vierundzwanzig Jahre lang den Narren gespielt hast, um — nun, du hast für dein ‚Gutachten' gelebt, mein Lieber.

Jedenfalls hat mir meine Mutter erzählt, du seiest früher nicht nur ganz verständig gewesen, sondern direkt von genialer Veranlagung. Wahrscheinlich ist dir mit dem Tag, an dem du deinen Traum gehabt hast, der Gedanke gekommen, den Narren zu spielen. Als sich nun deine Aktion so lange herauszog — dir hatte das Schicksal eine Last auferlegt, die du nicht zu tragen vermochtest, wie es so schön von deinem Bruder Hamlet heißt! — siehe, da war dir deine Narrheit zur zweiten Natur geworden! Das ist übrigens nur eine Vermutung in Parenthese. Jedenfalls, was Herrn von Waechter anbetrifft, so gibt es noch einen Ausweg für ihn, wenn er an den merkwürdig langen Zeitraum denkt, nämlich, daß du in diesen Jahren schon mehrfach Körperverletzungen an meinem Vater begangen hast oder besser: Mordversuche mit untauglichen Mitteln. So hat zum Beispiel mein Bruder Gerhart ausgesagt, er habe einmal als Kind gesehen, wie mein Vater mit blutender Hand aus seinem Zimmer gestürzt sei, dich verfolgt und geschlagen habe, wobei er ausrief: ‚Kannst du dich denn nicht vorsehen, du Lümmel!‘ Damals hast du ihn wahrscheinlich mit einem Federmesser oder dergleichen angefallen. Außerdem hast du, als er zum ersten Male nach Anastasowo kam, um sich mit meiner Mutter zu verloben, nichts Eiligeres zu tun gehabt, als ihm sofort einen eisenbeschlagenen Koffer auf die Füße zu werfen, so daß er eine Woche lang lahmen mußte. Das alles ergibt eine ganze hübsche und haltbare Theorie.“

Brolawski stand jetzt auf.

„Ich muß Ew. Durchlaucht aufrichtig bekennen, daß ich kein Wort von alledem begreife,“ sagte er gekränkt.

Der Fürst ging auf diese Bemerkung mit keinem Wort ein. Er wanderte, soweit dies in dem geringen Raum überhaupt möglich war, im Zimmer umher und musterte dabei die Wände.

„Deine Behausung ist eigentlich recht sonderbar, lieber Brolawski,“ sagte er etwas heiser. „Nimm einmal an, es ginge hier jemand, der eine ganz bestimmte Theorie gegen dich ausgesonnen hat, in deinem Zimmer so wie ich auf und nieder und läse hier zum Beispiel

diese auffallend zahlreichen Berichte aus der Welt der Verbrechen — ich bemerke allmählich, daß du die Mordprozesse zu bevorzugen scheinst — hier, sieh da!" — der Fürst summte einige russische Sätze aus einem Mordprozeß, das Bruchstück eines berühmten Plädoyers, vor sich hin — „Hm!" — Fürst Ludwig wendete sich um und musterte Brolawski scharf. — „Also nimm an, Herr von Waechter gibt am ersten Tag seines Hierseins den Wunsch zu erkennen, in den Zimmern einiger Bedienten eine Art Haussuchung vorzunehmen! Werde ich ‚nein' sagen? Das würde mich bloßstellen, denn ich, der Erbe des Ermordeten, muß am eifrigsten bemüht sein, den Täter zu ermitteln, sonst könnte man ja auf die Idee kommen, ich hätte irgend ein Interesse daran, die Untersuchung zu hintertreiben oder auf eine falsche Fährte zu leiten, zumal da aller Welt bekannt ist, wie außergewöhnlich schlecht ich mit meinem Vater gestanden habe. Und dann mußt du ja auch nicht vergessen, daß den Behörden die Heirat meines Vaters mit dem Mädchen bekannt ist. Kurzum, ich würde mich schrecklich kompromittieren, wenn ich nicht eilfertig in alles einwilligen wollte, was zur Aufklärung der Tat dienen könnte, meinst du nicht auch? Du hast ja selbst vorhin gehört, auf was für Ideen solch gewitzte Leute kommen. Waechter nannte mich ja in Gegenwart meiner Geschwister sogar einen Mörder! Das war selbstverständlich eine höchst lächerliche Entgleisung von ihm, und ich bin überzeugt, daß dieser gerechte Mann sich jetzt schon seines Jähzornes schämt, und meine Geschwister werden sich schon über ihn lustig machen, aber du siehst selbst, in welch eine peinliche Lage ich geraten bin, obwohl ich in alles eingewilligt habe, worum man mich bei der Untersuchung gebeten hat. Ich werde also, wenn man meine Erlaubnis zu einer partiellen Haussuchung in Ludwigslust einfordert, lediglich die Bitte aussprechen, daß alles unauffällig geschehe, möglichst in Abwesenheit und ohne Wissen der Betroffenen. Das habe ich ja nun auch getan. Was sagst du dazu?"

Brolawski faßte sich pathetisch an die Stirn.

„Ja, bin ich denn verrückt?" rief er. „Ich würde

ja glücklich sein, wenn ich auch nur ein einziges Wort von alledem begreifen könnte!"

„So, du kannst kein Wort von alledem begreifen," erwiderte der Fürst mit einer verhaltenen Erregtheit. „Dann will ich mich also bestreben, klarer zu sein! Du weißt, es handelt sich um dieses eine wichtige Indizium, die violette Börse, die meine Schwester Gabriele meinem Vater zu Weihnachten gestrickt hat. Wer diese Börse besitzt, diesen einzigen Gegenstand, der an der Leiche meines Vaters gefehlt hat, von dem nehmen die Kriminalisten an, daß er auch mit dem Verbrechen irgendetwas zu tun hat — ein einfacher Schluß, nicht wahr? Und deshalb suchen sie sie auch auf Mord und Tod. Also — da schließlich alle Zimmer im Gesindehaus durchsucht worden sind, hat man mich gefragt, wo sich eigentlich deine Stube befindet, und als ich den Ort angegeben hatte, ist man auf die Idee gekommen, auch deinem Himmelswinkel hier einen Besuch abzustatten. Selbstverständlich hat man nichts gefunden, aber denke dir nur einmal, Herr von Waechter hätte diese Zeichnung hier gesehen . . . oder er hätte dieses auffallende Interesse für Mordprozesse wahrgenommen . . ."

Brolawski kehrte jetzt dem Fürsten ganz einfach den Rücken. Er verschränkte die Hände und blickte in die gewitterbange Nacht hinaus. Die Schwalben duckten sich girrend und kläglich zwitschernd in ihren Nestern am Deckengebälk. Krachende Blitze stürmten gegen das Firmament an und beleuchteten die Landschaft mit einer unwahrscheinlich großen und weiten Deutlichkeit. Es hatte vom Turm aus den Anschein, als recke sich die Erdkugel bei einem jeden Blitz mit schwelender Sinnlichkeit einem magischen Licht entgegen und schwebe dann wieder mutlos in tiefe Finsternis hernieder.

„Du bist wohl stumm geworden, Brolawski?" fragte der Fürst und trat zu ihm heran. „Du begreifst wohl immer noch kein Wort? Nun, bemühe dich doch einmal, diese Geschichte mit der violetten Börse zu durchdenken. Die Kriminalisten spalten sich da in zwei Lager. Die einen behaupten — zu diesen gehört Herr Staatsanwalt Doktor Kiefer — es handle sich um einen ganz simplen

Raubmord, und der Täter habe nur in der Aufregung vergessen, die Perle aus der Krawatte, die Ringe von der Hand, die Uhr aus der Tasche zu ziehen. Das ist eine bürgerliche, eine plausible Theorie. Die andern — zu denen gehört Exzellenz Waechter — verfechten den Standpunkt, der Täter habe nur einen Raubmord vortäuschen wollen, und sie begegnen sich mit Staatsanwalt Kiefer in der Idee, der Täter habe in der Aufregung vergessen, die übrigen Schmucksachen an sich zu nehmen. Nun, Brolawski, ich habe lange darüber nachgedacht und habe mir eine dritte Theorie zu eigen gemacht."

Brolawskis Haupt sank auf die Brust. Der Fürst konnte sein Gesicht nicht sehen, aber die ganze Gestalt zeigte eine beginnende Erschütterung. Fürst Ludwig stützte sich mit einer Hand auf der Tischkante, mit der anderen deutete er heftig und tief erregt in die Nacht hinaus.

„Höre, Brolawski, was ich mir ausgedacht habe! Ich bin nämlich zu der Überzeugung gelangt, der Mörder meines Vaters hat gerade die violette Börse aus einem ganz bestimmten Grund entwendet und nur die violette Börse, nichts anderes! Nicht einmal auf das Geld darin ist es ihm angekommen. Im Gegenteil, er hat es vielleicht verabscheut. Aber diese Börse hat für ihn aus einem gewissen Grund einen Liebhaberwert. Kannst du dir denken, warum? Ich will es dir sagen: Weil meine Schwester sie mit ihren eigenen Händen gestrickt hat. Meine Schwester ist doch sehr schön, nicht wahr? Ach, die Leute hier im Land treiben ja einen wahren Kultus mit ihr, obwohl sie gar nicht sehr freundlich zu ihnen ist — in jeder Wohnung steht ihr Bild. Du mußt mich nun nicht falsch verstehen: ich sage nicht etwa, daß der Täter meinen Vater ermordet hat, um diese violette Börse in seinen Besitz zu bekommen. Das könnte ja nur ein Wahnsinniger tun. Nein — aber er hat diese Beute bei seiner Tat mit Freuden in Kauf genommen und um nichts in der Welt möchte er sie jetzt von sich tun. Er wird sie also zum Beispiel nicht vergraben, was doch das Klügste wäre. Ich bin sogar überzeugt, daß diese Börse ihn schließlich verraten wird. Glaubst du, daß mein Scharfsinn auf der richtigen Fährte ist?"

Der Fürst sah, wie Brolawskis Schultern zuckten, er schien lautlos vor sich hin zu weinen. Der Fürst streckte den Arm leidenschaftlich aus und wies auf die geschlossene Tür.

„Begreifst du denn eigentlich, was heute dort unten im Renaissancesaal vorgefallen ist, Mensch? Eine feile Gerechtigkeit greift Herrn von Waechter in die Speichen des Rades, daß er für uns aufgerichtet hat! Sie verschont die Mächtigen im Land und will keine Katastrophe fürstlicher Autorität, denn die großen Wahlen stehen vor der Tür! Mit dieser Schmach der Behörden trifft heute eine innere göttliche Gerechtigkeit zusammen. Aber — das ist ein Zufall! Das ist ein ungeheuerer Zufall! Jetzt bitte ich dich, jetzt flehe ich dich an, treib keinen Spott damit!"

Brolawski hielt die beiden Hände vor das Gesicht.

„Ew. Durchlaucht sind krank!" schluchzte er. „Der Blitz soll mir das Gehirn zerfetzen . . . Ew. Durchlaucht sind von einem Fieber zerfressen! . . . Gehen Ew. Durchlaucht doch ins Bett und schwitzen ein wenig! . . . Kein Wort verstehe ich . . . Man begreift ja kein Wort . . ."

Die Haare des Fürsten sträubten sich bei Brolawskis Worten. Ein Donnerschlag ertönte.

„Du Narr! Du Narr! Du Narr!" schrie Fürst Ludwig und schüttelte Brolawski an den Schultern.

Plötzlich taumelte er und fiel auf den Stuhl. Sein Gesicht zeigte den tiefsten Lebensüberdruß.

Brolawski drehte sich um. Sein tränenüberströmtes Gesicht kehrte er dem Fürsten zu, aus dessen Haltung eine völlige Abkehr vom Leben sprach.

„Ew. Durchlaucht, mein geliebter Vater!" schrie Bolawski, als er den Fürsten so erblickte, und er stürzte bei diesen Worten zu Ludwigs Füßen. „Wie komme ich denn dazu, Ew. Durchlaucht so schrecklich zu quälen! . . . Geben Sie mir doch ja Ihre Hand, ach, ich bitte Sie, gucken Sie doch nicht so traurig zum Fenster hinaus! . . . Wen liebe ich denn auf der Welt als Sie? Warum quäle ich Sie denn? Beachten Sie mich doch gar nicht! Treten Sie mich! Ich bin ja nur ein fliegender Hund! Oder schießen Sie mich tot!"

Diese letzten Worte sprach Brolawski wie jemand, dem eine erleuchtende Idee während des Sprechens gekommen ist.

„Ja," rief er ekstatisch, „schießen doch Ew. Durchlaucht mich tot — das wäre ein Ende ohne Schrecken, das wäre ein herrlicher Fußstoß ins Nichts! Vollbracht ist mein Leben, gänzlich vollendet, — kennen Ew. Durchlaucht die Begierde nach dem Tod? . . . Ich bin ein feiger Hase, vor jedem Würmchen bin ich erschrocken, meine Haut erzittert vor einem Schuß und dennoch schwöre ich Ew. Durchlaucht beim Gedächtnis Ihrer Mutter, ich spreche die Wahrheit, wenn ich sage, ich habe genug, ich habe es satt, ich habe die Begierde nach dem Tod. Täglich schleiche ich zu dem Leichnam Ihres verehrten Herrn Vaters und horche, horche . . . Neugierig bin ich, achdumeingott! . . . ‚Ob er sich verändern wird?' denke ich immer zu. ‚Ob es endlich aus ihm sprechen wird?' Ach, ich beneide ja Seine Durchlaucht um Allerhöchst Ihre Nichtexistenz . . . ich werde noch stinken vor lauter Neid, denn Seine Durchlaucht steht hinter den Kulissen der Welt und horcht und hört alles, ich aber höre gar nichts, nicht einmal den Totenwurm im Holz höre ich pochen und ticken, — aber Seine Durchlaucht umspannt mit seiner Nichtexistenz das Firmament . . . Zum schäbigen Pantheisten könnte man werden, bedenkt man es, wo die toten Herrschaften alles ihre Ohren haben . . . Ach, Seine Durchlaucht der Herr Vater haben jetzt nichts mehr mit all den hübschen Streichen zu tun, die sie während ihres Lebens ihrer Familie zu spielen geruhten, ein ganz anderer war es! Und das pflegt man dann Identität des Wesens zu nennen! Ich speie darauf! — Ja, ich gebe Ew. Durchlaucht mein Ehrenwort, ich hänge mich noch einmal deshalb auf, bloß um die Bande zu ärgern."

Brolawski geriet in Rage. Er stand auf und lief phantasierend und sich die Haare raufend um den Tisch. Er taumelte wie ein Betrunkener.

Der Fürst verfolgte mit neuer Aufmerksamkeit seine Bewegungen und Reden.

„So ein Leben, das ist doch zum Speien!" rief Bro-

lawski. „Ein Ziel hat man, einen Zweck, eine Idee, eine Aufgabe — Gottesschwert! Gut, es kracht nur so! ... Nachher steht man vor seiner ‚Idee' — vor der Leiche nämlich! ... So eine Gemeinheit, nein, so eine Gemeinheit hätte ich mein Lebtag Seiner Durchlaucht nicht zugetraut ... also du hebst das Bein: Nichts ... Du steckst den Finger in die Augen: Nichts ... Du tust ihm die Faust ins Maul: Nichts ... Er haut dir keine Ohrfeigen mehr, er gibt dir keinen Tritt, er beißt nicht mehr, er speit nicht mehr! ... Oder denken Ew. Durchlaucht vielleicht, daß er zürnt oder boshaft ist? Nichts ist er, an der Grenze von faulem Fleisch und Staub ist er, blöd und taub, blind und dumm ist er — aber dennoch das Wahrhafte, das Echte, das einzig Seiende ... Bäh, ich habe keine Lust am Dasein mehr, ich besaufe mich, ich bin bereit mich aufzuhängen! So eine Mischung von Schweinemagd und westeuropäischem Bojarentum, das ist schon ein Dreck ..."

Der Fürst richtete sich in seinem Stuhl auf und hielt dem Schriftsteller das Ohr hin, gleichsam als höre er nicht gut. Sein ganzes Wesen hatte nach Überwindung seiner Schwäche wieder etwas durchaus Gesammeltes und Gespanntes angenommen.

„Was habt ihr aus mir gemacht!" rief Brolawski mit Zorn in der Stimme, der aber nicht so sehr dem Fürsten, als vielmehr der ganzen Menschheit zu gelten schien.

Er lief aufgeregt lahmend und tief empört im Zimmer umher, als dächte er zum erstenmal über dies alles nach, und tastete dabei wie ein Blinder mit den Händen an der Wand entlang. Den Fürsten sah er nicht an, obwohl er ihn doch anzureden schien. Er sprach schwerfällig, stockend, asthmatisch, mit schwerer Zunge:

„Was habt ihr aus mir gemacht? Pfui Teufel über die ganze Aristokratenwirtschaft, der ich zum Opfer gefallen bin! Ew. Durchlaucht! Ew. Hoheit! Ew. Majestät! Haben Sie die Gnade! Geruhen Sie gütigst! Verneigung, Verneigung" — Brolawski bückte sich mehrmals — „das sind eure Festungen, eure Wälle, eure Mauern, wir aber stehen mit dem Sturmbock unserer Vernunft verlegen vor euch und grüßen zu euch hin ...

Ach über euren Nimbus der indirekten Anrede, der herrschaftlichen Allüren, der huldvollen Gnadenbeweise . . ."

Brolawski tappte klagend in der blinden Nacht seines Geistes umher.

„Mir haben Sie mit Ihren Gnadenbeweisen die Kehle zugeschnürt, Ew. Durchlaucht! Ja, ich darf in einem Schloß leben und empfange in meinem Zimmer den Besuch von Fürsten . . . Ich aber war ein Student und hatte in Petersburg die Zensur Ia erworben, ein großer Literat hätte ich werden können, die Professoren und Kritiker haben mit Fingern auf mich gewiesen! ‚Seht,' haben sie gesprochen, ‚da geht Rußlands Hoffnung.' Hätte der große Njekrassow mich gekannt und meine Jugendwerke gelesen, er wäre des Nachts aus seinem Bette gesprungen, an die Fenster seiner Freunde hätte er Steine geworfen und, wenn sie den Kopf in unsere eiserne Winternacht hinausstreckten, zugerufen hätte er ihnen: ‚Freunde, meine Freunde, wir haben das russische Genie!' Da aber war Ihre Mama und Ihr Papa und Ihr Großpapa und Ihre Brüder und . . . und Ihre Schwester und jedes Jahr wurden es mehr, die haben mir das Blut aus dem Halse gesoffen . . . Da, sehen Sie doch" — Brolawski zeigte mit zitternder Hand auf die Wirrsale seiner Manuskripte — „da sind die Opfer Ihrer Pfauengebärden, Ew. Durchlaucht, die toten Kinder meiner Eitelkeit, im Schatten Ihrer lebendigen Lichter geboren, da haben wir den ganzen Unrat . . . ich kenne mich nicht mehr aus darin, die Gestalten schwimmen vor meinem Blick davon wie die Karauschen in unserm See . . . ich läute die Glocke, tagelang, sie kommen nicht . . . nie kommen sie wieder . . ."

Während er diese letzten Worte sprach, schob er sich einen Stuhl vor das Bett und stieg zitternd, mit mehrfachen Ansätzen auf das Rohrgeflecht. Seine Hand langte in eines der Schwalbennester, ängstlich flatterten die Vögel daraus hervor.

„Bsch . . . Bsch . . ." machte Brolawski.

Er holte eine Kognakflasche aus dem Nest und glitt wieder hinab. Seine von Trunksucht geschwächten Augen schienen nunmehr alles in einem flackernden Licht zu sehen.

„Ich will mich besaufen," sagte er und trank aus der Flasche; und dann noch einmal beruhigt vor sich hinnickend, als sei dies die Rettung aus aller Not: „Ja, besaufen will ich mich."

Brolawski setzte sich wieder auf sein Bett, legte die Hände flach auf seine Kniee und starrte trübselig vor sich hin.

„Am Ende seines Lebens sieht man alles klar ... Das ist eine alte Bauernregel ... Heute ist das Ende meines Lebens. — Ich bin wie gesagt bereit mich aufzuhängen. — Ein Genie ist seit seinem achtzehnten Lebensjahr von einer idée fixe befallen ... Kaum hatte Er damals den Fuß auf Anastasowo gesetzt, da denk ich mir: Dem dreh ich den Hals um! Jahre gehen dahin ... Nächte ... Tage ... Abendstunden, Morgenstunden ... Sterne wandeln, Sonnen, Monde ... wie in einem Glasballon wirbeln die Jahreszeiten mir vor den Augen, nichts geschieht ... immer neue, stinkende Gemeinheiten ersinnt Er, — der Zerstörer dreier Generationen ... nichts geschieht ... ich denke nur immer: einmal dreh ich ihm doch den Hals um! ... Er wird alt, auch ich, Ew. Durchlaucht ... krank wird er, auch ich, Ew. Durchlaucht ... die Mutter stirbt, die Tochter kommt ... beide sind schön, beide sind Licht, sind Auferstehung ... nichts geschieht ... die Tage heben und senken sich ... alle sind leer, keine Tat darin, kein Wille ... die schönen Träume meiner Jugend, stromabwärts fließen sie wie Schutt und Holz ... nur noch dieser Aristokrat ist mir im Schädel ... wie ich ihm den Hals umdrehe und bringe das Ding nicht zuwege ... bis ein anderer kommt, sein Sohn, wieder ein Aristokrat ... in seinem Schatten erst werde ich groß ... kein eigenes Licht im Leib ... kein lebendiges Wasser ... ein anderer hat den Ruhm, und keine Gerechtigkeit ist bei dem Toten, nur Faulheit, Moder, kaltblütige Gemeinheit ... ach du mein Gott, wie sind bloß die Jahre umgegangen mit meiner großen Tat! ... Beide sind wir alt und krank geworden ... beide alt und krank ..."

Bolawski verstummte. Unaufhörlich hob und senkte er die Achseln, als sei er von Zuckungen befallen.

„Beide alt und krank, Ew. Durchlaucht . . .“ murmelte er.

Der Fürst horchte noch, als längst alles still geworden war. Er wagte sich nicht zu bewegen, aus Furcht, er könne den Schriftsteller in seinem Selbstgespräch stören.

Der aber warf ihm jetzt einen schiefen tückischen Blick zu. Sein verquollenes Gesicht heiterte sich sogar etwas auf, er blinzelte ironisch.

„Ja, ich könnte Ew. Durchlaucht noch interessante Geschichten erzählen. Doch wozu? Ew. Durchlaucht müssen es doch wahrlich vor allen andern Menschen verstehen, in meinem Herzen zu lesen.“

Der Fürst räusperte sich, er war heiser geworden im Schweigen.

„Wieso muß ich das verstehen?“ fragte er.

Brolawski streckte den Kopf vor und dämpfte die Stimme geheimnisvoll.

„Weil ich ja mein ganzes Leben nichts anders gewesen bin als Ihr Zerrbild.“

Der Fürst schlug den Rockkragen hoch. Er fror, sein Gesicht war grün und elend.

„Als mein Zerrbild —?“ fragte er völlig heiser.

„Ja,“ sagte Brolawski höhnisch, „paßt das Ew. Durchlaucht nicht? Ew. Durchlaucht sind zu ernst gesinnt, um Karikaturen zu lieben. Aber sie werden da sein, solange es Fürsten und Dummheit gibt.“

„Nun, inwiefern bist du meine Karikatur, Brolawski?“

„Weil ich dieselben Frauen geliebt und dieselben Männer gehaßt habe, die Ew. Durchlaucht geliebt und gehaßt haben, ich nur schäbiger, rechtloser und myriadenweit lächerlicher! — Glauben Sie es nicht? Nun, nehmen wir zum Beispiel die Fürstin! Ich meine nicht die neue“ — Brolawski schnitt eine Grimasse — „nicht ‚die Schöne‘, wie Se. Durchlaucht Prinz Gerhart sich eben zu äußern beliebten —“

Der Schriftsteller unterbrach sich.

„Darf ich Ew. Durchlaucht übrigens einen ausgezeichneten Witz berichten?“

Der Fürst runzelte die Stirn.

„Was für einen Witz?“ fragte er abweisend.

„Also: Ihr Bruder Gerhart hat mich eben auf der Treppe angehalten und mir befohlen, zu der ‚Schönen' zu gehen und Ihre Durchlaucht die Fürstin ehrerbietigst von dem jüngsten Herfurth zu grüßen. Weiter nichts! Kein Wort dürfte ich mehr sagen, nur, daß der jüngste Herfurth Ihre Durchlaucht die Fürstin bestens grüßen lasse! Ich sterbe vor Lachen!"

Brolawski hielt sich in der Tat die Seiten vor Lachen.

„Ist das wahr, was du da erzählst?" fragte Fürst Ludwig verwundert.

„Ja, mein Ehrenwort!" prustete Brolawski heraus. „Außerdem hat er noch behauptet, er würde hier bald Fürst sein, und ich müßte mich deshalb gut mit ihm stellen!"

Fürst Ludwig schüttelte, aufs höchste erstaunt, den Kopf.

„Wie klug er ist!" sagte er dann halblaut, mit einem sanften, freundlichen Lächeln.

„Und nun können Ew. Durchlaucht mal sehen, was ich für ein Kerl bin!" rief Brolawski. „Als ich nämlich mit dem Herrn Prinzen Gerhart dort unten an der Treppe gesprochen habe, da war ich fest entschlossen, alles zu tun, was er mir befohlen hatte. Ja, ich habe ihm sogar die hochprinzliche Hand in Dankbarkeit geküßt! Und jetzt, wo ich mich mit Ew. Durchlaucht darüber unterhalte, erscheint mir alles höchst spaßhaft und weit, weit talabwärts liegend, als stände ich mit Ew. Durchlaucht hier auf schneeverwehter Höhe im Gebirg und als hätte sich dieses Gespräch mit Ihrem Herrn Bruder Gerhart in einem dunklen irdischen Felsental voll grinsender Pferdeschädel und verbleichter Tierknochen zugetragen!"

„Höre, Brolawski," sagte der Fürst, ohne auf diese letzten Selbstbetrachtungen des Schriftstellers einzugehen, „du wirst natürlich diesen sonderbaren Gruß nicht ausrichten!"

„Den Teufel werde ich! . . ." schrie Brolawski.

Der Fürst runzelte abermals die Stirn.

Brolawski sah es und wurde seinerseits mit einer gewissen verborgenen Amüsiertheit ernst.

„Was wolltest du vorhin von meiner Mutter sagen?" fragte ihn der Fürst.

„Ja!“ rief Brolawski eifrig. „Daß wir dieselben Frauen geliebt haben, Ew. Durchlaucht. Nehmen wir die Fürstin! Sie waren ihr Sohn —“

Brolawski schnitt eine Grimasse.

„Ihr Sohn waren Sie, die Natur hatte Ihnen das höchste Recht verliehen, sie zu lieben. Ich? Ich war ein Stück Mist, das einer aus dem fürstlichen Gestüt am Weg verloren hat.“

„Was redest du da!“ rief Fürst Ludwig empört. „Hat meine Mutter dich je anders als mit Liebe behandelt?“

„Nein!“ rief Brolawski hitzig und hob beschwörend die Hände. „Nein! Das hat sie bei Gott und allen Heiligen niemals getan! — Aber wie wäre es denn mit der zweiten Frau?“

„Mit welcher zweiten Frau?“ fragte der Fürst verwundert.

Brolawski lachte. Er deutete mit dem Finger auf den Fußboden.

„Wie wäre es denn mit der hier unten?“ fragte er.

„Hier unten? Meinst du etwa damit meine Schwester?“

„Ja, ganz recht . . . Jawohl, damit meine ich Ihre Schwester! Jawohl, die Prinzessin zu Herfurth und Ingoltzheim, Durchlaucht Gabriele, meine Nichte! Jawohl, eben dieselbe! — Ich kenne nämlich die Frau, die Ew. Durchlaucht ‚hoffnungslos liebten‘ und um deretwillen Sie ‚Europa verlassen haben‘.“

„Ach, du hast also wirklich damals gehorcht!“ rief der Fürst empört.

„Ja, ich habe wirklich damals gehorcht! Schwer war es, aber man lernt es mit der Zeit. — Tja, die hoffnungslose Geliebte . . . Ich kann davon mit meinen Schwalben hier oben ein Liedchen flöten! Bsch . . . Bsch . . . na Prosit!“

Brolawski trank gierig aus seiner Kognakflasche.

„Lieben — was heißt denn hier lieben!“ rief der Fürst gereizt. „Ich habe meine Schwester geliebt, wie ein Bruder seine Schwester lieben soll. Weiter nichts! Gar nichts! Alles andere ist lächerlich und verwerflich!“

Brolawski hob abwehrend die Hände.

„Gott behüte mich, in Ihren Gefühlen herumzuschnüffeln!"

Der Fürst schlug sich mit der Faust gegen die Stirn.

„Mensch, was redest du da von Gefühlen! Ich bin mein Leben lang allein gewesen und war nur auf meine Mutter angewiesen, bis sie starb. Da sehe ich täglich eine blühende Jugend, der meiner Mutter ähnlich, im Haß gegen mich aufwachsen. Das treibt mich aus dem Land — ja zum Teufel, ich war im Grunde meines Herzens empfindlich, ich gestehe es gern ein, ich konnte es eben auf die Dauer doch nicht vertragen, daß meine Geschwister mich haßten, das kommt vor, das ist keine Schande für einen Mann, deshalb habe ich noch lange keine verbrecherischen Neigungen und du kannst ruhig in meinen Gefühlen ‚herumschnüffeln'!"

„Nun — und?" fragte Brolawski neugierig und unbeirrt, als der Fürst schwieg. „Warum sind Sie dann auf meinen Brief zurückgekehrt?"

„Nicht wegen der Heirat an sich, zum Teufel!" schrie der Fürst. „Mag er sie doch heiraten!"

„Weshalb also dann?"

„Mensch, willst du dich dumm stellen? Ist das so schwer zu begreifen? Ein Mann, mein Vater, hat eine Liebesbeziehung zu Klara Vollrath, der Tochter des Wachtmeisters Vollrath! Wer ist denn Klara Vollrath, Mensch?"

Brolawski starrte den Fürsten mit seinen lichtlosen Augen an.

„Seine natürliche Tochter."

Der Fürst schlug sich abermals mit der Faust gegen die Stirn.

„Ja, Mensch, Klara Vollrath ist seine natürliche Tochter! Nicht genug, daß er diese Beziehung drei Jahre lang unterhält, nein, er heiratet dieses Mädchen! Mensch, glaubst du, daß die Seele meiner Schwester in solch einer Atmosphäre nicht doch einmal Schaden leiden kann? Daß sie nicht doch einmal zerbrochen wird? Wer bürgt mir dann noch für ihre Reinheit? Wer bürgt mir für ihre sittliche Integrität, die mir das Höchste auf der Welt ist, Brolawski! Das Höchste auf der Welt!"

Brolawski fuhr bei diesen Worten zusammen.

„Das ist in der Tat der Kernpunkt der ganzen Frage, Ew. Durchlaucht!“ flüsterte er. „Ihre sittliche Integrität! — Das war auch mir das Höchste, nichts anderes! — Ihre sittliche Integrität, das ist es!“

Er setzte hinzu: „Und deshalb habe ich auch Tag und Nacht mit meinem ‚Schwert‘ im Arm vor ihrem Zimmer patrouilliert!“

Der Fürst schmiegte sich mit einer heftigen Bewegung seines Körpers erschauernd in seinen Rock.

Brolawski bemerkte es.

„Ja, es wird kalt,“ sagte er seufzend und stieg auf sein Bett. „Das Gewitter ist fort, der Regen saust über das Dach.“

Er schloß das Turmfenster, dann bot er dem Fürsten die Flasche an. Mit dem Ärmel wischte er über die Öffnung.

„Trinken Ew. Durchlaucht mal,“ sagte Brolawski einfach.

Der Fürst bedachte sich keinen Augenblick. Er nahm einen tiefen Schluck.

Eine Stille trat ein.

Brolawski hatte die Fäuste an die Schläfen gelegt und sah zu Boden.

„Nun —?“ fragte der Fürst nach einer langen Stille.

Brolawski blickte verständnislos auf.

„Nun — du sagtest doch vorhin, wir hätten dieselben Männer gehaßt. Wie steht es also damit?“

Brolawski spie auf den Boden und schurrte mit dem Stiefel. Eine Weile brütete er vor sich hin, dann verzerrte sich sein Gesicht und er begann seinen Rock, seine Weste und schließlich sein Hemd an der Brust zu öffnen.

„Da,“ sagte er und reichte dem Fürsten mit abgewendetem Gesicht etwas hin.

Der Fürst sah völlig fassungslos auf Brolawskis Hand.

„Da!“ rief Brolawski ungeduldig und gereizt.

Der Fürst nahm erschrocken den Gegenstand aus Brolawskis Hand.

Es war eine violette Börse.

Brolawski legte die flachen Hände wieder auf die Kniee und sah angestrengt vom Fürsten fort.

„Nun — wollen wir uns jetzt Geschichten erzählen?“ fragte er.

Der Fürst hielt die Börse in den Händen. Er war unfähig, ein Wort zu sprechen.

„Mein Jesus . . .“ stammelte er.

„Ja, mein Jesus,“ sagte Brolawski. „Ich bin neugierig, was Sie jetzt damit anfangen . . . Werden Sie das Ding wie ein Hund im Sand verscharren?“

Ludwigs Lippen zitterten. Sein Haupt fiel auf die Brust.

„Brolawski, wie hast du es denn getan?“ fragte er gänzlich verstört.

Brolawski legte erstaunt die Hand an die Stirn.

„Wie ich was getan habe, Ew. Durchlaucht?“

Der Fürst lehnte sich ermattet zurück.

„Ach ja, du spielst wieder . . .“ sagte er.

„Ach so!“ rief Brolawski gleichmütig. „Ew. Durchlaucht wünschen meine Meinung über die Doktor Müllersche Theorie zu wissen? Nun, ich halte sie in allen Teilen für richtig. Dieser Kreisphysikus ist meines Erachtens ein heller, sogar ein genialer Kopf. Ich hätte allerdings noch einiges rein Psychologische und Medizinische hinzuzufügen. So stelle ich mir zum Beispiel vor, daß Seine Durchlaucht mit ihrem Ende gleichsam einverstanden waren. Ob das von der Übermüdung des ungewohnten Rittes gekommen ist oder von der berühmten ‚beginnenden Krankheit‘ — darüber habe ich mir noch keine Meinung gebildet. Jedenfalls habe ich die Überzeugung gewonnen, daß der hochselige Herr im Augenblick des Überfalls mit der ‚Sache‘, wie sich der Herr Bruder Gerhart auszudrücken belieben, durchaus einverstanden war. Er ist gewissermaßen vom ersten Moment an, wo ihn der Mörder vom Pferd gezogen hat, ‚geistesabwesend‘ gewesen. Denken sich Ew. Durchlaucht einen Mann, der sich eine Woche lang auf das Glück ehelichen Zusammenseins mit seiner glühend angebeteten Geliebten gefreut hat, und nun, da er sich am Ziel seiner Wünsche dünkt, er-

hält er eine Botschaft, den berühmten Brief, der ihm vielleicht für alle Zeiten das Bett der jungen Gattin verwehrt. Nämlich, er bekommt von seinem Sohn durch August Schlend ein Schreiben zugestellt mit dem Inhalt: Lieber Papa, Du treibst mit Deinem Kind Blutschande, und wenn Du nicht davon abläßt, bringe ich Dich ins Zuchthaus oder in die Irrenanstalt. Solch ein Mann ist entweder rasend vor Zorn oder lebensüberdrüssig, krank, abgestoßen und angeekelt. Der hochselige Fürst war meines Erachtens gewiß letzteres, nämlich fertig mit dem Ganzen. Er hatte sozusagen vom Leben die Nase voll. Das ist nun meine bescheidene Meinung."

Fürst Ludwig hatte sich während dieser Erklärung vom Stuhl erhoben. Eine unbeschreibliche Erregung bemächtigte sich seiner. Er keuchte, seine Brust flog, seine Stirn zitterte wie unter der Gewalt eines Krampfes. Er legte seine Hände auf die Schultern des Schriftstellers.

„Brolawski," stieß er hervor, „du hast vorhin gesagt, du seist ein Opfer von uns ‚Aristokraten'! Wenn das wahr ist, so bitte ich dich jetzt, verzeih uns allen, verzeih meiner Mutter, verzeih meinem Vater, meinen Geschwistern, verzeih auch deinem Vater! Eines will ich dir jetzt nur sagen: Du hast mit mir zusammen jahrelang eine Fahne getragen und sie verteidigt! Ich bin nur ein Fürst und kann aus meiner Haut nicht heraus! Mein Leben lang bin ich streng gegen alle Menschen gewesen, und meine eigenen Geschwister hassen mich darum! Nimm mich, wie ich bin, aber ich bitte dich — nimm mein Herz, mein ganzes Herz, hörst du? Verfüge über mich! Leb wohl! Ich gehe, ich muß zu meinen Geschwistern, eine fürchterliche Stunde beginnt! Leb von ganzer Seele wohl! Meine Achtung hast du — meine Liebe, mein Wohlgefallen! Und hier ist deine Börse wieder! Nimm sie! Ich will mit dir alles Elend gemeinsam tragen! Leb wohl!"

Bei diesen Worten faltete der Fürst die Hände auf Brolawskis Nacken zusammen und preßte das Gesicht des Schriftstellers heftig an seine Brust. Danach kehrte

er sich um und verließ mit schnellen Schritten das Zimmer.

Brolawski war fassungslos, und fassungslos sah er auf die Börse in seiner Hand.

Plötzlich heulte er wie ein Hund leise auf und stürzte zur Tür.

„Ew. Durchlaucht, geliebtes Väterchen! Ew. Durchlaucht!“ rief er, doch er hörte nur die schnellen Tritte des Fürsten, der die Treppen tiefer und tiefer hinuntereilte.

Brolawski nahm seine Flasche und trank sie mit einer rasenden Hast bis zur Neige aus. Er schrie unsinnige Worte in die Luft, weinte, raufte sich sein geringes graues Haar und wurde von Minute zu Minute fürchterlicher betrunken, bis er stolpernd und jubilierend die Treppe hinabstieg und die freie Luft erreichte.

Zehntes Kapitel

Die Mutter

(Leiden und Verklärung einer Frau)

Motto: I. Korinther 13.

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nicht nütze. Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht. Sie stellet sich nicht ungebärdig, sie suchet nicht das Ihre, sie lässet sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden. Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit. Sie verträget alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Die Liebe wird nicht müde; es müssen aufhören die Weissagungen, und aufhören die Sprachen, und das Erkenntnis wird auch aufhören. Denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören. Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge, da ich aber ein Mann war, tät ich ab, was kindisch war. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich's stückweise, dann aber werde ich's erkennen, gleichwie ich erkennet bin. Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.

I

Ein Befehl des Fürsten war unterdessen bekannt geworden, man solle die Zurüstungen zum Empfang der Gäste unterbrechen und die Dienerschaft in das Gesindehaus schicken. Die Leute gingen gemeinsam mit hochgeschlagenen Rockkragen durch den Park, der unter dem taggrellen Licht der unaufhaltsam folgenden Blitze wie unter einem Erdbeben schwankte. Auf dem Gesicht eines jeden lag ein unbestimmtes Grauen über die immer stärker auf-

tretenden Gerüchte von einem Vatermord, aber niemand sprach ein Wort, denn sie alle waren todmüde von der Arbeit des Tages. Einige fielen in ihren Schlafkammern halbangekleidet auf ihre Betten. In den Korridoren aber begann mittlerweile zwischen einem Bauernfeind und einem Gaude ein Streit. Andere traten hinzu, ein Kämmerier schlug einem Stallburschen eine Ohrfeige, der Junge weinte, dann herrschte Ruhe.

Oben, in ihrer Dachkammer, saß Franziska Schlend bei der Lampe und besserte Wäsche aus. Zuweilen horchte sie mit dem Ausdruck einer tiefen Angst in die Nacht hinein. Sie hörte den beginnenden Regen im Ungewitter, den Streit der Knechte und aus dem nahen Marstall das nervöse Wiehern der Pferde, die mit ihren donnernden Hufen gegen die Marmorwände schlugen. Franziska seufzte gequält auf, richtete ihre Blicke über die Brille hinweg auf das Antlitz der Gottesgebärerin an der Wand und empfahl ihrem Schutz das geliebte Haupt drüben im Schloß.

Um elf Uhr traten die Geschwister in das Zimmer des Fürsten Ludwig. Alexander tat es mit einer drohenden Entschlossenheit im Gesicht, die sich in Gerharts Zügen wiederholte; zeitweise wurde sie hier abgelenkt von einer ironischen Neugierde und einer flüchtigen, zerstreuten Beobachtung. Gabrieles Wesen hingegen zeigte eine krankhafte Angespanntheit aller Kräfte. Ihre Haut war vollkommen weiß, die Lippen, die Hände waren weiß und sogar die Augen waren nichts anderes mehr als helle Striche, wie man es zuweilen bei Tieren im Augenblick der höchsten Gefahr sieht. Die Frage, die auf ihr lastete, war nicht nur wie bei den Brüdern, ob Ludwig den Vater wirklich getötet hatte, sondern sie mußte jetzt all das Ungeheuerliche in Erfahrung bringen, das sich in den letzten dreißig Jahren in ihrer Familie zugetragen hatte. Sie konnte die Spannung nicht mehr ertragen, die sie diese ganzen Tage hindurch sorgfältig in ihrem Innern zurückgehalten und die sie schließlich durch Lektüre, durch Spaziergänge, durch gänzliche Unberührbarkeit von den Ereignissen unterdrückt hatte. Vor allen Dingen aber wollte sie endlich wissen, was Ludwig für ein Mensch

war. Dieser Gedanke peinigte sie seit dem ersten Tage seiner Ankunft auf das Unerträglichste. Sie fühlte ganz deutlich, daß sie in der nächsten Stunde zusammenbrechen werde, wenn diese ihr keine Erlösung böte.

Als die Brüder den Fürsten erblickten, konnten sie trotz aller Voreingenommenheit ein Erschrecken über das Bild seines Antlitzes nicht verbergen, und so hielten sie jeden Gruß zurück.

Der Fürst saß vor dem großen vierbeinigen Tisch und richtete seinen Blick hart an den Geschwistern vorbei auf die geschlossene Tür. Sein Gesicht erschien wie von Blut überströmt und qualvoll gefoltert. Zu seiner Rechten und zu seiner Linken flammte im hohen weißen Porzellanleuchter je eine Kerze aus Wachs auf. Es war derselbe Raum, in dem einst Johann Albrecht gelebt und gearbeitet, in dem er seinen Söhnen Unterricht erteilt hatte. Wie ehedem bestand die Einrichtung dieses Zimmers aus einem großen Tisch, vier Rohrstühlen und einer Büste Ludwigs des Ersten; an der weißgetünchten Wand hing das Kreuz, an dessen schwarzes glattes Holz der blutige Leichnam des Erlösers geheftet war. Auch heute noch gab es keinen Teppich auf den graugestrichenen Bohlen des Fußbodens, wohl aber war von dem Schmiedemeister aus dem Dorf in eine der Ecken des Zimmers ein Kamin eingebaut worden. Die alte Moderateurlampe war lichtlos zwar, doch mit höchst lebendigem Blick auf den schwarzen Sims des Kamins gestellt. Die grünen Fensterläden waren fest geschlossen worden; man hörte zuweilen den Donner über die Gärten und Felder rollen, ohne daß ein Schein des Blitzes in das Zimmer gedrungen wäre.

Langsam stand der Fürst auf, verneigte sich vor seinen Geschwistern, indem er seinen Kopf im Nacken beugte, deutete mit der Hand auf drei Stühle, die jenseits des Tisches wie vor einer Richterstätte aufgereiht waren, und ließ sich wortlos nieder.

Gabriele saß mit geschlossenen Augen, betäubt von den kommenden Ereignissen, auf ihrem unbequemen Stuhl, mit den geöffneten, nach außen gekehrten Händen im Schoß; zu ihrer Linken Alexander, der mit gerunzelter

Stirn in das gelb und schwarze Licht der Kerze starrte; etwas entfernter zu ihrer Rechten Gerhart, der den Kopf weit auf die Schulter zurückgelegt hatte und mit großen Augen auf den Mund des Fürsten sah. Der Fürst seinerseits richtete die Blicke über Gabrieles Haar hinweg auf einen schwirrenden, kreisrunden Lichtpunkt der Tür. Einmal versuchte er zu sprechen, doch war er seiner Zunge nicht mächtig.

Endlich begann er:

„Ich danke euch, meine Geschwister, daß ihr hierhergekommen seid. Mein Schicksal lege ich zu dieser Stunde in eure Hände. Ja, ihr mögt über mein Leben verfügen, das, seitdem es mündig geworden ist, kein anderes Ziel und keine andere Bedeutung gehabt hat, als euer Wohl zu fördern und eure Reinheit zu erhalten. Ich komme nicht schuldlos zu euch, meine Geschwister, denn so seltsam sind zuweilen die Mächte in der Welt gefügt, daß einer sündigen, in Schande und Not geraten muß, um dem andern, den er liebt, die Wege zu Gott zu ebenen. Und so bitte ich auch in dieser Stunde Gott, daß er eure Augen erleuchten möge, um dies zu erkennen."

„Du sprichst sehr hochmütig von unserem ‚Wohl' und von unserer ‚Reinheit'!" rief Alexander dem Fürsten zu, ohne seinen Blick von der Kerze zu entfernen. „Bitte lieber deinen Gott, daß er dir die eigenen Augen erleuchten möge!"

„Ich finde nicht, Alexander, daß Ludwig hochmütig gesprochen hat," sagte Gabriele mit starrem Gesicht. „Erst wenn wir seine Rechtfertigung angehört haben werden, muß sich das entscheiden."

„Ich will mich rechtfertigen, Gabriele," sprach der Fürst leise zu seiner Schwester, ohne Alexander zu beachten.

„Ich habe Vertrauen zu dir, Ludwig," entgegnete ihm Gabriele in demselben Ton. „Du sollst uns nichts sagen, wogegen dein Herz sich wehrt."

So hob das Haupt und betrachtete fortan das Gesicht des Bruders mit einer bis zum Wahn gesteigerten Aufmerksamkeit.

„Gerhart und ich aber," rief Alexander, „haben kein Vertrauen zu dir! Wir sind der Meinung, daß du

überantwortet werden mußt wie jeder andere, wenn du wirklich ein Vatermörder bist! Und das hat Herr von Waechter vor uns allen ausgesprochen! Wir sind übereingekommen, dich ohne Gnade und ohne Rücksicht auf unsere äußere Familienehre, die uns jetzt nichts mehr gilt, den Behörden auszuliefern!"

„Ja, Ludwig," rief nun auch Gerhart, der es als Feigheit empfunden hätte zu schweigen, „Gabriele hat vorhin zu uns gesagt, sie glaube, daß eine innere Gerechtigkeit einen jeden deiner Schritte geleitet habe. Aber würde sie wohl so gesprochen haben, wenn sie nicht deine Schwester wäre, sondern eine Fremde oder gar" — Gerhart zog die Stirn hoch und holte tief Atem — „oder gar Gott? Da aber Jesus Christus im Evangelium Johannis gepredigt hat, daß nur wer den Willen seines Vaters im Himmel tut, der ist sein Bruder, Schwester und Mutter, so müssen wir uns von der irdischen Verwandtschaft zu dir befreien, um Gott zu dienen."

Der Fürst lächelte seinem Bruder Gerhart schmerzlich zu.

„Ich will dir, Gerhart, Macht geben über mich, du sollst über mich urteilen wie ein Fremder, oder wie du meinst, daß Gott urteilen würde. Ich will mich rechtfertigen, meine Geschwister, aber ich will es nicht durch meinen Mund tun, sondern durch den Mund unserer Mutter."

„Unsere Mutter ist lange gestorben!" rief Alexander. „Sie weiß nicht in ihrem Grab, ob du unsern Vater getötet hast! Und das allein wollen wir heute abend von dir erfahren!"

„Doch, Alexander," entgegnete der Fürst milde verweisend, „sie weiß es wohl, ob ich unsern Vater getötet habe. Gib ja acht auf ihre Worte, glätte deine Stirne, besänftige deinen Zorn und verneige dich vor den Worten deiner Mutter."

Alexander verstummte mit einer unwilligen Bewegung.

„Ich danke euch," begann der Fürst noch einmal nach einer Stille, „daß ihr jetzt bereit seid, mich in Ruhe anzuhören. Ich will euch nun eine Mitteilung machen: Bevor unsere Mutter gestorben ist, hat sie mir ein Do-

kument übergeben, das sie kurz vor ihrem Tode angefertigt hat. Ihr seht es hier unter meinen Händen liegen, es ist das geistige Testament unserer Mutter. Es sind lose Blätter, die von einer zehnfach versiegelten Schnur zusammengehalten werden. Unsere Mutter hat mir befohlen, euch nur in den Stunden der Gefahr von dem Inhalt ihres Testamentes Kenntnis zu geben, und sie hat mir auch angedeutet, was sie unter einer Stunde der Gefahr verstanden hat: die Stunde, in der eine innere Kluft uns vier Geschwister auf immer auseinanderreißen könnte. Die Stunde ist gekommen, und ich will euch das Testament vorlegen. Zuvor aber frage ich euch noch einmal: Seid ihr damit einverstanden und glaubt ihr alle, daß ich im Geiste unserer Mutter handele, wenn ich euch jetzt mit diesem Schriftstück bekannt mache?"

„Hat dir unsere Mutter diese Blätter zu lesen gegeben, bevor sie von ihr versiegelt worden sind?" fragte Alexander.

„Nein," entgegnete der Fürst, „aber sie sagte damals, daß mir der Inhalt dieser Blätter im wesentlichen bekannt sein werde."

„Woher?" fragte Alexander.

„Aus ihren Erzählungen."

„Bist du gewiß, daß Gerhart hier dabei sein soll?"

„Mama konnte allerdings von Gerhart noch nichts wissen, da sie diese Blätter einige Tage, ja einige Stunden vor Gerharts Geburt geschrieben hat. Da aber Gerhart ein Knabe und weit über seine Jahre hinaus geistig entwickelt ist, so glaube ich, es würde im Wunsch unserer Mutter liegen, wenn er heute unter uns bleibt. Bist du damit einverstanden, Gabriele?"

Gabriele antwortete fast unhörbar:

„Ja."

„Du — Gerhart?"

Gerhart nickte heftig und nervös.

„Ich bin einverstanden," sagte Alexander finster.

Der Fürst zerschnitt die Schnur. Er hielt inne.

„Ich habe etwas vergessen. Ich besitze ein Ölbild unserer Mutter, das ich bis jetzt verborgen gehalten habe. Ich wollte nicht, daß es hier im Treiben des

Hauses herumhängen sollte. Unsere Mutter hat sich nur einmal in ihrem Leben malen lassen, zu Anfang ihrer Ehe. So sehr ich nun überzeugt bin, wie stark uns jetzt gleich das geistige Bild unserer Mutter entgegentreten wird, so laßt uns doch noch zuvor einen Blick auf ihr körperliches Antlitz tun. Dort ist es!"

Ludwig streckte heftig die Hand aus.

Die Geschwister wandten sich jäh um und standen auf.

Das Bildnis einer jungen Frau blickte aus seinem goldenen Rahmen zu ihnen hinab. Es war die Mutter, von der sie in ihren Kindernächten geträumt hatten, die Mutter in einem pelzverbrämten grauseidenen Kleid, frierend vor Jugend und Anmut. Sie hatte eine helle Haut, eine herrlich freie Stirn, tiefschwarzes Haar, wie aus schwarzem Marmor geschliffen, auf dem Nacken zu einem Knoten verschlungen, und große dunkle Augen, deren Blick rätselhaft ins Weite gerichtet war; ihre Hände aber lagen, wie eben erst Gabrieles Hände, geöffnet, die inwendige Fläche nach außen gekehrt in ihrem Schoß. Über dieses ganze Bildnis, über diese Wangen, diese Stirne, diese Hände, selbst über das schwarze Haar war ein eigentümlich weißer Glanz ausgebreitet.

„Ja, das ist unsere Mutter . . ." flüsterte Gabriele.

Alexander blickte trüb auf die Hände der Mutter.

Gerhart stand unbeholfen und verlegen vor dem Stuhl. Ihm sagte ein Bild nichts. Wenn etwas nicht sprechen, denken, fühlen, sich bewegen, wenn es nicht herniedersteigen und an unsern Kämpfen teilnehmen konnte, wozu war es dann nütze? Er zählte mechanisch die goldenen Rosenranken des Rahmens.

„Damals war unsere Mutter zweiundzwanzig Jahre," sagte der Fürst.

‚Ich war noch nicht geboren,' dachte Gerhart und sah gleichgültig auf den entblößten schmucklosen Hals der Mutter. ‚Wie einsam war es ohne mich auf der Welt! . . . Wie hatte die Welt ohne mich gefroren! . . . Wie kalt wird sie dereinst sein ohne mich! . . .'

Gabriele nahm Abschied vom Bild der Mutter und ließ sich auf ihrem Stuhl nieder, die Brüder folgten ihrem Beispiel.

Der Fürst durchschnitt mit zwei kurzen energischen Bewegungen die versiegelte Schnur des Manuskriptes und faltete die Blätter auseinander.

„Soll ich lesen?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete Alexander.

Gerhart rückte noch einmal auf seinem Stuhl, um bequemer sitzen zu können, und räusperte sich.

Alexander sah mit gerunzelter Stirn in das Licht der Kerze.

‚Alles zerschlagen möcht ich,‘ dachte er, ‚und mit der Büchse in den Forst . . . Bären müßten da zu Dutzenden sein, wie in Ungarn! . . . Die wollte ich ausheben, daß es so kracht! . . . Oder ich möchte diese Frau aus der Oper zu Tod würgen . . . aber ich sitze hier im Kerker, hunderttausend Meilen unter der Welt . . .‘

Alexander erschrak über die Stille . . . der Fürst las nicht . . . er blickte ihm geradewegs in die Augen. Alexander glaubte im Fiebertraum zu sein. Alle um ihn herum schienen etwas gesprochen zu haben und ihn jetzt erwartungsvoll anzusehen.

‚Habe ich irgend etwas laut gesagt?‘ dachte Alexander.

Doch in Wahrheit sah ihn niemand an, denn ein jeder hatte die Augen zu Boden gesenkt.

Fürst Ludwig aber nahm die Blätter zur Hand, richtete sich straff in seinem Stuhl auf, erhob seine Stimme und las:

Im Namen Gottes, des Allmächtigen, des Vaters und des Sohnes! Amen!

Amen, meine geliebten Kinder, ich begrüße Euch, ich bin unter Euch, fasse Eure Hände, küsse und bekreuzige Euch, ich fühle Eure Wärme und darf mit Euch wieder jung sein. Ich bin Euch so nahe, wie nur je eine abgeschiedene Mutter unter ihren Kindern. Mutter — das ist doch ein herrlicher Name, das klingt in allen Sprachen gleich schön. Ich begrüße Euch, ich begrüße Euch, meine geliebten Kinder!

Ich begrüße Dich, Ludwig, mein Sohn, der in meinen

Leib gelegt worden ist, als ich sechzehn Jahre alt war — denkt Euch, sechzehn Jahre! — und mit dem ich täglich gewachsen bin bis zu der Stunde meiner Vollendung, die kommen wird. Ich begrüße Dich, Ludwig, mein kluger, starker Sohn, mein guter Freund, sei die Erde Dir zu jeder Stunde Deines Lebens und zu der Stunde Deines Todes leicht!

Ich begrüße Dich, Gabriele, meine stolze Tochter, die meine Brust nicht angenommen hat am ersten Tag und hinfort nimmermehr. Da ließ ich Marianne Bauernfeind kommen und Du bist nicht verdurstet. So hast Du, meine Tochter, vom armen Volk getrunken, aus dem Jesus Christus, unser Herr, entsprossen ist. Vergiß das nicht, meine Tochter, Du hast mir viel Trotz gezeigt, wenn ich zu Dir kam, hast Du Dein schönes Gesicht abgewendet, — ach mein Mädchen, mein Mädchen, wie ich Dich so von ganzem Herzen kenne! Dein Stolz wird verrauscht sein, eines Tages wirst Du um Dich blicken und demütiger werden als eine Magd, und das wird der Tag Deiner Erhöhung sein — meine Tochter, ich segne und begrüße dich.

Ich begrüße Dich, Alexander, den ich mit schrecklichen Schmerzen geboren habe. Aber ich fühlte Dein warmes Gesicht an meiner Brust, wie Du hilfsbedürftig warst, wie ich Dich schützen und nähren konnte, und das war mein größtes Glück. Einmal schlugst Du mir mit der Faust ins Auge, Du warst wild und heftig, auch später hast Du mich viel gepeinigt, nun — Gott segne Dich, Alexander, werde stark und überrage die Welt.

Und endlich begrüße ich Dich, Du namenloses Kind, das in mir ist. Da lege ich schon die Feder fort, ich werde Dich nicht kennen, mit meinem ersten Blick, den ich Dir schenke, wird Gott mir den Atem nehmen. So empfehle ich Euch, meinen älteren Kindern, das letztgeborene.

Meine Kinder, laßt es Euch in Eurer Liebe zueinander nicht verdrießen, daß der Unterschied Eurer Lebensalter so groß ist. Ihr habt aus dem Chaos der Welt nicht die leichtesten Lose gezogen, Euer Blut ist schwer gemischt, und es sollte mich wundern, wenn es Euch nicht

ein schweres Geschick auferlegt hätte. So bitte ich Euch, steht einander bei: schwer hält es im Leben, sich gute Freunde zu erwerben. Darum hat Gott der Mutter Liebe zu ihren Kindern eingepflanzt, dem Bruder zu seinem Bruder, der Schwester zu ihrer Schwester und so fort. Laßt allen Hader fahren, meine Kinder, gedenket Eurer inwendigen Liebe zueinander. Der erste Verbrecher der Menschheit, meine Kinder, Ihr wißt es, war Kain, der sich gegen seinen Blutsfreund und Bruder auflehnte. Ihm hatte Gott den Freund von Natur an die Seite gestellt, er aber hat sich gegen ihn empört.

Meine Kinder, wenn Ihr an manchen Tagen Eurer Toten gedenket, zu ihren Grabstätten wandert und an den stillen schönen Sonntagnachmittagen in Ludwigslust — möchten sie Euch doch immer still und schön sein! — mit Blumen in der Hand zu den Särgen tretet, ich ermahne Euch, zuerst und mit großer Demut den Vater Eures Vaters, den Großvater Johann Albrecht zu ehren. Meine Kinder, ich will Euch jetzt erzählen, warum ich Euch die Liebe zu ihm und die Pflege seines Andenkens empfehle.

Ich war ein junges Mädchen auf unserm Gute Anastasowo, kaum fünfzehn Jahre alt, stand am Morgen sorglos von meinem Bette auf, hatte meine Launen ganz wie Du, meine Gabriele, lernte ein wenig mit meinem Freunde Michael Georg, trieb Schabernack mit ihm, knabberte an allerhand Süßigkeiten, träumte am Fluß, rief den Floßknechten auf der Wolga Scherzworte zu und hatte sie zum besten — nun, es waren gute Menschen, sie grüßten, lachten und verbeugten sich und manchmal brachten sie ferne Dinge vom Jahrmarkt in Nishnij-Nowgorod mit, Traumbücher, heilige Legenden, einen finnischen Bauernschmuck — ich lebte dahin und fragte mich zuweilen, ob mein Leben dereinst einen Sinn haben werde, ob es irgendeinem Menschen zunutze sein könne, — denn das, meine Kinder, ist der einzige Sinn des Lebens! — und ich schüttelte verwundert den Kopf, daß nichts dergleichen geschah. Dann war ich oft traurig. Immer wollte ich helfen, ‚Gutes tun', meine Nase wollte ich vorwitzig in alles stecken, wo es etwas ‚Gutes' zu

tun gab. Dem Staroſten redete ich ins Gewiſſen, er ſolle die Bauern nicht ſchlagen — er zog die Mütze, ſagte „Ja Mütterchen!“ und „Gott ſegne Sie, Mütterchen!“ und kaum war ich ihm aus den Augen, ſo ſchüttelte er den Kopf, kratzte ſich im Nacken und gab dem nächſten Bauern eins mit der Knute; die kranken Frauen beſuchte ich und brachte ihnen Medizin — kehrte ich den Rücken, ſo goſſen ſie alles zum Fenſter hinaus und ſchluckten die Kräuter, die ſie von ihrer Zauberin gekauft hatten. Nun, ich merkte bald, ich war zu gar nichts auf der Welt tauglich und oft weinte ich darüber! Ach, wie gingen die Tage dahin, recht einſam und manchmal auch recht traurig! Aber die tauſend Tage meiner Jugend, denkt Euch, ich habe ſie jetzt ganz vergeſſen, kaum habe ich eine Erinnerung mehr, nur hier und da etwas dergleichen, wie ein Baum aufragt in der ſilbernen, verſchwommenen Steppe. Euer „ruſſiſches Väterchen“, wie ihr meinen Vater immer nanntet, hatte wenig Zeit für mich, er hing dem Werk unſers Zarbefreiers mit ganzer Seele an und arbeitete Tag und Nacht an ſeinen Ideen, bis keine Kopeke bares Geld mehr im Hauſe war, obgleich wir doch große Güter hatten und eigentlich reich waren. Glaubt nicht, daß er mich nicht von ganzem Herzen liebte, täglich mußte er gegen ſeine Liebe zu ſeinem Kinde ankämpfen, um ſie der Menſchheit, unſern armen Brüdern, den Bauern, zuzuwenden. Vielleicht, daß er auch gar nicht einmal die Bauern ſo liebte, wie das Werk, das es an ihnen zu tun gab — Gott wird ihn darum nicht geringer anſehen.

In dieſer Zeit, meine Kinder, kam Euer Vater auf unſer Gut. Ich kannte bisher nur die armen ruſſiſchen Landleute vom Adel und die Bürger und Beamten unſeres Städtchens. Nun, hier war ein großer Herr, und noch dazu einer, meine Kinder, der nichts von ſeinen Fehlern beſchönigte, ſondern der um Hilfe bat. Einen Taugenichts nannte er ſich, einen Vatermörder, einen Undankbaren gegen Gott, gegen ſeinen Vater, gegen den König und alle Welt. Und das Ende von alledem war immer: „Retten Sie mich, Maria Tatjana, retten Sie mich! Sie allein können mich retten!“ Ihr wißt,

meine Kinder, daß wir uns schnell verlobt haben. Hier war ja der Sinn meines Lebens: einem ‚edlen, aber schwachen Menschen' — so nannte sich Euer Vater selbst einmal — den Weg zum Guten zu weisen. Da traf einige Tage nach meinem Verlöbnis der erste Brief Eures Großvaters ein. Ich schreibe ihn Euch ab:

Fürstin Maria Tatjana Ignatiew!

Mein Sohn Ludwig Alexander Herfurth hat mir die Mitteilung gemacht, daß er sich mit Einwilligung des Fürsten Ignatiew, Ihres Herrn Vaters, mit Ihnen verlobt hat.

Ich habe meinem Sohn vor ungefähr vier Wochen befohlen, sich zu verheiraten, anderenfalls ich ihn von der Erbfolge meines Hauses auszuschließen drohte. Die Gründe hierfür sind: der Erbprinz ist ein schwacher und ein schlechter Charakter, er hat sein ganzes Leben lang gelogen und betrogen, hat Schulden gemacht, nichts geleistet und sich mit niedrigen Frauen herumgetrieben. Der Erbprinz arbeitet selten, dann mit großem Erfolg, denn es mangelt ihm nicht an Begabung, aber seiner Natur nach ist er träge und jeder ernsthaften Tätigkeit abhold. In den jüngst vergangenen Monaten habe ich jede Hoffnung auf eine Besserung fahren lassen müssen und mich zu dem oben erwähnten Befehl als einem letzten Mittel veranlaßt gesehen. Ich erfahre aus dem Brief des Erbprinzen, daß Sie sechzehn Jahre alt sind. Ich wünsche, daß Sie sich den Schritt, den Sie zu unternehmen beabsichtigen, noch einmal überlegen und mit Ihrem Gotte zu Rat gehen. Sollten Sie trotz meiner Worte bei dem Erbprinzen verbleiben, sollte es Ihnen gelingen, was weder mir noch seinen Erziehern noch Seiner Majestät dem König gelungen ist: den Erbprinzen aus seiner Verworfenheit zu erretten, so wird sich Ihnen mein väterliches Herz öffnen, mehr noch, Sie werden in mir Ihren ersten Diener finden.

Johann Albrecht Herfurth.

Ich will Euch auch meinen Antwortbrief mitteilen, der mir aus dem Nachlaß Eures Großvaters überkommen ist und den ich hier abschreibe:

Durchlauchtigster Herr!

Mein gnädiger Herr Fürst zu Herfurth und Ingoltzheim!

Ich bitte Ew. Durchlaucht meine Entschuldigung anzunehmen, wenn ich die deutsche Sprache noch nicht im erwünschten Maß beherrsche und mich schlecht ausdrücke. Ich habe zwar schon immer Unterricht in Deutsch und auch einigen Umgang mit Deutschen gehabt, hatte aber noch nie die Ehre, das Vaterland Ew. Durchlaucht zu bereisen.

Ew. Durchlaucht haben die Gnade gehabt, mir zu schreiben, über meine Verlobung mit Ihrem Sohn, dem Herrn Erbprinzen zu Herfurth. Mit tiefer Betrübnis habe ich ersehen, wie hart Ew. Durchlaucht über den Sohn zu denken geruhen. Nur die letzten so gütigen Worte in Ihrem Brief geben mir den Mut, Sie zu bitten, doch zu bedenken, daß wir Menschen nicht vollkommen die Welt betreten haben, sondern mit unserem Schicksal und unseren Zielen wachsen müssen. Nichts von dem, was Ew. Durchlaucht mir über den Charakter Ihres Sohnes zu sagen belieben, ist mir von ihm selbst verschwiegen worden, doch glaube ich, daß sowohl der Vater wie der Sohn sich täuschen. Das moralische Genie Ew. Durchlaucht — wenn ich mir diesen Ausdruck zu erlauben wage — ist gewohnt, an die Menschen den strengsten Maßstab anzulegen, da mußte Ihr Sohn freilich schlechte Zeiten haben und eine schlechte Beurteilung in Ew. Durchlaucht Augen. Mich dünkt, einem Charakter, wie dem Erbprinzen, meinem Verlobten, fehlt nichts als die Empfindung der Billigung und der Liebe, die ihm die Menschen entgegenbringen sollten. Der Erbprinz ist in seinem sittlichen Ziel unsicher, weil er von Anfang an der Liebe, vielleicht der mütterlichen, entbehrt hat. Sie zu ersetzen und zu vervollkommenen, bin ich da und geboren. Die gnädige Versicherung Ew. Durchlaucht, daß mein Beharren an meiner ursprünglichen Absicht Ihr väterliches Herz öffnen würde, erfüllt mich mit der

tiefſten demutsvollen Dankbarkeit. Ew. Durchlaucht haben vielleicht an Zuſicherungen oft Enttäuſchungen im Leben gehabt, aber ich kann es nicht unterlaſſen, Ew. Durchlaucht beim Leben meines Vaters zu ſchwören, daß Sie in mir ſtets eine gehorſame Tochter finden werden, als die ich in tiefſter Ehrerbietung verbleibe

Ihre ganz ergebene

Maria Tatjana Ignatiew.

Hierauf traf folgende Antwort ein:

Fürſtin Maria Tatjana Ignatiew!

Ihr Brief hat mich erfreut, wenngleich er Vorwürfe enthielt, die ich zurückweiſe. Nur Einer weiß, wie ich meinen Sohn geliebt habe, er wird mich rechtfertigen oder verurteilen, Ihnen ſteht dies nicht zu. Sie ſind jung, aber ich bin erfreut, zu ſehen, daß Sie tapfer ſind. Ich erlaſſe mit dieſem eine Einladung an den Fürſten Ignatiew, Ihren Herrn Vater, mich in Ludwigsluſt mit ſeiner Tochter zu beſuchen. Ich muß die wenigen Tage, die mir gelaſſen ſind, in Arbeit verbringen, ſonſt hielte mich nichts ab, Sie in Rußland aufzuſuchen. Meine Tochter, ich bitte Gott, daß er Ihren Weg gnädig zu einem guten Ziel leite.

J. A.

Meine Kinder, als ich Euren Großvater zum erſtenmal in Ludwigsluſt erblickte, wohin ich in Begleitung meiner alten Tante Sonja und zweier Kammerzofen gereiſt war, da ſchnürte ſich mir das Herz vor Angſt zuſammen. Ihr habt wohl ſchon aus meinem Brief bemerkt, welch einen Reſpekt gegen ihn ich aus den Erzählungen meines Verlobten und aus ſeinem erſten Schreiben an mich gezogen habe. Nun kam noch hinzu, daß er mich in Ludwigsluſt zwar höflich, doch ohne jede Herzlichkeit aufnahm. Mit ſeinem Sohn ſprach er kaum ein Wort und auch Onkel Eberhard, der für einige Tage aus der Stadt gekommen war, verhielt ſich ſchweigſam. Ich atmete eine bedrückte Luft und fürchtete mich. Denkt Euch, Euer Großvater hat mir ſpäter ſein Verhalten zu mir erklärt:

er sagte, er habe mich schon geliebt, ehe er mich noch gekannt hat und so groß sei seine gnädige Zuneigung zu Euerer Mutter gewesen, daß er ihr Furcht mit jedem Mittel vor dieser Verbindung einflößen wollte. — Nach vierzehn Tagen führte er mit mir das erste Gespräch von Bedeutung. Es war auf dem Schloßhof und der Schnee legte eine Decke über die großen Steine.

„Sie kennen jetzt dieses Haus und seine Menschen. Werden Sie bei uns bleiben?"

Ich verneigte mich tief vor Eurem Großvater, so daß der Saum meines Kleides ganz im Schnee lag, und sagte:

„Ich werde Ew. Durchlaucht Tochter werden oder in das Potschajew'sche Kloster gehen."

Euer Großvater sah mich erstaunt mit seinen scharfen grauen Augen an.

„Wie? Was? Ins Kloster? Weshalb? Wieso in das Kloster?"

„Ew. Durchlaucht, ich habe immer nach dem Sinn meines Lebens gesucht und das war sehr schmerzlich, ihn nicht zu finden. Seitdem ich ihn kenne, bin ich meines Weges gewiß und glücklich."

„Schön. Sehr gut," sagte Euer Großvater, verschränkte die Hände auf dem Rücken und ließ mich mitten im Schnee stehen.

Ich dachte, er hätte seine Verachtung gegen den Sohn auch auf mich übertragen, aber am nächsten Morgen um fünf Uhr ließ er mich durch die Kammerfrau wecken. Denkt Euch, um fünf Uhr mitten im Winter! Nun, mir war übel vor lauter Müdigkeit, freute mich aber doch, denn ich ahnte etwas Gutes. Ich bekam heiße Milch zu trinken, man brachte mir meinen großen Zobelpelz, und dann mußte ich in den leeren Schlitten Eures Großvaters einsteigen, der mit brennenden Laternen im Schloßhof wartete. Ach, und ich vergesse nie, wie die Pferde durch den Schnee auf die Steine klopften. Wißt Ihr, es waren Pferde aus dem Gestüt, die wurden damals noch zum persönlichen Gebrauch verwendet, ein prächtiger Pferdeschlag, Eurem Vater waren sie später doch nicht gut genug, er ließ sie auf den Feldern arbeiten oder ver-

kaufte sie in der Stadt. Ich mußte ein Weilchen warten, aber ich fror gar nicht, denn Euer Großvater hatte mir eine Wärmflasche unter die Decke legen lassen. Bald trat er aus der Tür, in seinem altmodischen braunen Paletot mit den dreifachen Pelerinen und den breiten Schultern. Als er mich sah, zog er seinen Hut und reichte mir die Hand. Darauf fuhren wir schweigend mit unsern klingenden Schellen ins Land. Wie das dunkel und kalt war, wie die Nachtwolken oben stürmten und brausten und die Krähen fuhren schreiend aus ihrem Schlaf, flogen nahe der Erde ein Weilchen und ließen sich an einer Stelle nieder, die ich nur ahnte, so finster war es! Und erst im Wald, da war es mir, als ob tausend Tiere mit bösen Glasaugen auf uns blickten, aber ich fürchtete mich nicht, denn hier war es schön still und der Schlitten fuhr wie auf Goldwolken dahin.

Euer Großvater war nicht lange schweigsam. „Geben Sie scharf acht, Maria Tatjana! Blicken Sie um sich! Öffnen Sie Ihre Augen! Wir fahren jetzt zwei Stunden bis zu meinem Gut Großwreden! Um halb acht werden wir dort sein. Dort müssen wir uns einen Waldbestand ansehen. Geben Sie acht, Maria Tatjana, das alles wird Ihnen einmal gehören, beinahe das ganze Land. Ich bin der größte Grundbesitzer meines Vaterlandes. Ich habe keine Untertanen mehr, aber ich habe hier und in Ungarn, Mähren und Böhmen Hunderttausende von Bauern, für die ich sorgen muß."

Und Euer Großvater begann mir zu erzählen, von Eurem Urgroßonkel Ludwig, von dem Krieg und dem Kongreß, von seinen Ländern und Gütern, von den Forsten und Hochmooren. Er sah mich gar nicht dabei an, er sprach nach der anderen Seite hin und erzählte zwei ganze Stunden lang und ich hatte noch nicht „ja" oder „nein" gesagt. Die Bauern in den Dörfern waren erwacht, standen vor ihren Häusern und grüßten den Herrn, den ‚Gestrengen', wie sie ihn nannten. Aber Euer Großvater tat heute, als sähe er sie nicht, sein ganzes Leben, seine Arbeit legte er mir in die Hände.

Den Vormittag über blieben wir in Großwreden und ich hatte immer noch nicht viel gesprochen. Euer Groß-

vater beredete sich mit vielen Leuten und unterhandelte streng, ging mit dem Verwalter in den Wald und traf auch mit dem Generalbevollmächtigten für Landwirtschaft zusammen, derweilen saß ich im Herrenhaus, bekam wieder heiße Milch, Honig und Kuchen. Auf dem Heimweg aber, es war gegen elf Uhr vormittags, stieg Euer Großvater mit mir in den Schlitten und befahl: „Erzählen Sie mir von Anastasowo!" Ihr könnt Euch denken, daß ich damals Eure geliebte Muttersprache noch nicht so gut sprechen konnte wie heute. Ich habe ja inzwischen soviel, soviel gelesen und gehört! Aber ich berichtete ihm, so gut es eben ging, was ich wußte. Ich erzählte ihm von unsern Bauern, von der Aufhebung der Leibeigenschaft, von dem, was mein Väterchen dachte und dazu sagte, auch von unsern Wäldern sprach ich und machte ihn darauf aufmerksam, wieviel Geld wir dadurch sparten im Vergleich zu ihm, daß wir das Holz neben dem Fluß hatten und es auf Flößen nach Deutschland und Galizien schaffen konnten. Da sagte er: „Bravo!" Er unterbrach mich auch sonst oft, fragte viel und kurz und über das meiste konnte ich Bescheid geben, aber einiges war mir unbekannt. So zog ich mein Porzellantäfelchen und meinen Bleistift hervor und schrieb es mir auf, denn ich wollte meinen Vater in der Heimat danach befragen. Euer Großvater sprach: „Was tuen Sie da?" Ich sagte: „Ich schreibe mir auf, was Ew. Durchlaucht mich über die Bewässerung der Wiesen befragt haben. Ich will meinen Vater im nächsten Brief um Auskunft bitten." Euer Großvater verstummte. Er nickte nur sehr ernst vor sich hin und ich erschrak, denn ich fürchtete, ich hätte etwas falsch gemacht. Aber heute weiß ich, warum er so ernst gewesen ist. Als wir wieder in den Ludwigsluster Schloßhof einfuhren — ja, damals gab es noch keine Auffahrt, wie wir sie heute haben! — sagte Euer Großvater: „Meine Tochter" — weiter nichts, drückte meine Hand, die ich küßte und die gewiß schon soviel armselige Menschen vor mir in Dankbarkeit geküßt hatten. Von diesem Tag an nannte er mich stets „Meine Tochter" und ich durfte „Vater" zu ihm sagen.

An demselben Abend sprach Euer Großvater zu mir:

„Meine Tochter, der Augenblick wird kommen, wo ich zwischen Ihnen und meinem Sohn zu wählen haben werde. Seien Sie überzeugt, meine Tochter, ich werde mich immer für Sie entscheiden. Solange ich lebe, soll es Ihnen wohlergehen. Ich besitze die Macht, meinen Sohn ins Gefängnis oder ins Irrenhaus sperren zu lassen."

Ich war so entsetzt nach diesen letzten Worten, daß ich nichts erwidern konnte, und die ganze Nacht habe ich nicht die Augen von der Finsternis in meinem Zimmer abgewendet. Zum ersten Mal wurde ich bedenklich in meiner Absicht, den Erbprinzen zu heiraten, und hatte auch Angst vor den Menschen hier, war sehr einsam. Als aber der trübe Morgen kam, da wählte ich mein Schicksal und mein Leid, so wie alles geworden ist.

Ich beschwöre Euch nun bei dem Allmächtigen Gott, meine Kinder, in allem Folgenden, das ich hier niederschreibe, nicht Rachsucht noch Bosheit zu suchen. Ich befehle Ludwig ausdrücklich, Euch diese Aufzeichnung nur in den Stunden der größten Gefahr zu übergeben!

Meine Kinder, nun will ich Euch von der ersten Zeit meiner Ehe mit Eurem Vater erzählen, und wie dann Euer Großvater gestorben ist.

Ich kehrte nach Rußland zurück und bald danach war in Petersburg die Hochzeit in Gegenwart Eures Großvaters und des Zaren und der Gesandten der meisten Könige und Kaiser und Republiken. Wir gingen darauf in die Schweiz und später nach Italien. Ich war in den ersten Tagen nach der Hochzeit glücklich, nach einigen Wochen aber begann eine tiefe Erstarrung meiner Seele. Mir schien in diesen Tagen oft, als seien alle Dinge der Welt erstarrt und bewegungslos in ihrer Bewegung. Und in dieser Erstarrung, meine Kinder, sah ich erst, wie unvorbereitet ich in die Ehe gegangen war.

Wir bezogen das Erbgut Groß-Kusserow, denn Euer Vater sollte hier die Landwirtschaft erlernen. Nun kamen böse, böse Dinge, meine Kinder, böse Krankheit und schlimme Gefühle, die mein Mund Euch verschweigt. Mein Mann nannte mich bald eine Krankenschwester und verhöhnte mich und seinen Vater, die ihn ‚erretten' wollten. Im dritten Monat meiner Ehe war ich krank ge-

worden, mußte in die Klinik und trug Dich, Ludwig, schon unter meinem Herzen. Zu dieser Zeit erlitt ich den ersten Schlag. Euer Vater liebte es, die Frauen zu schlagen.

Prinz Alexander erhob sich bei diesen Worten von seinem Stuhl. Es war, als ob ein Soldat klirrend an seine Waffe schlüge. Planlos, wie bei der Verkündigung einer Feuersbrunst lief er im Zimmer umher, ergriff einige Gegenstände und stellte sie wieder beiseite.

Gabriele bedeckte, wie mit einem Schleier, das erschütterte Gesicht mit den Händen und ließ das so beschützte Antlitz zu den Knieen herniedersinken.

Gerhart sah verständnislos auf den Mund des Fürsten; plötzlich wurde er glühend rot, stand auf und riß sich erhitzt den großen Leinwandkragen vom Hals.

Fürst Ludwig überblickte mit Ruhe diese Gebärden der Empörung.

„Ich lese weiter," sagte er.

Die Brüder blieben während der ersten Minuten der Vorlesung im Hintergrund des Zimmers stehen und sahen, atemlos vor Erwartung, zum Fürsten hin. Gabriele stützte die Ellbogen auf die Kniee und verbarg fernerhin das Gesicht in den Händen.

Am nächsten Morgen ließ ich anspannen. Euer Vater fragte mich, wohin ich fahren wollte. Ich sagte: „Fort!" Er fragte: „Ganz fort?" und seine Augen bekamen einen so ängstlichen Ausdruck, daß ich erschrak. Ich sagte: „Ja! Erst nach Ludwigslust und dann ganz fort!" „Nach Ludwigslust nicht, Tatjana!" schrie er. „Ich verbiete es dir! Nur über meine Leiche kommst du nach Ludwigslust! Spannt die Pferde aus!" „Lassen Sie die Pferde am Wagen," sagte ich ruhig zum Kutscher, und so entstand die erste schreckliche Szene vor den Leuten. Um dies und alles Folgende recht zu verstehen, müßt Ihr wissen, daß Euer Vater große Furcht vor Eurem Großvater hatte, denn über seinem Haupt schwebte immer die Drohung der Entmündigung und Euer Großvater hatte genügend Macht und Geltung, sie durchzusetzen. Nun hat sich Euer Vater stets gesagt, daß ihm, solange

ich seine Frau bleiben würde, um meinetwillen nichts geschehen werde. Er billigte die Zuneigung, die sein Vater zu mir gefaßt hatte, und er bestärkte sie auf jede Weise, da sie in seinem Interesse lag. Überhaupt hat Euer Vater auch späterhin, als Euer Großvater längst gestorben war, sich mit den heftigsten Mitteln einer Scheidung von mir widersetzt, denn abgesehen davon, daß meine Anwesenheit im Hause seinem stark erschütterten Ansehen in der Welt täglich neuen Halt und eine neue Würde gab und weiter, daß ihm jede einschneidende Veränderung seines Lebens ein Greuel war — so gab es zum Beispiel jedesmal eine Katastrophe, wenn ich irgendeinen aus dem Hauspersonal entlassen wollte, mochte er noch so untüchtig sein! — davon abgesehen, glaube ich, daß Euer Vater mich im Grunde seines Herzens, freilich auf seine Art, immer geliebt hat. Und wenn ich sterben werde, so betrauert er mich gewiß aufrichtig, was übrigens in seiner Natur liegt, denn er hat von jeher die Toten mehr geliebt als die Lebendigen. Als zum Beispiel sein Vater starb, trug er wochenlang einen echten Schmerz zur Schau, der sich freilich wieder in den lächerlichsten Kleinigkeiten äußerte. So erlaubte er während des ganzen Trauerjahres nicht, daß die Tische zu den Mahlzeiten mit Feldblumen geschmückt wurden, wie wir es gewöhnt waren, so ließ er die Spiegel im Herrenhause monatelang mit Flören bekleiden, mit Ausnahme seines eigenen im Toilettezimmer, und seine Taschentücher sowohl wie seine Briefpapiere hatten einen erschreckend breiten Trauerrand. — Als der Erbprinz an jenem Morgen meinen festen Entschluß sah, ihn zu verlassen, begann er sich in Anwesenheit des Kutschers auf heftiges Bitten und Beschwören einzulassen, als dies aber meinen Plan nicht änderte, spie er vor mir aus, nannte mich eine widernatürliche Frau, lief ins Haus zurück und schlug die Tür zu. Gleich darauf kehrte er um und abermals bat er flehentlich um Vergebung. Ich stieg jedoch in den Wagen und fuhr davon. Noch heute höre ich seinen Ruf hinter mir: Tatjana! Tatjana! Euer armer Vater war an jenem Morgen sehr unglücklich, wie oft in seinem Leben. Wer ermißt die Beschaffen-

heit eines solchen Charakters, meine Kinder! Er muß Böses tun und muß es alsdann mit der ganzen Kraft seiner Seele bereuen! Wie grausam verfährt das dunkle Geschick mit uns, wenn es uns im Schoß der Dinge bildet und gebiert. Euer Vater hatte an jenem Vormittag völlig den Kopf verloren, das vorherrschende Gefühl war aber doch die Angst vor seinem Vater, mit dem er sich seit der Zeit unserer Hochzeit täglich besser gestellt hatte. In seiner Kopflosigkeit ließ er in großer Eile gleichfalls von seinem Kutscher Jakob Gaude anspannen und bald fuhr er mit galoppierenden Pferden an mir vorüber. Ich sehe ihn noch, wie er sich, als er mich erreicht hat, im Wagen aufrichtet, mir etwas zuruft, was ich nicht verstehe, und dann von der Gewalt des dahinstürmenden Wagens auf den Sitz zurückfliegt. Lange erblicke ich an diesem Vormittag den hellen Staub seines Wagens. Er wollte Ludwigslust vor mir erreichen, obwohl er sich doch sagen mußte, wie gering dem Fürsten das Gewicht seiner Worte sein werde. Darüber gab er sich wohl auch bald Rechenschaft, denn mein Wagen näherte sich wieder dem seinen, der mit nassen Pferden im Schritt fuhr. Ich überholte ihn, aber nicht lange, bald rasten wieder die aufgepeitschten Pferde Eures Vaters an mir vorüber und gänzlich zusammengesunken saß er auf seinen Polstern. Er sah in diesem Augenblick alt aus wie ein Greis und seine Züge wiesen schon damals auf eine Krankheit hin, vor deren Ausbruch ich Gott bitte, Euren Vater zu sich zu nehmen. Meine Kinder, ich bitte Euch zu bedenken, daß ich ja damals gerade siebzehn Jahre geworden war! Ich war ein energischer und stolzer Mensch, meine Kinder, aber als ich Euren Vater so erblickte, wollte mir das Herz im Leibe brechen. Ich ließ halten und stieg aus meinem Wagen. Sein Leibjäger neben dem Kutscher machte ihn darauf aufmerksam, er sah es und tat unsicher desgleichen. Seinen Hut zog er vom Kopf, ging gebeugt auf mich zu und so trafen wir uns beide auf der Landstraße. Und als wir uns so gegenüber standen, wir beiden armen kranken Menschen, da fingen wir an zu weinen und zu weinen und jeder bat den andern um Vergebung. In seinem Wagen fuhren wir

dann zurück nach Groß-Kusserow, Euer Vater hielt meine Hände und fieberte vor Reue. Ich werde nie vergessen, wie inmitten aller Wärme des Junis seine Zähne aneinander schlugen.

Einige Monate später wurdest Du, Ludwig, geboren. Mit zitternder Freude hatte ich Dich, mein Sohn, erwartet, nun aber beschloß ich, nach Dir keine Kinder mehr zu haben. Ich zog mit Dir, mit der Kinderfrau und mit Marianne Bauernfeind in zwei stille sonnige Zimmer im zweiten Stockwerk des Herrenhauses und hielt mich von allem fern, was sich nicht auf die Pflege Deines Körpers und Deiner Seele bezog. Wir drei — die junge Marianne Bauernfeind, die Kinderfrau, Du und ich — wir waren in diesen Jahren recht glücklich und helle Freude gab es, wenn Euer Großvater kam! Freilich kam er zuerst nur wenig. Immer wieder, wenn ich ihm meine zärtlichen und ehrerbietigen Vorwürfe über seine seltenen Besuche machte, sagte er mit denselben Worten: „Meine Tochter, ich muß die wenigen Tage, die mir gelassen sind, in Arbeit verbringen." Mit Eurem Vater sprach er meistens über die Landwirtschaft; niemals sah er Euren Vater dabei an, immer sprach er scharf an ihm vorbei und die Augen seines Sohnes schweiften unstet zur Seite. Später reichte Euer Großvater seinem Sohn zuweilen die Hand. Er hatte von dem Verwalter in Groß-Kusserow nur Gutes über den Erbprinzen gehört und wirklich, Euer Vater war in dieser Zeit fleißig und geschickt in allen Dingen. Unsere Ehe hielt Euer Großvater von untadeligem Glück. Immer, wenn Euer Großvater mit uns beiden sprach, standen wir, der Erbprinz und ich, Arm in Arm vor ihm. Ein großer Künstler war Euer Vater in diesen Dingen und ich spielte mit zitterndem Herzen meine Rolle. Ich war nicht mehr unbefangen in der Nähe Eures Großvaters. — Beim Abschied pflegte ich ihn stets zu Fuß ein Stück die Landstraße zu geleiten. In seinen Wagen tat ich im Frühling jedesmal einen Strauß Narzissen, die er liebte; immer wieder war er von neuem darüber erstaunt und dankbar. Wenn wir die Landstraße hinuntergingen, so fuhr sein Wagen im Schritt hinter uns her; ich glaubte

dann, auf meinem Nacken das Schnauben der Pferde zu fühlen und horchte mit Fröhlichkeit, wie die guten Pferde in ihren Zäumen klirrten.

Einmal fragte Euer Großvater mit heiserer Stimme — er flüsterte dann, um mich seine Erregung nicht merken zu lassen:

„Nun, meine geliebte Tochter — nun?"

Ich entgegnete mit gesenkten Augen, ohne zu stocken: „Ich habe den Sinn meines Lebens gefunden. Wirklich . . . ich bin sehr glücklich!"

O wie zweideutig das war, ich dachte ja bei meinen Worten nur an Dich, mein Ludwig! Wie bitter hat es sich später gerächt, daß ich Eurem Großvater eine Komödie des Eheglücks vorspielte! Aber war es im Kern nicht doch ehrlich, was ich sagte? Habe ich denn je in meinen schmerzvollsten Jahren bereut, Euern Vater geheiratet zu haben? Denn ist er nicht ein Teil von Euch, meinen Kindern? Seid Ihr denkbar ohne ihn? In welchem schrecklichen Nichts, schlimmer als der Tod, wäret Ihr ohne ihn! Und täglich bis zu dieser Stunde, in der ich wieder ein Kind unter meinem glückpochenden Herzen trage, empfinde ich, wie sehr Euer Vater auch zu mir gehört, nicht als Mann oder als Freund, sondern als das Naturwesen, das mich zu Eurer Mutter gemacht hat. Denn Ihr, meine Kinder, nicht irgend welche, sondern Du, Ludwig, Du, Gabriele, Du, Alexander, und Du, mein namenloses und über alles geliebtes Kind — Ihr seid meinem inneren Wesen notwendig und bis zu der letzten Stunde muß ich mich an Euch laben, an Eurer Nähe, Eurem Wesen, Eurem Herzen — ach, es gibt kein Wort dafür in Eurer Sprache, um das Innerste zu benennen — muß mich an Euch laben wie das Wild an der Weide, und selbst meiner schönen unbekümmerten Mädchenjahre gedenke ich nun mit Schaudern! Wie einsam war die Welt ohne Euch, Ihr seid ihr Zweck und ihre Erfüllung, meine Kinder. — Als Euer Großvater mir die Hand gedrückt hatte und im Begriff war, seinen Wagen zu besteigen, drehte er sich unversehens um und musterte scharf mein Gesicht, das noch verwirrt war von der Lüge. Er nickte in seinem Wagen vor sich hin und sagte: „Ar-

beiten, meine Tochter! Sie haben Ludwig — bilden Sie ihn zu einem strengen, einfachen, scharfäugigen, guten Manne aus! Halten Sie die Augen offen, seien Sie tapfer! Adieu, mein geliebtes Kind!" Er beugte sich zum Wagen hinaus und ich hielt ihm meine Stirn hin, die er küßte. Wie glücklich ich war, daß er mich geküßt hatte! Nur an meinem Hochzeitstag in Petersburg hatte er das getan. Und fortan bot ich ihm immer Stirn und Wange.

Ich stand lange unter den blühenden Kirschbäumen und winkte mit meinem Tuch: adieu, adieu, adieu! Dies und das Folgende ereignete sich im dritten Jahr meiner Ehe, im Frühling.

Als ich die Landstraße zurückging, kamst Du, Ludwig, in Deinem Sportswagen mit Marianne mir entgegen. Du warst mit einem Ledergurt an Deinen Sitz angeschnallt, aber Du hobest lobpreisend Deine Arme, mein Junge, und wir begrüßten uns an diesem Morgen viel tausendmal. Ich legte meinen Arm um Deine Schultern — wie gut ich das noch weiß! — und so wanderten wir zurück ins Herrenhaus.

Da kam über die Felder den Rain entlang Dein Vater angeritten. Er beschattete die Augen mit der Hand und blickte nach dem Wagen seines Vaters, der fern im Schritt unter dem spärlichen Dunkel der Obstbäume einen Hügel aufwärtszog. Euer Vater war an jenem Tag mit mir zufrieden und guter Dinge. Wie er mit Marianne scherzte, die unwillig zur Seite sah und errötend ihr Lachen verbarg, die junge Marianne Bauernfeind! Und auch ich blickte zu ihm hinauf, gedachte der früheren Gefühle in meiner Brautzeit, lachte mit ihm und gemeinsam trieben wir über die junge Schöne unsere Scherze. Ach, zwei Jahre darauf hatte sie vom Erbprinzen ein Kind, aber ich habe sie darum nicht weniger lieb haben können — wie lange hat sie ihm widerstanden! Und von ihrer Brust hast Du, Gabriele, späterhin getrunken, als sie mit einem Bauern verheiratet war und abermals ein Kind geboren hatte. Euren Vater sah ich fröhlich auf seinem Fuchs — er lachte in die Sonne, sprach laut und lärmend, stemmte die Faust mit

dem roten Handschuh und Peitschenknauf in die Hüfte — immer, wenn Euer Vater auf dem Pferd saß, war er ein ganzer Mann! Nun, auch ich war in dem letzten Jahr im steten Umgang mit meinem Kind eine ganze Frau geworden! Ich war, soweit dies überhaupt nach meiner schweren Krankheit noch möglich war, gekräftigt und gesundet — auf Groß-Kusserow weht ja Luft vom Gebirge! — und immer hatte ich, gerade weil mein Schicksal so lastend war, als Trotz dagegen eine Empfindung von Frische in meinen Gliedern. Konnte ich mich doch in dieser Zeit ganz unberührt halten von jeder Dumpfheit einer körperlichen Einwirkung und so von der anfänglichen Krankheit in meiner Ehe ein wenig genesen. Freilich, meine Kinder, gesund bin ich nie geworden, doch hierin teile ich in Demut das Schicksal mit vielen, vielen Frauen. Nun, denkt Euch, während Marianne und ich zum Erbprinzen hinaufsehen und mit ihm sprechen und scherzen — Ludwig blickt alles in der Welt an, nur nicht seinen Vater! Mit großen Augen schaut er um sich oder niest oder blinzelt in die Kirschblüten, aber keinen Blick gibt er dem Reiter und der Reiter ihm keinen Blick. So war es vom ersten Tag an. Euer Vater liebte die Kinder, Ihr wißt es, Gabriele und Alexander, und zu niemandem auf der Welt war er besser als zu ihnen, auch zu Ludwig in der frühesten Zeit. Aber von den ersten Wochen an blickt Ludwig fort, wenn der Vater kommt. Später kennt er das Wort ‚Vater' gar nicht. Nie nimmt er es in den Mund, manchmal sagt er ‚der Mann'. Sein Vater ist Luft für ihn. Spricht der Vater zu ihm, so antwortet er nicht oder blickt durch ihn hindurch. Tritt jemand in den ersten Monaten an seine Kissen, sieht er jedem lange, lange in die Augen. Kommt der Vater, wendet er den Kopf. Euer Vater hat es wohl gemerkt, bald haßt er Ludwig! Er spricht nie zu ihm, nie von ihm. Wie oft habe ich als Knaben Ludwig Vorwürfe gemacht, er schweigt, schüttelt den Kopf, hat Tränen in den Augen und antwortet nicht. — Euer Vater pfeift vom Pferd herab, scherzt heute schließlich auch mit Ludwig, der ihn nicht beachten will. Euer Vater runzelt die Stirn, ich lege meinen Arm wieder auf Ludwigs Schultern.

„Sieh das schöne Pferd!“ sage ich. Nichts sieht er als die Stare auf den Kirschbäumen! Da schlägt Euer Vater plötzlich mit der Peitsche in den blühenden Baum und schreit dazu: „Ludwig!“ Der Junge duckt sich blaß zusammen, ganz furchtbar geängstigt ist er, seine Lippen sind weiß. „Ludwig, sieh mich an!“ schreit Euer Vater. Und bei diesen Worten schlägt er ganz nahe am Kopf des Kindes in den Baum, ein großer Zweig fällt Ludwig auf die Stirn und verwundet seine Haut. Blut fließt. Vor Angst würgt er und erbricht sich.

Ich trete Eurem Vater entgegen. Ich sehe nichts mehr als eine gelbe Sonne vor meinen Augen, ein Pflug-gespann am Horizont und grüne schwimmende Felder. Die Peitsche reiße ich dem Erbprinzen aus der Hand und schlage ihm damit ins Gesicht. Das Pferd geht in einem Satz hoch, Euer Vater stürzt aus dem Sattel . . . ohne Reiter rast das Pferd über die Felder, weit, weit, mit hochgeworfenem Kopf . . .

Ludwig würgt und würgt, heftiger wird sein Erbrechen, sein Kopf, seine Hände sind heiß! Ich halte noch die Peitsche in der Hand. Euer Vater liegt bewußtlos auf dem Acker. ‚Alles ist aus,‘ denke ich gleichgültig, ‚Ludwig wird ein Gehirnfieber bekommen und sterben, so wird alles schließlich zu Ende gehen.‘ Aber Euer Vater steht auf, bald ist er neben mir. Eine dunkle Strieme ist über seinem Auge und seiner Stirn. Marianne habe ich nach Hilfe auf den Hof geschickt.

„Tatjana —“ sagt Euer Vater.

„Schweig!“ rufe ich ihm zu. „Geh in das Haus!“

Ich nehme Ludwig auf meinen Arm, lasse den Wagen stehen. Ich merke zuerst gar nicht, daß ich weine. Ludwig ist ganz still.

„Tatjana, was war denn das?“ fragt Euer Vater.

„Geh in das Haus!“ rufe ich. „Willst du Ludwig wieder schlagen? Schweig und wasch dich!“

Euer Vater setzt sich auf einen Meilenstein und weint. Sein Weinen ist ganz trocken und wie zerbrochen tönt es. Er hält die Hände vor das Gesicht. Ich sehe nur auf Ludwig.

„Weine nicht!“ sage ich zu Eurem Vater und packe ihn am Arm. „Ich bitte dich um Vergebung! . . . Sieh

doch das Kind! . . . Du bist sehr gestürzt, ja . . . aber das Kind wird ein Gehirnfieber haben und sterben . . . komm, ich bitte dich . . ." Ich laufe mit Ludwig auf dem Arme nach Haus.

Später kommt der Arzt.

Viele, viele Tage war Ludwig dann krank.

Zwischen Leben und Tod ging es Tag und Nacht, Tag und Nacht! Endlich hat Gott ihn errettet.

Ich habe gebüßt, meine Kinder. Am Tage der größten Not in Ludwigs Krankheit, als ich seinen Tod heran-nahen wähnte, bin ich zum Erbprinzen gegangen. Er lag auf dem Sofa und schlief. Zu jeder Stunde konnte er schlafen. Die Schuhe hatte er ausgezogen. Die Hand hielt er ganz wie ein Kind unter der Wange und lag ohne Decken zusammengekrümmt wie ein Wurm. Schrecklich, wie er schnarchte! Ich lege ihm die Hand auf die Stirn, um die er ein feuchtes Tuch geschlungen hat. Er erwacht und fährt auf. „Auf den Knieen bitte ich dich um Vergebung!" flehe ich. Seine roten Augen irren umher. „Ja . . . ja . . ." sagt er, „ja, Tatjana, gewiß! . . . Wieso denn eigentlich um Ver-gebung? . . . ach so! . . . Ja, das Leben ist zuweilen sonder-bar!" Er zieht sein Taschentuch und speit hinein. Ihr wißt, er hatte immer diese großen rotgefleckten Bauern-taschentücher, die Karl Messerschmied ihm im Dorf besorgen mußte, weil er schnupfte. „Wieviel Uhr ist es?" fragt er. Ich sage ihm die Stunde. Er legt sich beruhigt wieder hin. „Ich habe noch Zeit . . . um sieben Uhr muß ich näm-lich in den Stall . . ." Er sieht ins Dunkel. „Ich bin noch etwas nervös," sagt er. Er gähnt. „Ja, Tatjana" — er nimmt meine Hand, sieht sie an und küßt sie (meine Hände hat er immer geliebt) — „jetzt laß mich noch schlafen . . . ich bin müde . . . muß bald wieder in den Stall . . . Ich vergebe dir . . ." Das Letzte murmelt er. Ich küsse seine Hand, gehe auf den Zehen hinaus. Nach Ludwig hat er vergessen zu fragen. — In den folgenden Monaten war ich Eurem Vater eine Dienerin. Bauern am Horizont, die den Acker mit ihrem Rindergespann pflügten, haben Euren Vater undeutlich vom Pferd stürzen sehen, sonst nichts. Marianne war schweigsam und treu.

Euch aber, meine Kinder, bitte ich um Vergebung für jene Tat. Viel ist Euerm Vater darum verziehen, ich aber werde bestraft sein.

Meine Kinder, warum soll ich Euch mit der Aufzählung aller Katastrophen ängstigen und peinigen? Einige Monate lebten wir wieder friedlich zusammen, den ganzen Sommer und Herbst hindurch bis kurz vor Weihnachten. Da kamen schlimme Dinge, die mein Mund Euch verschweigt. Eines Tages war es vorbei mit meiner Verstellungskraft, da war ich ganz gebrochen, meine Kinder, und da suchte ich nun endlich Zuflucht bei Eurem Großvater.

Euer Vater war an diesem Tag abwesend und so fuhr ich unbehindert in einer schrecklichen Erregung mit seinem Kutscher, der von meinen Absichten nichts ahnte, sonst hätte er sich gewiß geweigert, anzuspannen, nach Ludwigslust. Dort mußte ich in dem kalten Zimmer Eures Großvaters lange Stunden auf ihn warten. Ich ging zitternd, denn es gab keinen Ofen, im Zimmer auf und ab, ganze Stunden, die Leute kamen und wollten mir zu essen und zu trinken geben, aber ich wehrte ihnen, und der Erlöser sah mit furchtbarem Auge auf mich nieder. Endlich kam Euer Großvater in den Schloßhof gefahren. Ach, er war in den letzten Monaten so alt geworden, wie schwer er aus dem Wagen stieg! Ich riß das Fenster auf und winkte ihm erregt zu. Ganz schnell lief er die Treppe hinauf. Ich fiel zu seinen Füßen und erzählte ihm alles, alles, was sich seit dem ersten Tag unserer Ehe bis heute zugetragen hatte. Meine Kinder, warum soll ich Euch mit allen Aufzählungen meines Unglücks kränken? Ich verschweige Euch, was geschehen war! Ich beschwor Euren Großvater, mich bei sich aufzunehmen. Ich flehte ihn an, er solle zwar Eurem Vater kein Böses antun, aber ich erinnerte ihn auch an das, was er mir an jenem Abend gesagt hatte, als ich noch die Braut seines Sohnes war. — „Der Augenblick wird kommen, wo ich zwischen Ihnen und meinem Sohn zu wählen haben werde. Seien Sie überzeugt, daß ich mich für Sie entscheiden werde. Solange ich lebe, soll es Ihnen wohlergehen."

Euer Großvater nahm alles, was ich ihm erzählte,

mit einer merkwürdigen Ruhe auf, weil er innerlich ganz erstarrt und entgeistert war, so fest hatte er an das Glück unserer Ehe geglaubt. Überhaupt hatte ich schon gesehen, daß Euer Großvater doch trotz seiner Strenge dem ältesten Sohn gegenüber leicht zu täuschen war. An das Gute im Menschen zu glauben, dazu neigte er. Er sagte: „Setzen Sie sich, liebe Tochter . . . sprechen wir in Ruhe . . . Setzen Sie sich . . ."

Ich beschwor und erinnerte ihn immer wieder an sein Wort, das er mir gegeben hatte.

„Ich werde es halten, liebe Tochter . . . ich werde es halten . . ." flüsterte Euer Großvater. Als ich sah, wie naß und bleich seine Stirn und wie todeswund sein Auge war, erschrak ich doch sehr. Ich bot ihm Milch an, die man für mich auf den Tisch gestellt hatte, und ließ Kognak bringen. Bald erholte er sich wieder, aber er zog sich in sein Schlafzimmer zurück, denn er fühlte sich müde. „Ich komme wieder, liebe Tochter," sagte er matt lächelnd. „Lesen Sie mittlerweile ein Buch. Wenn Ihre Religion Ihnen unsere Bibel verbietet, so lesen Sie etwas aus dem Leben der Heiligen. Sie werden es in der Bibliothek finden. Gott segne Sie ... Ich bin in einer Viertelstunde wieder bei Ihnen." Nun, es vergingen vier Stunden, während derer Euer Großvater schlief. Es war der letzte Schlaf vor seinem Tode, der letzte irdische Traum vor jenen ewigen, die uns drüben erquicken werden. Ich ging währenddessen rastlos durch das ganze Schloß, ich fror und wollte zurück zu meinem Vater nach Rußland. Auch Euern Großvater liebte ich mit einemmal nicht mehr.

Am Nachmittag ließ er mich zu sich in das Schlafzimmer kommen. Er lag in Kleidern auf seinem armseligen Feldbette.

„Meine Zeit ist um," sagte er, als er meinen Blick sah. Ich lief zu ihm hin und küßte ihm unaufhörlich die Hände, ach, wie ich ihn wieder liebte! „Meine Zeit ist um, liebe Tochter. Ich gehe zu meinen Vätern, aber nicht wie ein Edelmann und Fürst, sondern wie ein Vagabund, der auf dem Stroh verendet . . . Alles ist umsonst getan, liebe Tochter . . . gebrochen bin ich . . . mein Jesus, dir wollte ich dienen mein Leben lang . . ."

Nun schwieg er lange und schlief ein wenig ein . . . Währenddessen schlich ich mich weinend hinaus und befahl dem Diener, mit dem schnellsten Pferd einen Arzt aus Willingshausen zu holen. Als ich in das Zimmer Eures Großvaters zurückkehrte, schlief er noch. Bald erwachte er. Er sah mich groß an, besann sich und richtete sich auf.

„Meine Tochter . . . wenn Sie es befehlen . . . mein Wort wird gehalten werden . . . aber ich bitte Sie jetzt in Ehrerbietung und Demut — wie schön Sie jetzt sind, mein geliebtes Kind! — in Ehrerbietung und Demut bitte ich Sie . . . bleiben Sie bei ihm! Ich hätte früher handeln sollen . . . Immer habe ich gezaudert und gezaudert . . . Meine Tochter, zu Ihren Füßen flehe ich Sie an . . . Bleiben Sie bei ihm!"

Ich weinte auf die Hand Eures Großvaters und schluchzte, mir wollte das Herz zerbrechen, so liebte ich ihn. Und da schwur ich ihm zu Füßen des Heilands, immerdar bei Euerm Vater zu bleiben, bis daß der Tod mich von ihm scheide.

Nun schlief er beruhigt ein. Und jetzt kam das Ende, meine Kinder. Als er nach einer Stunde erwachte, war er so heiter, so gütig und erfrischt, wie nie zuvor in seinem Leben. Er scherzte mit mir und fragte mich, ob ich zum Mittag etwas gegessen hätte, ob ich Nachrichten von meinem Vater hätte und ob die Bewässerungsanlagen unserer Wiesen daheim Fortschritte machten. Ach, er scherzte sogar über unser gemeinsames Unglück, wie wir um den verlorenen Sohn soviel, soviel zu weinen hätten. Und dann geschah es, daß er nach dem Jäger läutete und sich die Briefe des Tages bringen ließ, die er zu lesen pflegte, wenn er von seinen Inspektionen am Vormittag zurückkehrte. Ich habe ihn beschworen, doch heute der Ruhe zu pflegen, aber er will davon nichts wissen. So wohl fühlt er sich, wie lange nicht zuvor in seinem Leben und alles wird nun gut werden. Weniger arbeiten wird er fortan und sich mehr um sein ‚schönes Töchterchen' in Groß-Kusserow bekümmern. Ob er wohl dort einen Platz am warmen Ofen finden werde? Und während er so spricht, meine geliebten Kinder, sieht er

die eingegangenen Schriftstücke durch. Plötzlich stockt er und erbricht ganz heftig und schnell einen Umschlag. Ich stehe vor dem kleinen Spiegel, trockne mir die Augen, ordne mein Haar, sehe Euern Großvater und wundere mich ein wenig über seine heftigen Bewegungen. So großen Eifer hat er schon wieder für seine Geschäfte, denke ich froh, er wird wieder ganz gesund werden! Und ich schäme mich schon, daß ich nach dem Arzt geschickt habe. Da sehe ich durch den Spiegel, wie Euer Großvater blutigrot im Gesicht wird, die beiden Fäuste ballt und die Rechte unaufhörlich wie eine Maschine wohl zwanzigmal auf den Tisch schlägt. Ich stürze auf ihn zu und umarme ihn. Aber er bricht in meinen Armen zusammen. Ich kann ihn nicht halten und lasse ihn auf die Erde fallen, seine Stirn schlägt auf den Boden. Ich reiße das Fenster auf, Jakob Gaude geht über den Hof. Ich rufe ihm zu, der Herr sei gestürzt — gleich ist er oben im Zimmer. Er nimmt ihn auf seine Arme und trägt ihn auf das Bett. Wir horchen, ob das Herz noch schlägt. Ja, es schlägt, mehr noch, sein Mund redet.

„Entmündigen . . . Ludwig . . ."

Damit meinte er, man solle Euern Vater zu Ludwigs Gunsten entmündigen.

Fünf Stunden lag er noch in tiefer Ohnmacht auf seinem Bette. Der Arzt kam, auch Euer Vater. Der Erbprinz weinte und beschwor den Arzt, seinen Vater zu retten. Es war ihm Ernst damit, niemals hat er den Tod seines Vaters gewünscht, dazu war er zu schwach und zu abergläubisch. Als er mich sah, nannte er mich eine Mörderin, aber er hat niemals später dieses Wort wiederholt, denn inzwischen hatte er von dem Brief erfahren, den sein Vater gelesen hatte. Es war die Ankündigung einer Bank, am ersten Januar werde sie den von dem Fürsten unterzeichneten Wechsel über neunmalhunderttausend Taler in Ludwigslust zur Einlösung vorlegen. Euer Vater aber hatte den Namen seines Vaters gemißbraucht.

So starb Euer Großvater Johann Albrecht. Pflegt und ehrt doch sein Andenken, meine geliebten Kinder! Betet an seinem Sarg und schmückt ihn jeden Sonntag,

den Ihr in Ludwigslust seid. Legt im Frühling Narzissen auf seinen Sarkophag, wie ich sie einst in seinen Wagen tat. Es waren seine Lieblingsblumen.

*

Ohne Dich, mein Sohn, wäre ich in den folgenden Jahren ganz einsam gewesen. Mein Vater starb, ich hatte niemanden mehr auf der Welt. Ludwigslust wurde umgebaut. Nur einige Zimmer, darunter das Arbeitszimmer Eures Großvaters, in dem nun Ludwig wohnt, blieben unversehrt. Ich aber ließ im zweiten Stockwerk des Westflügels meine Bibliothek herrichten.

Bald nach seinem Tode geschah es dann, daß Michael Georg Brolawski, ein treuer Knecht Gottes, von Anastasowo bis nach Ludwigslust zu Fuß gewandert ist. Ich habe ihn bei mir behalten und empfehle ihn Eurem Herzen und Eurer Obhut. — Euer Vater und ich, wir hatten uns des Nachmittags zufällig im Park getroffen und setzten unsern Weg gemeinschaftlich fort. Zusammengeschmiedet waren wir zwei Menschen durch unsere Ehe, durch Ludwig und durch mein Versprechen. Euer Vater war an diesem Tage gesprächig und ich merkte, daß er mich unterhalten wollte. Freilich hatte er sein Leben lang Umgang mit allerlei Gesindel gehabt und er konnte den rechten Ton in Gegenwart einer jungen Frau nicht finden. Nicht sah er in ihr den Menschen, den Kameraden oder die Mutter seines Sohnes, nur etwas Ähnliches wie eine Dirne. Nun, auf solch einem Spaziergang im Park bemerkten wir, daß uns ein sehr zerlumpter Mann nachschlich. Als Euer Vater sich umwandte, denkt Euch, da auch ich mich umblickte, es war Michael Georg! Ich lief auf ihn zu und umarmte ihn und wollte fast weinen. Da kam mit ihm meine liebe Heimat zu mir, unser Dorf, unser Haus, unser Wald und schöner Fluß. „Maria Tatjana," sagte er, „jawohl ... ganz recht ... ich komme hier nur gerade mal vorbei ... ich reise nach Paris, Ew. Durchlaucht liebes Mütterchen ... ich wollte nur mal nachsehen, wie es Ew. Durchlaucht in der neuen Heimat zusagt ... ich muß heute abend wieder fort ..."

Nun, ich achtete nicht viel auf sein Geschwätz. Euer Vater aber war ärgerlich. „Laß ihn hier," sagte ich zu Euerm Vater, „ich werde Dir heute abend etwas erzählen!" Nun, meine Kinder, Michael Georg Brolawski ist mein Halbbruder. Für etwas Derartiges hatte der Fürst von jeher Verständnis, und da er keine Veränderungen liebt, so denke ich, er wird Michael Georg auch nach meinem Tode in seinem Haus dulden. Ich weiß heute, weshalb Michael Georg aus Rußland zu mir hergewandert ist, er hat es mir selbst einmal gesagt: um mich zu schützen. Freilich, er ist seit dem Tage seiner Ankunft sonderbar geworden und wie er sich das ‚Schützen' eigentlich gedacht hat — das war wohl nur eine seiner vielen Phantasien! Ich empfehle ihn aber desto inniger Eurer Liebe, meine Kinder, denn er ist ein Märtyrer.

Die folgenden fünf Jahre nach dem Tode Eures Großvaters vergingen in einem fortwährenden häßlichen Hader, der mein Gefühl dumpf und meinen Verstand geistlos machte. Herrlich war das Erwachen, das ich Dir, meiner Tochter, zu danken habe. Wie freute ich mich nun mit einem Male meines Geistes und meiner ländlichen Kraft! Wie erfrischte mich im Innersten die gesegnete Zeit, als ich Dich, Gabriele, nach langer Entbehrung unter dem Herzen trug, wie zerriß Deine Geburt das Gewölk! Klar konnte ich wieder denken und Neues fühlen.

In den ersten acht Jahren meiner Ehe hatte ich mich daran gewöhnt, kurz nach Weihnachten mit Eurem Vater, mit Ludwig und mit einem Teil der Dienerschaft für vier Monate in das Stadtpalais überzusiedeln. Ich habe mich jedoch stets in diesen acht Jahren am Hof und in der Stadt überhaupt sehr schlecht gefühlt, bis ich endlich die innere Freiheit fand, das Joch von meinen Schultern zu schütteln. Den Aufmerksamkeiten des Königs und vieler Offiziere konnte ich mich nur schwer entziehen. Der König hatte eben den Thron eingenommen. Seine Eingebildheit auf sich selbst und seine Ahnen war ohne Grenzen. Schrecklich hat er sich sein Leben lang bis heute kompromittiert. Kein Funke von Gott ist in ihm, den er im Munde führt. Übrigens war es allen bekannt und sie hörten es gern, eine wie

schlimme Ehe ich mit dem Fürsten führte. Unter der Maske des Mitgefühls drängten sich die Menschen zu mir heran, ach, ich habe sie dort kennen gelernt! Besonders wenn ich in einer Gesellschaft von Offizieren der Garde und von Diplomaten war, hatte ich die Einbildung von seelenlosen Masken. Wie gern sie vom Essen sprachen!

Meine Kinder, Ihr kennt unsere Stellung dort in der Hauptstadt. Ich war als Frau Eures Vaters nach der Königin und den königlichen Prinzessinnen die erste Dame am Hof. Euer Vater und ich, wir wurden in vielen Dingen, die ich vergessen habe, wie ein regierendes Fürstenpaar angesehen, die Offiziere auf der Straße mußten Front machen und dergleichen mehr. Ich war eine junge Frau und alle Welt sagte, ich sei schön. Die Journale brachten mein Bild und schrieben von meinen Toiletten, die von einer ungeheueren Kostbarkeit waren. Meine Kleider und Courschleppen stellte man in Petersburg und Paris aus. Der Familienschmuck unseres Hauses ist der bedeutendste in Europa und ich mußte die Brillantenkette von Solitären tragen, die einen Wert von zwei Millionen Talern hat.

Gabriele, das ist Dein Erbteil! Mich hat es auf die Kniee gezwungen. Jetzt erst verstand ich, wovon Euer Großvater auf unsern Spaziergängen so oft gesprochen hatte: Von der Verwaltung des Reichtums.

Es hilft Euch nichts, meine Kinder, daß die Bauern aus Ludwigslust und aus den umliegenden Dörfern in sauberen Häusern wohnen, daß Eure Mütter und Schwestern ihre kranken Frauen aufsuchen — meine Kinder, es hilft Euch nichts, wenn Ihr dereinst den Bauern die Arbeit und die Abgaben erleichtern werdet — Euch hilft nur eines: Werdet doch ja von Herzen einfach! Es hilft Euch nichts, Euern Reichtum, den Gott Euch auferlegt hat, von Euch abzutun. Und wenn Ihr alle Eure Habe den Armen gebet und in den dürftigsten Kleidern einherginget — es hilft Euch nichts, wenn Ihr nicht einfach werdet. Der Mensch hat in seinem Leben nur für eine Seele die Verantwortung zu tragen: für seine eigene. Alles andere ist Vermessenheit. Trachtet

doch ja nach dem Guten in Euerer Seele, dann wird es den Armen im Lande auch wohlergehen, denn Ihr werdet sie lieben. Sie lieben, meine Kinder, das geht weit über alle Wohltat und guten Werke. Wer liebet, erweist Wohltat ohne Maß, aber die guten Werke ohne Liebe tun, ach meine Kinder, das ist die Hölle auf Erden. Wenn wir Brillantenketten von unermeßlichem Wert tragen, — nicht um das Geld ist es zu tun, sondern um unsere Seele, nicht das den Armen verlorene Geld ist bejammernswert, sondern die dem Schöpfer verlorene Seele. Wie selbstgefällig hat Euer Vater so oft auf die sozialen Reformen hingewiesen, die sein Generalbevollmächtigter auf allen Gütern eingeführt hat. Würde Jesus Christus heute leben, er spräche: Ihr Heuchler, helft erst einmal euch, dann werdet ihr auch den Armen helfen. Meine Kinder, die guten Werke helfen Euch nichts, arbeitet aber Tag und Nacht an Eurer Seele, so werden Eure guten Werke Euren Brüdern Tempel bauen bis in die Wolken hinein.

Der Fürst hatte in diesen Jahren Umgang mit allerhand niedrigen Frauen, seine Neigungen wuchsen von Jahr zu Jahr nach dieser Richtung, weder die Damen seines Standes noch die großen Dirnen übten eine Anziehung auf ihn aus — er behauptete, das ‚Volk' zu lieben. Nun, er zeigte sich ohne Scham mit dem ‚Volk'. Dabei war es seltsam, daß Euer Vater von der schrecklichsten Eifersucht um mich geplagt war. Es ereignete sich, meine Kinder, daß Euer Vater in der geistigen und körperlichen Erschöpfung seiner Nerven wahre Tobsuchtskrämpfe von Eifersucht hatte. Seine Erschöpfung rührte auch von der täglich wachsenden Last seiner Schulden her. Um immer über die ungeheuren Massen von flüssigem Geld, das er wie ein Rasender um sich streute, verfügen zu können, mußte er, der reichste Bürger unseres Vaterlandes, bisweilen Wucherer in Anspruch nehmen, die ihn zuzeiten hart bedrängten. Wollt Ihr es glauben, meine Kinder, daß in späteren Jahren eines Tages der Vollziehungsbeamte aus Willingshausen nach Ludwigslust kam und unser ganzes Haus versiegelte, beinahe jeden einzelnen Gegenstand? Ein Gläubiger, der

Euern Vater haßte, hatte ganz schnell einen Zahlungsbefehl gegen ihn erwirkt, der bei der schrecklichen Unordnung der Kanzeleien dort übersehen worden war!

Als ich eines Tages damit beschäftigt war, mich von Mademoiselle zu einer Gesellschaft ankleiden zu lassen, trat Euer Vater in mein Zimmer und schickte Mademoiselle mit barschen Worten hinaus. Ich sehe ihn noch vor mir, er hatte den Frack mit den Orden an, aber wie klein und blaß war er, wie flackerten seine Augen! Auch seine Sprache war schwer, so erschöpft war er. Ich hatte Mitleid mit ihm, sein Tod stand mir vor Augen oder die Auflösung seines Geistes. Kaum hatte Mademoiselle das Zimmer verlassen, als er sich auf mich stürzte und mich an den Armen packte. „Du wirst in diesem Kleid nicht ausgehen!“ schrie er. Ich befreite mich von ihm und fragte ihn erstaunt, weshalb er daran Anstoß nehme. Er begann im Zimmer umherzulaufen und die Hände unaufhörlich über seinem Kopf zusammenzuschlagen oder gefaltet unter das Kinn zu pressen. Nie hatte ich eine derartige Bewegung bei ihm gesehen. „Es ist nicht möglich!“ schrie er, „man sollte es nicht für möglich halten! Wenn ich das einem Menschen erzähle, wie mich meine eigene Frau zu Tode quält, er würde es nicht glauben! . . . Nicht für möglich hätte ich das gehalten, daß ein Mensch einen andern so martern kann! . . . Ja, du bist sanft, ach, bist du eine Christin! . . . Du gehst in die Kirchen, du Betrügerin, du Heuchlerin, pfui!“ — Der Fürst spie vor mir aus — „Laß dir einmal von deinem Popen erzählen, was die Frau ihrem Mann sein soll! Hast du das noch nicht gelernt?“ Er griff mich wieder an den Arm und schüttelte mich. „Eine Dienerin sollst du sein!“ schrie er. „Aber du — wenn dein Mann müde von seinen Geschäften nach Hause kommt, dann läufst du mit deinen schönen Kleidern wie eine Dirne zu den Offizieren! Pfui!“ Und nun bekam er den ersten Tobsuchtsanfall. Er riß mir das Kleid von den Schultern, nahm eine brennende Kerze und wollte es, als es mir noch am Leibe hing, in Brand setzen. Ich hielt meine Hände stumm auf das Licht und löschte es aus. Darauf stürzte

Euer Vater auf eine zweite brennende Kerze und warf sie gegen den Spiegel und wieder löschte ich sie aus und alle andern Kerzen im Raum, nur die Lampe brannte noch; da nahm er ein Trinkglas und zerbiß es mit seinen Zähnen und mit seinem blutenden Mund biß er wie ein böses Tier mit blutenden Zähnen auf sein Handgelenk. Mit furchtbarer Anstrengung riß ich ihm die Hand aus dem Mund, sonst hätte er sich mit der Schärfe seiner Zähne die Pulsader aufgeschnitten, und unaufhörlich streichelte ich ihn und versuchte ihn zu küssen. Er aber schrie, er werde sich töten, wenn ich ihm nicht gleich bei meinem Heiland schwören würde, nie mehr in eine Gesellschaft von Offizieren zu gehen. Ich höre noch seine Stimme: „Gib mir deine Hände und schwöre! Gib mir deine Hände!" Er schrie es wohl hundertmal und mit ganzer Seele reichte ich ihm immer wieder meine Hände hin, die er nicht küßte, sondern mit seinem Mund verzehrte. Dann aber kam die Minute, wo er jede Besinnung verlor und mich am Hals zu würgen begann. Ich wurde ohnmächtig, aber bald erwachte ich wieder. Ich sah Euern Vater, der auf der Erde kniete. Er wusch sich mit einem Schwamm das blutende Gesicht und drückte ihn gegen die Augen. Er hatte nicht bemerkt, daß ich ohnmächtig geworden war, er dachte, ich schliefe. Im Traum hörte ich ihn sagen: „Ich nehme jetzt Gift . . ." Ich erschrecke und stehe auf, aber ich falle gleich wieder hin. So liegen wir beide auf der Erde und ich streichele Euern Vater, der wie ein Kind zitterte.

„Tatjana, verlaß mich nicht," sagte er unaufhörlich mit einer so tiefen Demut, daß ich zu weinen beginne.

Wir blieben an diesem Abend in unserm Haus. Ich weiß noch, wie wir durch die dunklen Zimmer gingen, die nur ein wenig von dem Laternenschein am Portal erleuchtet waren, und wie die Uhren in der Stille tickten. Ich hatte meinen Arm um den Leib des Fürsten gelegt, um ihn zu stützen, so unsicher ging er und so krank war sein Schritt. Wir speisten daheim.

„Tatjana," sagte Euer Vater vor allen Dienern und zog meine Hand über den Tisch, „verlaß mich nicht!"

Er trank zitternd roten Wein. Die Gläser blitzten

und die Blumen leuchteten in den silbernen Vasen. Immer wieder zog er meine Hand über den Tisch und streichelte sie. „Tatjana, verlaß mich nicht!"

Große Freude war um uns. Ich fühlte mich beschwert, eine Müdigkeit war in allen meinen Gliedern, zuweilen war ich ganz gedankenvergessen oder ich lauschte glücklich in die Tiefe. Mir war, als bereitete die Natur eine herrliche Veränderung vor, und doch hatte ich eine weinende Empfindung in meinem Herzen. Ich stieg zu Ludwig hinauf und blieb lange an seinem Bett sitzen. Ludwig war nun sieben Jahre alt geworden.

In dieser Nacht ruhte ich zum erstenmal seit acht Jahren an der Brust Eures Vaters. Bald scherzte und lachte er wieder. Ich aber träumte gegen Morgen, ich sähe Hunderte von Kindern mein und Eures Vaters Bette umstehen und, denkt Euch, sie hatten alle die tragische Maske der Antike vor ihren kleinen Gesichtern. Doch ich erkannte ihre Züge durch die Verkleidung: meinen Vater und meine Mutter und Eures Vaters Vater und Mutter, die ganze Ahnenreihe in ihrer Kindheit; mir aber war, als seien sie alle meine Kinder.

Ich reiste in den folgenden Tagen mit Ludwig nach Ludwigslust. Der Frühling kam, ich ging viel in den Feldern spazieren. Sanfte Sonne war überall und ein heiteres Blühen. Die Lupinen an meiner Turgenjewbank dufteten; der Himmel darüber war voll von einer großen Ahnung der kommenden Jahreszeit, Sonnenfäden schwammen in der Luft. Meine guten Schwäne kamen morgens zur Terrasse und schlugen mit den Flügeln den Winter in die Flucht. Nachmittags saß ich in meiner Bibliothek, zog die Vorhänge zu, damit die Sonne mich nicht blendete, und ließ nur einen Strahl hinein.

Dich, meine geliebte Tochter, die ich seit jenem Abend in meinem Leib geborgen hielt, täglich trug ich Dich dem Frühling entgegen. Ludwig an meiner Seite führte und schützte meinen Fuß.

Du wurdest geboren, Gabriele, und mit Dir stieg täglich meine Sehnsucht nach neuen Kindern. Kaum war ich dem Wochenbette entstanden, so wollte ich schon wieder die neue Bürde tragen. Niemals habe ich Euch mehr

geliebt als in den Tagen, da Ihr der Mutter am nächsten, da Ihr noch körperlich mit ihr verbunden wart. Ach, der Arzt verbot mir nach Alexanders Geburt auf das strengste, diese Gnade von neuem anzunehmen, eine unvermeidliche Todesgefahr nannte er sie. Wie beneidete ich nun die Tiermütter um mich herum, mit welch einem Gefühl betrachtete ich sie, bis ich von neuem nach sechs Jahren in diesen gesegneten Monaten empfangen habe. Der Tod wird kommen. Mein Leben ist um meines Kindes Leben zu retten. Mein Kind vor dem Tode zu bewahren, das hat mir der Arzt bei allem geschworen, was er liebt. So werde ich sterben, aber mein Kind wird leben.

Zu dieser Zeit wurde in der Nähe von Willingshausen ein Mädchen überfallen und ein großes Verbrechen ist an ihr geschehen. Den Vater unserer Kinder uns selbst zu wählen, meine Tochter, unsere Kindheit unbefleckt zu erhalten und späterhin die Zeit zu bestimmen, zu der wir gesegnet sein wollen, das ist unser großes Naturrecht. Und ein großer Verbrecher ist, wer es verletzt! — Ich bin zu dem Kinde ins Dorf gefahren, habe es begrüßt und umarmt. Mit Sanftmut trug es die Last unter seinem Herzen, quer über die Felder kam es geschritten und hatte noch auf seinen Schultern ein Bündel Heu, wie der gute Hirt das Lamm trägt. Ich zog das Mädchen von den neugierigen Menschen fort auf der Landstraße und sagte zu ihr: „Mein geliebtes Kind, was hat man Ihnen getan!" Da — denkt Euch! — antwortete sie mir und fuhr sich unwillig mit dem Handrücken über den Mund: „Tragen muß er's, Frau Fürstin! 's wird groß werden wie alle!" Seht, das Kind hier vor mir — mein Gott, wie alt war sie denn? vierzehn Jahre in unserm spät entwickelten Bauernschlag! — nicht einen Augenblick hat sie an sich und ihre Schande gedacht, nur wie ihr Kind dereinst die Schande tragen werde! Sie sei gesegnet, die kindliche Mutter, in der Natur und im Weltall! Wie dankbar war ich, als ich von ihr zurückkehrte, wie habe ich unter Tränen Gott gedankt für den Wink seiner Hand! Alles Gefaßte, Ergebene und Starke, immer werdet Ihr es im Volke finden — selig sind die Sanftmütigen, vergeßt es

nicht, meine Kinder! Noch einmal bitte ich Dich, Ludwig, halte schützend Deine Hand über meiner Schwester Franziska Schlend, denn mehr verbindet mich mit ihr als nur das gemeinsame Schicksal gesegneter Frauen. —

Seit Gabrieles Geburt habe ich nun immer zwei Wochen vor Weihnachten dieses Haus und dieses Land verlassen, um Einkäufe in der Stadt zu machen. Die ersten Jahre besuchte ich noch die russische Kirche, aber bald ließ ich es, denn ich liebte die Heiligenbilder nicht mehr und nicht die Popen und immer ernster wurde meine Sehnsucht nach dem einfachen Jesus. So heftig auch Euer Vater, den seine Eifersucht längst gereute, sich dagegen wehrte: meine ländliche Einsamkeit, der Umgang mit meinen Kindern, auch wenn er mit Euch, Gabriele und Alexander, oft so bitter war, blieb doch das Beste in meinem Leben. In den Augen der Welt wurde ich dadurch zu einer Närrin, nun, mögen sie stille sein, bald werde ich in Ludwigslust meine Augen schließen. In meiner Einsamkeit habe ich an einige große Künstler unserer Zeit geschrieben und sie gebeten, mich zu besuchen. Sie kamen zahlreich, aber bald merkte ich, ich liebte ihre Werke mehr als ihre Person. Nur Iwan Turgenjew, der stets für einige Tage in Ludwigslust blieb, wenn er von Paris nach Petersburg fuhr, wird mir im Andenken bleiben!

Drei Kinder hatte ich nun, mit Eurer Erziehung gingen die Tage dahin. Wenn Ihr im Bette laget und Euern Schlummer gefunden hattet, las ich am Abend und in der Nacht in meiner Bibliothek. Ganz langsam schlich ich ihm nach — Jesus — durch die Jahrhunderte, las auch viel in der deutschen Bibel. Bald fand ich den reinen Jesus, wie einfältig und ernst er war. Nun wurde auch ich einfach, trug keinen Schmuck mehr und lernte, daß man nicht genug getan hat, wenn man in Ludwigslust die kranken Frauen besucht und den Dorfkindern einen Wams strickt. Ganz bescheiden wollte ich Euch erziehen — ach, erziehen wollte ich Euch nie, nur in das Leben geleiten, einfache Kost und Kleider solltet Ihr haben, wenig Bedienung, wenig Spielzeug. Doch solltet Ihr auch sehr, sehr fröhlich sein. Gern ließ ich

Alexander in das Dorf laufen und mit den Kindern dort spielen. Ihr wurdet älter, Gabriele und Alexander, und mit jedem zunehmenden Jahr fühltet Ihr Euch von Ludwig und von mir stärker abgestoßen. Euere kindliche Liebe habt Ihr dem Vater zugewendet. Wenn Ihr glaubtet, Euch sei ein Unrecht geschehen, so sagtet Ihr zueinander: „Das erzähle ich Papa, wenn er nach Hause kommt!“ Gewiß ist es meine Schuld, daß Ihr so schwer zu mir gelangen konntet. Aber ich bitte Euch nun, meine Kinder Gabriele und Alexander, nach meinem Tode neben der Liebe zu Eurem Vater die schwesterliche und brüderliche zu Ludwig nicht außer acht zu lassen. Nicht wahr, Ihr werdet Euch niemals von meinem erstgeborenen Sohne abkehren, den ich so sehr geliebet habe? —

Meine Kinder! Um fünf Uhr morgens am 23. März des Jahres, in dem ich diese Worte an Euch niederschreibe, bin ich von Mademoiselle mit der Botschaft aufgeweckt worden, man habe soeben versucht, Euren Vater zu ermorden. Ich eilte mit Ludwig hinunter in die Halle und fand Euern Vater, der wie ein Rasender im Schlafrock die Treppe erstürmen wollte.

„So werde ich in deinem Haus von Mördern bewacht!“ schrie er mir entgegen und schlug sich mit der Faust auf die entblößte, unverwundete Brust. „Na wartet einmal, ich werde euch zeigen! . . .“

Er schien seines Verstandes unmächtig geworden zu sein. Vor Ludwig, vor Michael Georg und dem gesamten Personal beschuldigte er mich, den Mörder gedungen zu haben. Ich hatte die Kraft zu lächeln und Dich, Ludwig, fest an der Hand zu halten, — Du mein Sohn, ich weiß, Du wolltest in diesem Augenblick eine große Sünde begehen.

An demselben Abend noch hat mir Euer Vater, der Reue empfand, wörtlich alles erzählt, was sich begeben hat. Am nächsten Morgen ist er fortgereist, und ist bis heute, vier Monate nach diesem Tag, nicht zurückgekehrt.

Meine Kinder, es gibt hier in Willingshausen die Frau eines Wachtmeisters, der ehemals, als Euer Vater noch Offizier gewesen war, in seinem Dienst gestanden

hat. Mademoiselle hat mir vor einigen Tagen diese Frau auf einer Straße in Willingshausen zeigen wollen, ich mochte sie aber doch nicht ansehen. Ich habe allgemein gehört, sie sei von großer, wenn auch gewöhnlicher Schönheit. Der Fürst hat mit dieser Frau fünf Jahre hindurch in großer Heimlichkeit eine Liebesbeziehung unterhalten.

Der Wachtmeister hat seine Frau mit einer schrecklichen Eifersucht geliebt, sie aber soll ihn bis aufs Blut gequält haben. Auf nichts weniger hatte sie es abgesehen, als ihn langsam zum Selbstmord zu führen. Euer Vater hatte ihr wahrscheinlich eingeredet — hierüber äußerte er sich nicht mit den nötigen Klarheiten, sondern machte Umschweife — er werde sich von mir scheiden lassen und sie heiraten. Törichte verliebte Frauen glauben das Unmöglichste in der Welt, meine Kinder; nun, die beiden hatten ein Kind, das für den Wachtmeister in seiner täglich wachsenden Erbitterung und in seiner verwilderten und geängstigten Seele der einzige Gegenstand der zärtlichsten Fürsorge und Verehrung war. Oft soll er sich heimlich weinend zu dem Kind geschlichen haben, das ihn groß und verwundert, ohne jede Liebe ansah. Allmählich hat der Wachtmeister, der ein tüchtiger und angesehener Mann gewesen war, seinen Dienst vollkommen vernachlässigt. Wie nach seinem Tode bekannt geworden ist, hat er sich Unredlichkeiten zuschulden kommen lassen. Er hat die ihm anvertrauten Kassen bestohlen, um in seiner Herzensangst um den Besitz seiner Frau für diese den nötigen Aufwand treiben zu können.

Eines Tages hat die Frau in einem heftigen Wortwechsel, als er von ‚seinem' Kinde sprach, ihm höhnisch geantwortet, er solle nicht gar so stolz auf dieses Kind sein, es sei noch nicht ausgemacht, ob es denn auch ‚sein' Kind wäre. Seit jenem Tag hat nun für den unglücklichen Mann ein Leben der grausamsten Qual begonnen. In den letzten Wochen ist er jede Nacht mit seinem Dienstrevolver an das Bett der Frau getreten und hat sie bedroht oder angefleht, ihm die Wahrheit zu sagen, ob das Kind wirklich nicht von ihm stamme. Aber die Frau, die sehr furchtlos sein muß, hat ihn noch im An-

gesicht der Revolvermündung verhöhnt, er möge sich doch seine Tochter einmal genau ansehen: ob denn solch ein Kind die Tochter eines Soldaten sein könne; ob sie nicht vielmehr von höchstadeliger Abkunft wäre, ‚gleich nach den königlichen Prinzessinnen'. Die Frau entstammte einer großstädtischen Bürgersfamilie und mit Verachtung blickte sie auf den Sohn eines Willingshausener Schmiedemeisters hinab.

Bei diesen letzten Worten der Frau ist der Wachtmeister zurückgetaumelt, ja, die Frau hat nachher selbst Euerm Vater erzählt, er sei eigentlich wie ‚vom Donnerschlag gerührt' gewesen. Er hat sich nämlich plötzlich im Zimmer umgesehen und sein Blick ist an dem Bild Eures Vaters haften geblieben, das mit der eigenhändigen Unterschrift in der Stube hing. Das Bild hat der Mann von der Wand genommen, dann hat er sein Kind aus dem Bett geholt und auf den Armen herbeigetragen und die Gesichtszüge des Fürsten mit denen des Kindes verglichen. Er muß wirklich geglaubt haben, eine deutliche Ähnlichkeit zwischen Euerm Vater und dem Kind erkennen zu können, jedenfalls soll er das Kind ‚mit einem unheimlichen Ernst' wieder in das Bett getragen haben und ist dieselbe Nacht aus dem Haus gegangen. Die Frau war nun über die Wirkung ihrer Worte von der adeligen Abkunft ihres Kindes doch geängstigt. Da aber die Unruhe seiner Seele den Wachtmeister bis jetzt jede Nacht nach den Revolverszenen aus dem Hause getrieben hatte, so folgte sie ihrem Manne nicht nach, sondern ging bis zum Morgen in ihrer Stube auf und nieder.

Der Wachtmeister Vollrath, meine Kinder, ist diese Nacht in voller Uniform nach Ludwigslust gewandert. Ein Gutswagen, der die Milch jeden Morgen von Oberwiesengrund nach dem Bahnhof in Jever bringt, hat den Wachtmeister ein Stück Weges mitgenommen. Der Wachtmeister hat angegeben, er habe dienstlich in Ludwigslust zu tun, aber dem Fuhrmann ist seine verstörte Haltung aufgefallen. Gegen fünf Uhr ist der Wachtmeister hier bei uns eingetroffen. Ohne sich zu besinnen ist er durch die Küche, deren eines Fenster offen stand,

in unser Haus gedrungen, das er von seiner Dienstzeit bei Eurem Vater wohl kannte, und mit traumwandlerischer Sicherheit bis zum Schlafzimmer Eures Vaters gelangt. Auf seinem Weg begegnete er einem der Diener, einem jungen Menschen, Gottlieb Bauernfeind, der den Wachtmeister entgeistert angestarrt, aber ihn doch nicht angehalten hat, weil er, schlaftrunken wie er war, dieser Begegnung im ersten Augenblick gänzlich blöd und ohne Verständnis gegenüberstand. Der Wachtmeister sagte ihm „Guten Morgen!" und hat die Hand an die Mütze gelegt, ohne daß ihm der Diener geantwortet hätte. Er hat aber nachher erzählt, er habe sich umgedreht und gesehen, wie der Wachtmeister die Tür des Vorzimmers öffnete, in dem der Leibjäger Karl Messerschmied schlief. Ohne Störung ist der Wachtmeister bis zum Schlafgemach Eures Vaters vorgedrungen und Euer Vater ist sogleich bei seinem Eintritt erwacht. Er hat im Morgengrauen die Figur des Wachtmeisters in voller Uniform, die Mütze auf dem Kopf, den Säbel an der Seite vor seinem Bett gesehen und wollte nach seinem Jäger rufen, aber so groß war seine Furcht und Geistesverwirrung, daß er es nicht wagte. Der Wachtmeister hatte wahrscheinlich, wie ich mir denke, die Absicht gehabt, den Fürsten zu erwürgen, dann nach der Stadt zurückzukehren und dort sein Kind, sein Weib und sich selbst zu töten.

Nun, nach der Erinnerung des Fürsten hat er vor dem Bett gestanden und ungefähr gestottert: „Durchlaucht! ... Das Kind ... ich wollte fragen ... ob das Kind ... meine Frau hat mir gesagt ... daß das Kind ..." Der Fürst hat die Geistererscheinung angestaunt und kein Wort geantwortet.

Da hat der Wachtmeister noch gesagt:

„Durchlaucht ... ich bin hierher gekommen ... Sie haben mit meiner Frau unzüchtige Gemeinheiten getrieben!"

Bei diesen Worten hat er sich auf Euren Vater gestürzt. Inzwischen ist aber dem Diener draußen die Begegnung mit dem Wachtmeister doch unheimlich geworden. Er hat sich zur Tür geschlichen und gehorcht. Da er

drinnen kein Geräusch hörte, hat er den Mut gefunden, die Tür zu öffnen und Karl Messerschmied zu wecken.

Diese beiden Männer haben Euerm Vater das Leben gerettet. Der Wachtmeister wurde nach schrecklichen Kämpfen überwältigt, fand aber doch Gelegenheit, seinen Revolver zu ziehen und sich zu töten.

Da es sehr im Interesse des Fürsten lag, daß die Vorgänge dieses Morgens ein verändertes Gesicht bekamen, so wurde erzählt, der Wachtmeister habe sich, von seinen Schulden getrieben, des Morgens an Euren Vater mit der Bitte gewandt, ihm beizustehen. Als Euer Vater ihm dies verweigerte, habe er kurzerhand seinen Revolver gezogen und sich eine Kugel in den Kopf geschossen. Es gelang wirklich, meine Kinder, diese Gerüchte in Umlauf zu setzen, zumal da nach dem Tode des Wachtmeisters in den ihm unterstellten Kassen bedeutende Fehlbeträge entdeckt wurden. Unserer Dienerschaft aber wurde eine große Belohnung zugesichert, wenn sie sich schweigsam verhielte.

Daß ich jenen Morgen überstanden habe, ist eine Gnade, die Gott nicht mir, sondern meinem Kinde erwiesen hat, das ich unter dem Herzen trage. Ich habe ihm in den letzten Monaten mit unaufhörlichem Gebet dafür gedankt und auch dafür, daß er Euch, Gabriele und Alexander, nach wenigen Augenblicken des Erwachens, wieder Euern kindlichen Schlummer gab, während er uns andern so große Prüfungen auferlegte.

Meine Kinder, es gab eine Stunde in meinem Leben, wo ich nahe daran war, die ganze Heuchelei dieses Daseins von mir abzuschütteln und in die Welt hinauszuschreien, wer an dem Verbrechen und an dem Ende des Wachtmeisters die Schuld trägt. Um Euretwillen habe ich es unterlassen, nun aber lege ich Euch gebieterisch die Pflicht auf, wenn Ihr Eure Gedanken zu Gott wendet, Euch des unglücklichen Wachtmeisters zu erinnern, der in seinem Grabe friert! Danket Gott, daß er Euren Vater gnädig verschonte, aber bittet für die Seele des armen Mannes! Ich habe sein Grab besucht und auch auf seine Erde habe ich Blumen gelegt. Tut Ihr desgleichen, meine Kinder.

Während ich diese Worte niederschreibe, weilt Euer Vater im Süden. Keinen Brief hat er seit Monaten geschrieben, ich kenne seinen Wohnort nicht, und in der Stunde, da mein Kind geboren werden wird, welche die Stunde meiner tiefsten Vollendung sein wird, ist Euer Vater auch räumlich namenlos fern von mir. Ich aber bitte Gott von ganzem Herzen, er möge die Gesundheit Eures Vaters gnädig beschützen und seine Seele von der Verwirrung heilen, die ihr droht.

*

Meine Kinder, ich habe meine Worte mit dem Namen des Allmächtigen, des Vaters und des Sohnes begonnen, ich will im Namen des Allmächtigen auch von Euch Abschied nehmen. Meine Hand ermüdet von Tag zu Tag und ich sehe, daß ich bis zum Ende der Welt fortschreiben müßte, sagte ich Euch alles, was eine Mutter, die sterben wird, ihren lebendigen Kindern sagen will.

Meine Kinder, der Tod wird kommen, ich bin immer in der Fremde gewesen. Ich bin hierher gezogen, bin Mutter geworden, ich habe Dich, Ludwig, Dein Herz gefunden, die andern haben mich verhöhnt und verachtet! Gabriele! Alexander! Als Ihr sechs und sieben Jahre alt wart, habt Ihr mich und Ludwig verhöhnt und verachtet, Ihr habt meinem Sohn Spottgedichte nachgesungen, die Euer Vater Euch insgeheim gelehrt hat, Ihr habt Eure Gesichter abgewendet oder die Augen zur Erde niedergesenkt, wenn ich zu Euch trat — meine Kinder, meine Kinder, ich habe es mit der Zeit gelernt, in den Runen Eurer trotzigen Gebärden zu lesen, Eure Lieb hab ich erkannt. Meine Stirn neige ich vor Euch und bitte Euch um Vergebung für alles, was ich Euch angetan habe; Ihr aber seid bedankt für das innere Gefühl Eurer Liebe. Ich bin hierher gezogen, drei Kinder habe ich geboren, bald wird das vierte seine Arme lobpreisend zum Himmel strecken, wie Ludwig einst am Morgen auf der Landstraße, immer bin ich in der Fremde gewesen! So schnell geht alles dahin, wie der Liebeshauch eines Kindes, wie der Mordschrei eines

Tieres. Kaum, daß ich mein Leben begann, will es schon enden! Doch ich erinnere mich, ich erinnere mich! Ich erinnere mich der blühenden Saat auf den Feldern, ich denke an die schönen Tage meiner Schwangerschaften, ich rufe mir einige Gespräche mit Michael Georg Brolawski und einige mit meinem großen Freunde Iwan Turgenjew ins Gedächtnis zurück, wie ich Dich, Ludwig, immer, immer liebte — und endlich an jenen Abend denke ich, als ich Christus, dem Herren, begegnete.

Es war ein unbeschreiblicher Tag im letzten Herbst; ich stand auf unserem Hügel in den Feldern, dort, wo die Ackersknechte um die Mittagszeit ihr Mahl unter dem Schatten der Linde verzehren, die Sonne ging nieder und eine schreckliche Stille waltete in der Welt, die vor Bewunderung erstarrt in ihren eigenen Schoß blickte; über meinem Haupt saß ein kleiner Vogel, den eine Ahnung von der Natur ergriff und sein regungsloses Auge zum Dorf hin richtete, das diamantene Licht schwieg, tausendfältig war es zersplittert und doch eines am Himmel, eines in den Fenstern der Bauern. Die gläsernen Wälder und Stoppelfelder zu meinen Füßen waren mit einer so schrecklich angesammelten Kraft stumm, daß ich glaubte, sie würden dieses Schweigen im nächsten Augenblick aus ihren Brüsten von sich brüllen.

Ich sah unsere Straße, meine Kinder. Sie geht durch das Land, zu ihrer Seite liegen die tausendfach gepflügten Felder, mit Saat gestählt, mit Blüten besprengt, in Ernte beschwert, liegen die dennoch ewig von Menschenhand unberührbaren Felder, zu denen kein Weg hinüberführt. Da geht unsere Straße durch das Land und plötzlich, so unvermittelt, daß mein Herz zerspringen möchte — seht da, meine Kinder, Schicksalsburgen treten zu ihrer Rechten, treten zu ihrer Linken, ein Dorf, ein Gehöft, eine Stadt. Ihr habt es oft im Dorf gesehen, meine Kinder, das Feuer ist im Herd, hier brennen Lichter, dort lehnen Äxte und Sensen gegen die weinumrankten, dämmernden Mauern, Kinder jagen lärmend durch den Staub an ihnen vorbei, oben über der Türe glüht ein Hufeisen oder ein anderes Zeichen friedlichen Aberglaubens und eine lichtlose Lampe schwebt

an ihrer Kette über dem Eingang zum Haus. Aber die Straße wandert weiter und wieder ist sie so plötzlich, daß es uns wehe tut und unser Auge vor Tränen verschleiert, auf den ewig sündelosen Feldern des Abends.

Dies sah ich von meinem Hügel aus und inmitten des diamantenen Strahlenfriedens war mein Geist, der menschliche, allein voll Unruhe und Verzweiflung. Wie ein Gespenst jagt er über die Felder, meine Kinder. Bald sinkt er vor einem erträumten Kreuz an der Straße in die Kniee, bald wandert er auf fernen Bergen und hebt von dort die Arme in den heidnisch erfüllten Himmel, bald geht er unerkannt und sehnsüchtig unter Menschen die Menschenstraßen entlang. Seht, meine Kinder, da überkam mich in der Verzweiflung meines unruhigen Herzens eine Vision. Ich reiche Euch die Hände, meine Kinder, und nehme mit dieser Vision Abschied von Euch:

Aus der letzten Hütte des Dorfes kommt er hervor. Durch die Felder wandert er. Blumen blühen unter seinem Fuß. Das Lichtgewölb täuscht meine Augen — bald sehe ich Euern Großvater Johann Albrecht in ihm, bald den Richter und Hirten der Welt. Meinen Hügel eile ich hinab, beschwingt gleite ich ihm entgegen. Nun bin ich ihm nah. Ich erkenne ihn, das ist unser Vater Johann Albrecht! Er trägt seinen braunen Mantel mit dem dreifachen Pilgerkragen wie am Morgen auf der Schlittenfahrt. Einen Stecken hält er in der Hand, als sei es ein Schwert. Von großer Wanderung muß er gekommen sein. Ich sinke zu seinen Blumenfüßen nieder. Die Hand legt er auf mein Haar, betrachtet mich und lächelnd spricht er: „Tochter, o meine Tochter!“ Meine Hand nimmt er, durch ein Gewühl von Blumen geht's. Ein quellendes Leben führen sie alle zu unsern Füßen. Wo wir geschritten sind, kein Weg ist da, mit schönerer Anmut nur heben die Pflanzen das bunte Gesicht. Wir werden nicht müde. Unsern Schritt netzen Bäche mit hellen Kieseln auf dem Grund. Und dann: Hirten stehen gegen den Horizont mit ihren schwarzen Lämmern. Einer von ihnen bläst die Flöte. Und der Wind trägt Töne an unser Ohr. Gern lausch' ich: ‚Wie leuchtet so freundlich das Leben, wie leuchtet das Leben so gut!‘

Ein Stein ist mitten in den Bühl gestellt, da wird Rast gehalten. In einem warmen duftenden Bett lieg ich zu Füßen unsers Vaters. Ein Goldkäfer läßt sich auf meine Hand nieder. Bald hebt er seine Flügel und summt mir um das Haar. „Betrüb mich nicht, betrüb mich nicht!" singt seine zitternde Schwinge.

Unser Vater beugt sich zu mir hinab.

„Geht es Ihnen gut, meine Tochter Tatjana?" fragt er.

„Gut . . . gut, lieber Vater," ist meine Antwort.

Er lächelt.

„Wieder tragen Sie die Bürde unter Ihrem Herzen? Neues Leben, neue Qual? Sind Sie denn nicht müde geworden, meine Tochter?"

„Niemals müde geworden, lieber Vater . . . niemals," ist meine Antwort.

„Aber was haben Sie denn geerntet, liebe Tochter? Doch nur Hohn und Spott? Nur Hohn und Spott!"

„Nach meinem Tode werden sie mich lieben, lieber Vater," ist meine Antwort, „nach meinem Tode!"

„Ist Ihnen denn nicht fremd, was Sie geboren haben, liebe Tochter?"

„Immer nur schuf ich Ihr Blut zu neuen Menschen um, lieber Vater, immer nur Ihr Blut!"

Jetzt kommen die Hirten mitten in ihren schwankenden Herden vom Horizont her auf uns zu. Der ihnen vorangeht, stark und fröhlich bläst er die Flöte. Euer Großvater und ich, bald sind wir ganz umwölkt von den schwarzen drängenden Lämmern. Häßlich und arm sind die Hirten, sehr dürftig hängen ihnen die Kleider von den Schultern. Seine Flöte setzt der erste mitten in der Melodie vom Mund ab, an seine Brust legt er sie und verneigt sich.

Nacht kam mit dem Zug der Lämmer und Hirten. Obgleich alle Sterne am Himmel waren, konnte ich doch unsern Vater nicht mehr sehen. Wir sind da ganz allein im Tau der Blumenebene. Aber ein Lamm ist von der Herde zurückgeblieben, das grast unter dem Gesang der Grillen in unserer Nähe und hüpfend zieht es einen Liebeskreis um unsere Stätte.

Eine Stimme spricht durch das Dunkel zu mir:

„Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebt und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben."

Ich erschrecke sehr. Fast bist zum Grund neige ich meine Stirn:

„Immer werde ich Ihnen dienen, lieber Vater."

Abermals spricht die Stimme zu mir:

„Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebet habe."

Wieder bin ich sehr geängstiget. Meine Hände muß ich falten, sie an den Mund pressen:

„Mein Volk und meine Kinder will ich lieben."

Zum letzten Mal spricht die Stimme zu mir:

„Fürchte dich nicht, glaube nur."

Mein Lieblingswort war das. Ganz glückselig springe ich auf.

„Ja, lieber Vater . . . ja!"

Doch unser Vater war nicht mehr da, nur das Lamm. Hüpfend kommt es auf mich zugesprungen. Seinen Kopf schmiegt es an mein Knie. Da lege ich meinen Arm um seinen Hals und so gehe ich den Weg hinab. Bald sind die Hirten da. Sie lehnen sich an die Räder ihrer Hüttenwagen und schlafen tief. Ich küsse das Lamm mit Tränen und nehme Abschied von ihm. Seiner Herde geb ich es zurück.

Sei gesegnet, Ludwig, mein Sohn, gesegnet Gabriele, gesegnet Alexander, sei gesegnet, Kind unter meinem Herzen. Friede sei mit Euch, Gnade von Gott, Gnade von Jesus. Seid gesegnet, meine geliebten Kinder. Lebet wohl, Segen über Euch, ich küsse Euch, gedenket des Kreuzes, liebet Euch untereinander, lebet von Herzen wohl, seid gesegnet, gesegnet, seid gesegnet. Amen. Amen. Seid gesegnet — — —

Elftes Kapitel

Ecce homo

I

Kaum hatte Fürst Ludwig die letzten Segensworte der Mutter vorgelesen, als Gabriele sich erhob und eilends das Zimmer verließ.

Auf einem Seitenausgang erreichte sie das Ufer des Mainsees. Sie war mit einem schwarzen Überwurf und einer Mönchskappe gegen den Regen geschützt, der abermals zu erwarten stand.

Über den nördlichen Hochmooren hatten während des Tages schwere Nebelmassen gelegen, die gegen Abend aufgestiegen waren und den Himmel der gesamten Landschaft mit jeder zunehmenden Stunde tiefer bedeckten. Sturmwolken zerklüfteten unter wetterleuchtenden Schlägen den Himmelsbau und verfinsterten die Gestirne, die weit oben, über jedem Schicksal erhaben, im Kampfspiel die Kraft ihrer Lichter maßen. Das erste Gewitter dieser Nacht war dahingegangen und aufs neue herrschte Schwüle und Trockenheit.

Gabriele umschritt das Schloß und bog in die große Allee ein. Ein Gutswagen fuhr mit rasselnden Laternen an ihr vorüber. Der aufrechtstehende Kutscher rief Gabriele einen wütenden Warnruf zu und hieb mit der Peitsche auf die Pferde ein, bis er im Schein des Lichts die Prinzessin erkannte und sein Gesicht entgeistert in die Nacht starrte.

Gabriele blieb stehen, wiederholte die Worte: „Lebet wohl, seid gesegnet, liebet euch untereinander," atmete tief, riß die Kappe vom Haupt und ließ sie auf die Schulter fallen — da kam ein Wirbelwind, der ihre Röcke eng um ihre Kniee schlang, sie breitete die Arme

aus und spürte jetzt, wie die Luft reinigend in ihr Haar, in ihren Mund, in ihre Kehle, in ihren ganzen Körper drang.

„Was geschieht mir?“ fragte sie fassungslos vor dem Ansturm ihrer Gedanken.

Der erste Blitz riß ihr Gesicht nach oben; es suchte in den Wolken den fruchtbaren Regen, der nicht kam. Ein zerfallender Donner aus ungewissen Regionen zog sein dunkles Band über die Landschaft. Jetzt jagten Blitz und Wetterschlag wie irrende Geister über die Felder. Bäume, Wolken und Steine standen im Licht, verschwanden in weher Dunkelheit und standen abermals im Licht.

Gabriele eilte hinaus auf die göttlich atmenden Felder. Den Weg zu ihrer Rechten verließ sie und wandelte zwischen Lupinen und Kartoffelblüten den Rain hinab. Sie hatte sich bis heute vor dem Schlag des Blitzes gefürchtet. Jetzt aber empfand sie mit einer stürmischen Sinnenlust die Freiheit und Frische der Atmosphäre. Sie wollte dem jenseitigen Gotte nahe sein, der solch einen Aufruhr in der Natur entfesselte.

Abermals breitete sie im Anschreiten gegen den Wind die Arme in ihrer mönchischen Kutte aus und begann verwirrt vor Leidenschaft zu sprechen. Sie fürchtete sich nicht belauscht zu sein, denn niemanden wußte sie in ihrer Nähe als nur die aufleuchtende Erscheinung der Mutter, zu deren Lust und Ehre der unbekannte Gott den Kampf der Lüfte entfesselt hatte.

„Den Sturm wie ein heulender Gott im Munde zu haben!“ flüsterte Gabriele erbleichend. „Äolus! Äolus! Freiheit und Freiheit! Dreifach gereinigt, wie eine Magd nach tiefer, tiefer Schwangerschaft . . . ich bin so glücklich!“

Sie zeigte ihr blasses, ganz kindliches Gesicht, von dem jede Starrheit genommen war, dem Himmel.

„Ich bin so glücklich!“ flüsterte sie und drückte mit zitternden Händen eine Luftgestalt an ihre Brust. „Wie aber habe ich gelitten! Wie habe ich unter Schmach und Ketten gelitten! Die Heiligen haben sehr viel Schmerz ertragen — Hieronymus ging in die Wildnis

und war allen Tieren ein Freund ... und so liebte er Gott, daß er einem Löwen den Dorn aus dem Fuß zog und der diente ihm sein Leben lang ... Ich aber habe Launen gehabt, nichts als Launen! ... Wo die Heiligen hundert Jahre Buße getan haben, da war für mich noch nicht der Dritteil einer Nachtwache ... Zwanzig Jahre nur Launen, mein Herr und Gott gnade du mir, wie habe ich meine Stunden verbracht! Du hast die Welt als Richtmaß an uns gelegt, sie ist dein Beispiel und dein Gleichnis — wie habe ich mich bewährt! Wenn ich einen Armen gesehen habe, so wurde ich böse gegen die Menschen ... Wie war es doch? ... wie war es doch? ..."

Gabriele blieb stehen, sie erinnerte sich ...

„Ich ging mit Mademoiselle in der Stadt im Großen Garten spazieren ... ein Bettler kam und hielt den Hut in seiner tierischen Hand, er hatte Klauen wie ein Adler und in seinem Bart bewegten sich die Haare von seinem Ungeziefer. ‚Schöne Prinzessin,' sagte er, ‚schöne Prinzessin!' Da weinte ich den ganzen Tag ... o, ich erinnere mich so gut! Ich wollte nicht mein gelbseidenes Kleid zur Kindergesellschaft anziehen ... aber am nächsten Tag hatte ich alles vergessen, denn man schenkte mir ein kleines Aquarium mit Goldfischen und Schildkröten, es roch so frisch nach feuchtem Moos darin ... ach, wie gut hat Großvater Johann Albrecht gewußt, was uns not tut! ..."

Sie begann heftig zu weinen, so laut, daß es über das Feld schallte bis an den Waldessaum, wo ein Reh erschreckt zurückhorchte, sich im Blitzstrahl aufbäumte und in der Finsternis der verschlungenen Stämme entschwand. Gabrieles Fuß entglitt, sie fiel auf das Knie, erhob sich und stand wie eine gemarterte Heilige, den Ellenbogen auf die Hüfte gestützt, das tränenüberströmte Gesicht in der offenen Hand.

„Ach, warum muß das Glück bei soviel Leiden stehn!" rief sie erschüttert und unaufhaltsam schluchzend. „Warum tritt die Erweckung erst nach soviel Schmerz und Reue zu mir hin! Gerhart kam, wußte nicht, was er sprach, und brachte dennoch Erlösung aus der Not!"

Sie lächelte unter ihren Tränen, ein süßes bescheidenes Lächeln umzierte ihren tränenfeuchten Mund.

„Deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen mit dir reden, er aber antwortete: Wer ist meine Mutter? Und wer sind meine Brüder? Und reckte die Hand aus über seine Jünger — sieh da, das ist meine Mutter und meine Brüder! Denn wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter!"

„Das ist es!" rief Gabriele und faltete die Hände wie zu einem Dankgebet. „Nur aus der Freiheit unseres Herzens sollen wir die irdische Verwandtschaft ehren, nicht aber, weil das alte Gebot mit schrecklichem Gesichte vom Berge Sinai herab es donnernd uns befiehlt! Wie freundlich leuchtet mit einem Male die Gesetzestafel vom Bergesgipfel zu mir nieder, wie sehr erhebt sie Christus jetzt in eine saphirblaue Himmelssphäre, wo einzig noch sittliche Freiheit regieren wird! Wie voller menschlichen Rechtes erscheint mir nun das dunkele Streben von Anbeginn in meiner Brust, die Eltern zu ehren und die Brüder zu lieben! . . . Vertrauen! Vertrauen! Ich will zu Ludwig halten!"

Inmitten der Felder aber wuchs auf einer sanften Anhöhe ein großer Lindenbaum, unter dessen Schatten die Ackersknechte um die Mittagszeit ihr Mahl verzehrten. Gabriele eilte dort hinauf, schmiegte sich mit kindlich hochgezogenen Schultern an den trockenen Stamm und blickte über das zornig funkelnde Land hinweg.

„Wie die Felder im beglückten Kampf atmen! Wie die Tiere in der schwülen Atmosphäre schon ihre Freiheit spüren! Sie riechen die Kälte und atmen ihr durch den Dunst entgegen . . . Wie tief! . . . Wie tief! . . ."

Die ersten Regentropfen des neuen Gewitters fielen rings um sie her zu Boden.

„Im Wirtshaus brennt noch Licht . . ." sprach Gabriele, „dort arbeitet Herr von Waechter an der Vernichtung Ludwigs und unten in der Schenke sitzen zwei, drei Bauern und trinken ihr Bier! . . . Die andern in ihren Häusern haben kein Licht mehr, als habe der erste Regen es ausgelöscht . . . Jetzt schlafen sie in ihren großen Federbetten

und träumen von ihren Äxten und Sensen, von denen unsere Mutter im Todesdämmern geträumt hat ... hören das Vieh blöken und glauben auf dem Feld zu pflügen ... Einer schlägt sein Vieh im Traum ... dann wird es sein Kind ... dann sein Weib ... dann wieder sein Kind ... Vieh, Kind und Weib sind eins ... ach, wär ich ihrem Schlaf doch nah! ... Neulich hat mich Ludwig im Traum geschlagen ... wie ich weinte, ich war ganz ohne Trost und hielt die Hände vor mein Gesicht, und zwischen meinen Händen und meinem Gesicht war mein Haar ... Die Leute träumen auch von Papa ... eine alte Magd hat mir erzählt, sie träumte jede Nacht seit Jahren von dem Fürsten, jede Nacht ... dabei liebte sie Papa nicht, sie war böse auf ihn ... Da blökt ein Kalb ... wie es durch den Regen über die Felder dringt ... ich spüre hier nichts ... ich bin unversehrt unter den Zweigen ... In Willingshausen aber sitzen sie jetzt in allen Gasthäusern und sprechen von uns ... daß die Fremden nicht gekommen sind ... Einer tritt in die Stube, setzt sich an den Tisch, bestellt seinen Trank und spricht über die Schulter hinweg, zu andern Tischen: ‚Schon gehört?' und erzählt etwas Neues von uns ... Ich kenne sie, sie sind böse auf uns, viel Geld geht verloren ... jetzt werden sie uns nicht mehr lieben ... vielleicht wird der Gastwirt vor dem Tor einmal Ludwigs Richter werden ... er grüßt uns nicht, sondern sieht uns höhnisch an ..."

Ein kläglicher langanhaltender Schrei drang aus dem Forst. Ein Tier wurde ermordet oder fürchtete sich vor dem Blitz.

Gabriele blickte zur Kapelle hinüber, deren Turm im Blitz aufstrahlte.

„Meine Mutter schläft nicht in der Erde, wie die andern Menschentöchter ... in einem Steingewölbe ruht sie, im Sarkophag ... noch heute könnte ich den Deckel öffnen lassen ... ich werde Spuren von ihr finden — ein unermeßlicher Gedanke! — ihre Hand, mit der sie uns gesegnet hat ... ihre demütige Stirn ... ihr Fuß, mit dem meine frühlingsjunge Mutter über das Land geschritten ist ... meine strahlende Mutter,

der wir soviel zu Leid getan haben . . . meine junge Mutter . . ."

Gabriele strich mit den Händen eine Strähne ihres Haares zurück. Die Begrüßungsworte der Mutter rief sie sich ins Gedächtnis zurück.

„. . . eines Tages wirst Du um Dich blicken und demütiger werden als eine Magd und das wird der Tag Deiner Erhöhung sein . . . Ja, ich will Demut zeigen, wie meine Mutter es getan hätte! . . . Zur Frau meines Vaters will ich gehen und sie begrüßen . . . gern werde ich sie umarmen . . . mein Herz will ich ihr entgegen tragen, die ich noch vor einigen Tagen verachtet hätte . . ."

Bei diesen Worten schritt Gabriele den kleinen Hügel hinab und in den strömenden Regen hinein.

„Es schlägt zwei Uhr," flüsterte sie, als der Glockenklang vom Marstall her ihr Ohr traf. „Vertrauen! Vertrauen! Ich werde zu Ludwig halten!"

Ein Blitz erhellte die Landschaft. Es war Gabriele, als sähe sie auf der Dorfstraße Brolawski wankend stehen, der mit ausgestrecktem Arm, das Gesicht scharf über die Schultern gebogen zu einem Unsichtbaren sprach und ihn auf sie hinzuweisen schien. Eine Ahnung von etwas unsäglich Trostlosem erfaßte ihr Herz und sie beschleunigte ihren Schritt.

„Mein Herz zerspringt!" dachte sie. „Wie feige ich bin! Ich will die Armen lieben, und begegnet mir der Ärmste von ihnen in der Dunkelheit — ich liefe am liebsten davon! Ach, ich will von heute an auch zu Brolawski freundlich sein . . . Immer will ich ihm die Hand reichen, meine Mutter hat ihn lieb gehabt . . . ich will alle Menschen lieben, die sie geliebt hat . . . Für den unglücklichen Wachtmeister will ich beten, der sein Leben um der Verfehlungen meines Vaters willen gelassen hat . . . vielleicht lebt seine Tochter noch hier im Land, die er geliebt hat . . . ich will ihr Gutes tun . . ."

Wie wütende Hunde sprangen die Blitze über Gabrieles Weg. Sie blickte zur Kapelle hin.

„Ich will mit den Kirchen der Welt nichts zu schaffen haben," sagte sie tiefatmend. „Ohne die Hilfe der Menschen will ich versuchen, Gott zu lieben . . ."

Sie lächelte.

„Die Heiligen litten viele Marter um ihrer Brüder willen, ich kenne ihre Geschichte wohl!"

Sie trat in den Park ein.

„Ich will Jesus lieben, wie meine große russische Mutter ihn liebte."

Sie wandte sich um. Der schräge Regen durchschnitt die Luft und befruchtete das Frühlingsland.

„Meine große russische Mutter," sagte Gabriele stolz.

*

Als Gabriele von ihrem Spaziergang zurückkehrte, war die Halle leer von Menschen. Irgendwo kündete eine Uhr im Kuckucksruf die zweite Stunde nach Mitternacht an.

Gerhart allein stand in delphischer Versunkenheit auf der ersten Stufe der Treppe. Gabriele umschlang ihn mit den Armen und küßte ihn.

„Bist du müde, Gerhart?"

Gerhart schüttelte traurig den Kopf. Er hatte gleich nach Gabriele das Zimmer des Fürsten verlassen und draußen bitterlich geweint.

„Stehst du schon lange auf der Treppe?"

Gerhart nickte.

„Willst du nicht mit mir kommen?"

Gerhart verneinte mit einer neuen, sanfteren Kopfbewegung.

Gabrieles Nähe, die Güte ihrer Umarmung ließ ihn aufschluchzen. Er war wieder zum Kind geworden, wie am Abend des Mordes oder wie an jenem Tage, dem gestrigen, als er den Herzog nach der Jugend des Vaters gefragt hatte.

„Du bist im Regen gewesen?" fragte er. Er flüsterte wie ein Kind, das aus dem Schlaf spricht.

„Ja, ich werde das Cape ablegen . . . auch mein Haar ist naß."

„Es donnert und blitzt," flüsterte Gerhart.

„Ja, es donnert und blitzt die ganze Nacht," bestätigte Gabriele fröhlich. „Es ist Frühling, jetzt endlich kommt

die Erlösung! Die Erde atmet und bebt, es regnet schräg über allen Feldern ... Ich war auf dem Hügel unter der Linde, von der unsere Mutter geschrieben hat! ... Erinnerst du dich noch an dein Bilderbuch? So einfach ist heute draußen die Welt!"

Sie legte den Arm um Gerharts Schultern.

„Gib mir deine Hand, Gerhart, und begleite mich!"

Gerhart reichte ihr errötend die Hand.

„Weißt du, in welchem Zimmer die Frau unseres Vaters wohnt?" fragte ihn Gabriele.

Gerhart sah mit hochgezogener Stirn erschrocken und neugierig zu ihr auf.

„Wollen wir hingehen?"

„Ja. Wir werden sie begrüßen, Gerhart. Denke, wie schwer sie es gehabt hat! Gewiß fürchtet sie sich vor uns! Willst du nicht freundlich zu ihr sein?"

Gerhart war ganz blaß geworden. Er schluckte.

„Doch. Sehr gern. Weißt du, sie wohnt in den beiden Seezimmern im zweiten Stockwerk neben dem grünen Zimmer."

Gabriele drückte über Gerharts Schulter hinweg seine Hand, und in so freundschaftlicher Nähe stiegen die Geschwister langsam die Treppe hinauf. Gerhart spürte die Regennässe von Gabrieles Cape an seiner Wange.

Vor Klaras Tür blieben sie stehen. Gabriele hing ihren Überwurf an einen Riegel und ordnete flüchtig das feuchte Haar. Dann pochte sie an die Tür, aber niemand antwortete ihr. Noch einmal pochte sie vergeblich, dann öffnete sie.

2

Gleich nachdem Klara ihr Zimmer betreten hatte, war die Bedienerin von ihr entlassen worden, die wiederholt — nicht ohne Verlegenheit, denn sie wußte sich keine Anrede für die Fremde — nach ihren Wünschen gefragt hatte.

Sobald Klara allein war, legte sie die Witwenhaube, den Schleier und die Tücher ab, hauchte die brennenden Kerzen auf der Kommode aus, öffnete das Fenster und stellte dorthin einen Stuhl.

Mit Verwunderung ließ sie nun das Schauspiel der höchst belebten Gewitternacht an ihrem Auge vorüberziehen. Nie hatte sie etwas derartig Ungefesseltes in der Natur mit einer so großen Ruhe betrachtet. Obwohl ihr manchmal war, als versengten die Blitze ihr Haar, schlug sie noch nicht einmal das Auge nieder. Der Sturm tobte gegen die großen Platanen an, gleich als wolle er ihre brausenden Kronen mit sich fortziehen; der See hatte weiße Wellen. Klara stützte den Arm auf die Fensterbank und die Wange in die Hand. Der Regen, der zuweilen ihr Antlitz traf, störte sie nicht. Sie fühlte sich glücklich, so befestigt und zufrieden, wie ein Kind, das nach langer Wanderung das Haus der Eltern gefunden hat. In den Blitzen glaubte sie Millionen kleiner Sterne zu sehen, die sie zärtlich umkreisten. Sie schickte ihren Geist über diese ersehnten Felder und Gärten, von denen sie in ihrer Kindheit an tausend Tagen und in tausend Nächten geträumt hatte. Hier, an den Grenzen dieser Felder war sie auf ihren endlosen Wanderungen spazieren gegangen, hier an den Herden vorbei, die ihr erstaunt nachgeblickt hatten, durch die Blumenanger, unter den blühenden Fruchtbäumen ... Das Gewitter zog dahin, von jedem Stück der Felder, an jedem Grenzgebiet schien es mit leiserer Stimme Abschied zu nehmen ... aus weiter, weiter Ferne, weit hinter Willingshausen, ertönte noch ein Flüstern und ein Murmeln ... dann verstummte alles, doch es blieb die unendlich süße und einschläfernde Melodie des nächtlichen Regens. Schräg, mit fließender Gebärde strich er über das bronzefarbene zitternde Land. Wie sanft er die Erde beruhigte, wie er sie glättete und kühlte! ‚Geliebte,' sang seine Stimme, ‚Geliebte!'

Klara wehrte sich gegen eine beginnende Müdigkeit. Im Halbschlaf war ihr, als werde fortan auf der Welt nur dieser Regen sein, dieses fließende, singende Dunkel, diese

schwellenden Knospen, diese blinden Ringe auf dem See, diese starken Dämpfe aus allen Adern der Vegetation.

Nach einiger Zeit schlief sie ein.

Sie träumte:

Ein Haus steht mitten in den Feldern. Klara sitzt an einem Fenster und blickt hinaus. Große Wandervögel, Wildgänse, Kraniche und Störche, ziehen über den Abendhimmel. Sie rufen und singen: Geliebte! Geliebte! . . . Die Tür geht auf. Klara wendet sich um. Fürst Ludwig ist mitten im Zimmer. Er nimmt ihre Hand und küßt sie lange. ‚Sind Sie angelangt?‘ fragte er. ‚Ja — schon vier Stunden vor Mitternacht,‘ antwortet Klara. Sie zeigt lächelnd hinaus und sagt: ‚Ich sitze hier so am Fenster . . .‘ ‚Ja, hier ist es schön,‘ erwidert Fürst Ludwig schwermütig. ‚Auch ich habe mich danach gesehnt!‘ Beide schweigen. ‚Ich habe Sie in der Stadt aufgesucht,‘ spricht der Fürst nach einer Stille, ‚aber ich habe Sie nicht getroffen.‘ ‚In der Stadt?‘ fragt Klara und wendet ihr Gesicht vom Fenster ab. ‚Wo ist die Stadt? Weit fort! . . . Weit! . . . Weit! . . .‘ Wie das Zwitschern von Schwalben schwirren die Worte um ihr Haupt: ‚Weit fort! . . . Weit! . . . Weit! . . .‘ ‚Ja — ich sollte Ihnen Grüße bringen von meiner Schwester,‘ spricht Fürst Ludwig. Bei dem Wort ‚Schwester‘ senkt Klara traurig das Haupt. ‚Nie mehr werde ich Ihrer Schwester etwas zu Leide tun, nie etwas zu Liebe!‘ sagt sie traurig und blickt zu ihren Händen hinab, derer sie sich in diesem Augenblick schämt; sie schimmern im Abendlicht, Klara verbirgt sie errötend unter den Armen und erschauert. ‚Aber dann wollte ich Sie auch bitten, von meinem Vater abzulassen!‘ sagt Fürst Ludwig ernst. ‚Ist er denn nicht gestorben?‘ fragt Klara erschrocken; ‚lebt er denn immer noch?‘ Der Fürst bringt sein Gesicht nahe an ihres; es ist jetzt plötzlich ganz mit Blut bedeckt. Die Spitzen seines Bartes berühren ihre Haut. ‚Wissen Sie denn nicht, Fürstin? . . .‘ fragt er und stockt. Klara hebt die flachen Hände in die Höh, wie sie es einst in ihrer Kinderbibel von Moses gesehen hatte. ‚Ich weiß, daß er gestorben ist!‘ ruft sie ekstatisch aus und lauscht einem Gesang, der zugleich

mit ihren Worten in der Abendluft schwirrt. ‚Ja, daß er ermordet ist!‘ spricht Fürst Ludwig. ‚Aber das zu begreifen sind Sie zu jung . . . wie alt sind Sie denn?‘ Klara senkt die Hände. ‚Schön ist das . . .‘ sagt sie, ohne zu antworten, und deutet mit dem Zeigefinger auf den Himmel, über den ein Schwarm von Kranichen fliegt. ‚Sehnsucht — Geliebte — Sehnsucht!‘ singen ihre Stimmen zum Fenster hinunter.

Klaras Hals, ihre Brust und ihre Arme sind mit einem Mal ganz entblößt. Sie redet so heftig und schnell, wie nie zuvor in ihrem Leben. Zuerst begreift sie es selber nicht, was ihr Mund spricht, allmählich aber tritt alles in einer größeren Reinheit hervor. Sie zeigt dem Fürsten die Wundmale an ihrem Körper, sie spricht davon, wie sie gepeinigt worden ist, und immer wieder entfährt ihrem Munde das Wort: ‚Eifersucht, Eifersucht!‘ Oben die Wandervögel wiederholen es auf eine seltsame Art. Der Zug ihrer Leiber bildet gegen den Himmel das geschriebene Wort. In flammender Röte ist es über den Horizont gesetzt: ‚Eifersucht.‘ — Fürst Ludwig steht nicht mehr vor ihr, sondern liegt ausgestreckt wie ein Hirtenknabe in einer arkadischen Landschaft ihr zu Füßen und hat das Haupt auf die Hand gelehnt. Beschwingte Lüfte dringen in das Zimmer. Klaras Haar zittert und weht, oft muß sie es mit der Hand ordnen. — Der Fürst blickt zu ihr hin. ‚Wo ist unsere Heimat?‘ fragt er. Klara breitet leidenschaftlich die Arme gegen die Landschaft aus. ‚Hier, hier ist unsere Heimat!‘ ruft sie und seltsam, es ist die Landschaft von Ludwigslust! ‚Wie schön wird jetzt alles werden! Ich bin frei! Ich bin frei!‘ Wildgänse ziehen ganz nah am Fenster vorüber. ‚Ich bin frei! Ich bin frei!‘ singen ihre gewaltigen Stimmen mit so großem Klang in das Zimmer hinein, daß Klara zusammenzuckt . . .

Sie erwachte und bedeckte ihr Herz mit der Hand.

„Ich habe geschlafen . . .“ sagte sie verstört.

In einem großen nächtlichdunklen Spiegel an der Wand sah sie eine Frau und einen Knaben auf sich zuschreiten. Sie glaubte im Traum zu sein und wandte ihr Gesicht abermals dem Fenster zu. In der gereinigten

Luft jenseits des Sees schimmerte jetzt das Licht eines Gärtnerhauses. Es war kühl geworden.

„Wir sind in Ihr Zimmer getreten," sprach eine Stimme. „Verzeihen Sie — wir haben gepocht, aber niemand hat uns geantwortet."

Klara erhob sich von ihrem Stuhl.

„Wer ist im Zimmer?" fragte sie.

„Wir haben Sie gewiß erschreckt. Ich bin Gabriele Herfurth und dies hier ist mein Bruder Gerhart. Wir wollten Sie in unserm Haus begrüßen. Es ist freilich sehr spät . . . nicht wahr, Sie haben schon geschlafen?"

„Ja . . . ich habe geschlafen," sagte Klara verwirrt.

Gabriele und Gerhart blieben befangen in der Mitte des Zimmers stehen.

„Sie sind am Fenster eingeschlafen," sagte Gabriele. „Werden Sie sich nicht erkälten?"

„Ja . . . danke . . ." erwiderte Klara bestürzt. „Ich will das Fenster schließen . . ."

Gerhart sprang hinzu und schloß das Fenster.

Gabriele sagte:

„Es ist dunkel . . . darf ich die Kerze anzünden?"

„Ja . . ." erwiderte Klara und trat beschämt an den Spiegelschrank.

Doch Gabriele hatte die Porzellanschale mit dem Feuerzeug bereits gefunden. Die Hände der beiden Frauen berührten sich einen Augenblick. Ein Streichholz flammte auf, dann eine Kerze. Gabriele trug das Licht behutsam durch das Zimmer und stellte es auf den Tisch.

Klara verschränkte die Finger ineinander.

„Ja . . ." sagte sie und blickte sich im Zimmer um, „hier sind Stühle . . ."

Gabriele ließ sich am Tisch im matten Kerzenschein nieder. Gerhart wartete am Fenster, bis Klara einen Platz gewählt hätte, aber sie veränderte mit keiner Bewegung ihre kindlich schlanke Haltung im Raum.

Gabriele richtete von ihrem Stuhl aus lange Zeit die Augen auf Klaras Gesicht; ihr Mund war ein wenig geöffnet, so völlig in die Betrachtung dieser Frau war sie versunken. Ohne recht zu wissen, was sie tat, erhob sie sich noch einmal, wortlos umarmte sie Klara, sanft

küßte sie ihre Wange. Auf das Sofa zog sie sie nieder. Beide Frauen saßen nun eng nebeneinander. Gerhart nahm weiter von ihnen entfernt im Dunkeln seinen Platz ein. Er kreuzte die Füße und wandte Klara in gesammelter Haltung das Gesicht zu.

„Es ist schon spät," sagte Gabriele und sah Klara in die Augen. „Wir werden Sie nicht lange stören. Sie sind gewiß sehr müde von der Reise. Mein Bruder Gerhart und ich, wir sind nur einen Augenblick zu Ihnen gekommen, um Ihnen zu sagen, daß wir an Ihrem Schicksal Anteil nehmen wollen. Deshalb haben wir bei Ihnen angeklopft und dann wollten wir Ihnen auch danken, daß Sie zum Begräbnis gekommen sind. Sie sind die Frau meines Vaters geworden, nur durch einen Zufall haben wir von Ihnen gehört, wir kennen Sie beide nicht — Sie sind noch so jung . . ."

„Ja — es ist schrecklich, daß Ihr Vater gestorben ist," sagte Klara, ohne recht zu antworten, und sah bei diesen Worten ratlos zu Gerhart ins Dunkel.

‚Wie seltsam, daß Menschen sich ähnlich werden, die einander lieben!' dachte Gabriele. ‚Sie gleicht unserm Vater . . . auch Gerhart und vielleicht auch mir . . . aber sie ist schöner als wir alle . . .'

„Ich dachte nicht, daß Ihr Bruder so jung aussieht," sagte Klara unvermittelt, die Gerhart betrachtete.

Gabriele lächelte freundlich.

„O, er ist ja erst vierzehn Jahre!"

Sie setzte hinzu:

„Aber er hat bald Geburtstag."

„Ja, ich weiß, am fünfzehnten Juni!" erwiderte Klara lebhaft.

Gerhart errötete.

„Ja . . . am fünfzehnten Juni, gnädige Fürstin . . ."

„Sie wissen den Geburtstag meines Bruders?" fragte Gabriele überrascht.

„Ja . . . der Fürst hat es mir erzählt . . ."

„Sprach er oft von uns?"

„Nein . . . selten . . . nur von Ihnen oft . . ."

Gabriele senkte das Haupt. Sie dämpfte die Stimme, damit Gerhart sie nicht hören könne.

„Wie lange kannten Sie meinen Vater?"

„Drei Jahre," sagte Klara.

„Waren Sie glücklich mit ihm?"

Klara dachte über diese Frage mit schräger Haltung des Kopfes nach.

„Ich weiß es nicht," sagte sie.

„Sie wissen es nicht? — Aber was sangen Sie denn vorhin?"

„Ich?" fragte Klara verwundert. „Ich habe nicht gesungen."

„Doch — Sie sangen aus dem Schlaf! Wir standen mitten im Zimmer — es klang so fremd . . . Ich glaube, noch nie hat ein Mensch so gesungen! . . ."

Klara schüttelte den Kopf.

„Ich kann gar nicht singen," sagte sie hilflos und zog die Schultern hoch.

„Aber im Schlaf haben Sie herrlich gesungen. Soll ich Ihnen sagen, wie es klang? Wie eine Jubelhymne in der Kirche. Sie sangen nämlich: Ich bin frei, ich bin frei! Ich denke mir, so singt ein Volk nach der Erlösung aus tiefer Knechtschaft."

„Aber das waren ja doch die Wildgänse!" rief Klara lebhaft.

Gerhart hörte diese letzten Worte.

„Jetzt gibt es hier bei uns keine Wildgänse mehr, gnädige Fürstin," sagte er bescheiden.

Gabriele dachte über Klaras Worte nach.

„Sie haben geträumt," sagte sie schließlich mit abermals gedämpfter Stimme.

Eine Stille trat ein.

Klara seufzte.

„Sie müssen alles Ungemach vergessen, das Ihnen widerfahren ist," flüsterte Gabriele. „Haben Sie denn noch Eltern?"

„Ja . . . eine Mutter."

„Wo lebt sie, bitte?"

„In Willingshausen."

„In Willingshausen? Sind Sie denn aus unserm Land?"

„Ja . . . ich bin hier geboren."

Gabriele blickte Klara verwundert an.

„Nennen Sie mir doch bitte Ihren Mädchennamen."

„Klara Vollrath."

Gabriele schloß die Augen, um nachzudenken.

„Ja," sagte sie endlich, „ich habe Ihren Namen schon gehört . . . Berühmt war Ihre Schönheit, nicht wahr?"

„Ja," sagte Klara.

Gabriele nahm Klaras Hände und drückte sie freundschaftlich.

„Ich bin vorhin im Regen spazieren gegangen," sagte Gabriele froh, „und ich freute mich, Sie bald begrüßen zu dürfen. Morgen früh werden wir nun endlich meinen Vater beerdigen, ich denke mir, dann beginnt für uns alle ein neues Leben. Bleiben Sie noch einen Tag bei uns, wollen Sie?"

„Ja . . . ich danke Ihnen . . ."

„Wir werden zusammen spazieren gehen? . . ."

„Ja . . . danke . . ."

Gabriele erhob sich.

„Gerhart," sagte sie laut, „es ist halb drei Uhr, laß uns schlafen gehen!"

Sie umarmte Klara liebreich. Dann blickte sie sich mit den Augen der Hausfrau im Zimmer um.

„Soll ich mein Kammermädchen wecken und es Ihnen schicken?" fragte sie.

„Nein . . . danke . . . ich bin lieber allein . . ."

Klara reichte Gerhart die Hand.

„Gute Nacht," sagte sie.

Gerhart verneigte sich stumm.

Sie geleitete die Geschwister zur Tür.

Plötzlich schrie Gabriele auf und sah entsetzt zu Klara hin.

„Wie war Ihr Name?" fragte sie mit nervös geöffnetem, zuckendem Mund.

„Mein Name —?" fragte Klara verwundert.

„Ja — wie war Ihr Mädchenname?"

„Klara Vollrath," entgegnete Klara ruhig.

„Sind Sie die Tochter des Wachtmeisters Vollrath?"

„Ja . . . mein Vater war Wachtmeister."

„Die einzige Tochter —?"

„Ja."

„O mein Gott! . . ."

„Gabriele, was ist dir denn?" fragte Gerhart besorgt.

Da schlug er, als Gabriele ihm keine Antwort gab, mit einemmal die flache Hand erschreckt an die Stirn: er hatte den Grund zu Gabrieles Entsetzen begriffen.

„O mein Gott, mein Gott!" sprach Gabriele vor sich hin und lehnte die Stirn an die Tür. „Jetzt erst begreife ich alles!"

Klara blickte kühl und feindselig zu Boden.

Eine lange Zeit strich dahin.

Gerhart stand völlig ratlos im Zimmer und betrachtete mit dem Ausdruck des tiefsten Erstaunens die Frau seines Vaters.

Endlich wandte sich Gabriele zu Klara um.

„Verzeihen Sie," sagte sie mattlächelnd. „Ich bin in diesen Tagen so krank . . . es war nichts . . . ich dachte nur . . . ja, gute Nacht, schlafen Sie sanft."

Mit leidenschaftlichem Ernst ergriff sie noch einmal Klaras Hände.

„Es bleibt dabei, nicht wahr? Sie werden einen Tag noch bei uns sein? . . . Gottes Segen sei mit Ihnen!"

Klara lächelte.

„Ja . . . danke," sagte sie freundlich, „auch Ihnen alles Gute . . . wirklich! . . . Gute Nacht!"

Die Geschwister stiegen wortlos in die große Halle hinab.

Gerhart aber suchte plötzlich eine Stütze an der Wand.

„Ich bin so müde," sagte er und die Augen fielen ihm zu.

In einer Sekunde war diese Müdigkeit wie ein Blitzschlag über ihn gekommen. Er war nicht mehr fähig, die Bedeutung dessen, was Gabriele und er soeben in Klaras Zimmer erfahren hatten, in sich aufzunehmen; er konnte jetzt buchstäblich keinen Gedanken mehr fassen. Er taumelte und drohte hinzustürzen. Gabriele führte den Halbschlafenden behutsam auf einen Stuhl, sein Haupt fiel auf die Schulter.

„. . . Ludwig gehen . . . nicht mehr von Vater sprechen . . ." sagte er kindlich seufzend und schlief ein.

Gabriele holte besorgt eine große Jagddecke und legte

sie über seine Kniee. Blix sprang auf Gerharts Schoß, der Knabe umklammerte im Schlaf den Leib des Hundes mit den Händen. Lange Zeit betrachtete Gabriele den Bruder. Ihr Gesicht war geisterhaft von den Ereignissen dieses Tages geworden, geisterhaft bebten Lippen, Stirne, Augenlider und Wangen; und, seltsam, als erbarmten sich die Ahnen der schmerzensreichen Tochter und als sendeten sie ihr Liebe aus den Grüften zu, so breitete sich brennend und flammend das Feuerzeichen ihrer Art und Rasse mit jeder kommenden Minute stärker auf dem Antlitz der Enkelin aus.

Sie liebkoste den schlafenden Bruder mit der Hand, löschte die Kerzen und ging hinweg.

Gerhart schlief.

Gegen Morgen pochte es an die große Pforte. Der Hund bellte. Die Tür öffnete sich knarrend, Männer traten ein, stellten eine Totenbahre in die Mitte der Halle und blickten sich erwartungsvoll um, ob niemand käme. Sie sahen den Prinzen, aber sie wagten nicht, ihn zu wecken. Der Hund bellte und grollte von Gerharts Schoß aus. Gerhart schlug die Augen auf, glaubte zu träumen und schlief weiter. Blix verbarg die Schnauze unter seinem Körper und schlief sich murrend in einen zornigen Traum hinüber.

3

Brolawski war die ganze Nacht heulend und gröhlend in Wetter und Sturm über die Felder gelaufen. Er fieberte vor Betrunkenheit und schüttelte sich wie ein Hund. Auf den gepflügten Äckern setzte sich der Lehm an seine Stiefel, und so auf dem Kothurn der mütterlichen Erde schreitend schien er als ein Riese ins Ungemessene zu wachsen, bis er den Klumpen von seinen Füßen schleuderte und zu der ursprünglichen Gestalt eines lahmenden Zwerges herniedersank, um sich allmählich aufs neue in die Höhe zu recken.

Spät in der Nacht machte er lärmend vor dem Dorfkrug von Ludwigslust halt. Hier stand eine Berline, die heute zu Anbruch des Abends bestellt worden war, um Herrn von Waechter nach Willingshausen zu bringen. Der Kutscher hatte beim Nahen des Ungewitters die Pferde ausgespannt und einen Stein vor das Rad gestellt.

Brolawski betrachtete sich singend das geisterhafte Schauspiel des führerlosen, in seinem Lauf gehemmten Fuhrwerks, schlich um die Deichsel herum, öffnete behutsam eine Tür und klappte sie dröhnend, fast erschreckt wieder zu. Dann betrat er das Gasthaus.

Spät in der Sonntagnacht waren noch eine Anzahl von Bauern versammelt, welche mit grüblerischen Mienen ihr Bier tranken, in tiefem, nur selten von einer Bemerkung über das Wetter unterbrochenem Schweigen. Der Gastwirt hatte ihnen zudem auf das strengste verboten, ihre Stimmen zu erheben, da zu ihren Häupten Exzellenz von Waechter in seinem Zimmer arbeitete.

In eine so feierliche Gemeinschaft brach Brolawski ein und bestellte gröhlend heißen Grog — „vom besten!“ An keinem der Tische nahm er Platz, sondern blieb stehen, lehnte sich mit dem Rücken gegen den Schanktisch und musterte kaltsinnig, mit einer Art von störrischem Schweigen die Anwesenden. Das Glas Grog hielt er mit beiden Händen umklammert und hustete zuweilen hinein, doch trank er nicht.

Die Bauern waren bei Brolawskis Eintreten verstummt. Sie sahen angestrengt an ihm vorüber; der eine betrachtete das Fliegenband unter der schwebenden Öllampe, der Blick des andern haftete an einem bunten Reklameschild, der Anpreisung eines Kümmels, der dritte stierte durch Brolawski hindurch auf irgend etwas, das hinter ihm war — allen Gesichtern aber war eine beleidigte Würde gemeinsam, überhaupt schien das Zimmer im nächsten Augenblick vor Würde bersten zu wollen.

„Ja —“ sagte einer, dann war wieder alles stumm. Niemand wußte recht, wer dieses „Ja“ gesprochen hatte, der Betreffende selbst schien es nicht zu wissen.

Brolawski blies höhnisch in seinen Grog. Seine Hände zitterten.

„Ihr seid allesamt Lausebauern," sagte er ganz laut und wohlüberlegt.

Dem nächsten Mann, ihm gegenüber, starrte er auf die Stirn, der sich verlegen abkehrte. Ein anderer, es war der Kutscher des Fuhrwerks draußen, stand auf, ging quer durch den Raum hart an Brolawski vorbei, den Peitschenknauf unter dem Arm, und verschwand hinter einer Tür an der Treppe.

„Was seid ihr denn für Barone?" fragte Brolawski hämisch. „Wie sitzt ihr denn auf euern —? Was seid ihr denn für Grafen?"

„Hier sind keine Grafen," erwiderte eine feste Stimme.

„Nein," sagte Brolawski und schenkte dem Sprecher keinen Blick, sondern starrte immer nur auf den Bauern ihm gegenüber, „hier sind Schweine und Kaninchen! Legt euch in eure Federbetten auf die Säue! . . . . . Prost=vivat Bauernbrut in tausend Jahren!"

Brolawski trank zitternd. Eine Wasserlache hatte sich von seinen feuchten Kleidern auf dem Boden gesammelt.

Ein Bauer spie aus, drehte seinen Stuhl um, legte die Fäuste über den Tisch an die Schläfen und sagte seinem Nachbarn die Arbeit des kommenden Montags an:

„. . . morgen Grummet!"

Über die Schulter weg spie er noch einmal aus.

Brolawski schleifte mit dem Fuß in die Lache, das Wasser spritzte dem Mann ihm gegenüber an die Stiefel.

„Heda! Wie heißt du?" fuhr Brolawski ihn an. „Ja, — du mit dem Gesicht wie ein —!"

Alle sahen den Mann an, der tief errötete. Es war ein kleiner alter Bauer mit einer glattrasierten Oberlippe und einem viereckigen Kinnbart.

„Ich heiße Herr Jeremias Bauernfeind," sagte er bescheiden.

Brolawski scharrte abermals mit dem Stiefel.

„He du, Herr Jeremias Bauernfeind! Ich will dir sagen, was du für einer bist!"

Er trank.

„Ein Spion bist du!"

„Was bin ich?“ fragte Jeremias Bauernfeind und legte die Hand an das Ohr.

„Sitzen da wie die Grafen und sind allesamt Spione und Mörder! . . . Pfui! Spione und Mörder! . . . Der Herr fällt unter die Mörder, rauben ihm die Taschen aus . . . kein Samariter am Scheideweg, der ihn labt! . . . Ungebildetes Lausevolk! . . . Pfui!“

„Was will der hier?“ rief jetzt aus dem Hintergrund eine drohende Stimme.

Es war dieselbe, die vorhin geantwortet hatte:

„Hier sind keine Grafen.“

Brolawski wendete sich dem Mann zu, während sich Jeremias Bauernfeind erklären ließ, was ein Spion sei.

„Du willst die Zähne aufreißen, du Kerl?“ schrie Brolawski. „Willst du eins in deine Fresse haben?“

Er ballte die Faust, streckte den zitternden Arm aus und zeigte auf den Bauern im Hintergrund.

„Da sitzt er ja!“ schrie er.

„Ruhe!“ rief der Wirt, der jetzt zur Tür hereinkam. „Hier wird nicht laut gesprochen!“

„Da sitzt er ja!“ schrie Brolawski noch einmal mit allen Anzeichen einer äußersten Bosheit und Wut.

„Wer sitzt da?“ fragte der angeredete Bauer finster, ein riesengroßer Mann mit einem blonden buschigen Vollbart, der ihm bis zu den Augen wuchs.

Der, welcher Brolawski vorhin angespieen hatte, zog jetzt sein Messer aus der Tasche, klappte es auf und legte es dröhnend, doch mit vor Erregung unsicherer Hand auf den Tisch.

„So —!“ sagte er bebend und beobachtete Brolawski über die Schulter.

„Wer sitzt da?“ fragte der blonde Bauer noch einmal mit kräftigerer Stimme.

„Da sitzt er ja! Da ist er ja!“ schrie Brolawski völlig außer sich. „Haltet ihn! Haltet ihn! Hat unserm Herrn die Kehle durchgestochen! — Prost-vivat deine Brut in tausend Jahren! Mordbauer! Feiger Hund!“

Der Bauer stand auf.

Er war totenblaß geworden und sah in diesem Augenblick elend und krank aus. Sein Stuhl flog krachend zu Boden.

Auch der Bauer, der sein Messer vor sich auf den Tisch gelegt hatte, erhob sich schwerfällig und drehte sich um, wobei er sich reckte und dehnte, als sei er müde. Er trat auf Brolawski zu, der ihn mit einem beginnenden Entsetzen seinen Weg gehen sah.

„Das ist mein Bruder! . . .“ sprach der Bauer mit schwerem Munde und deutete mit dem Messer auf den Blondbärtigen.

Der Wirt ergriff einen Besen.

„Seid ihr stille, seid ihr stille!“ schrie er, als wolle er Hunde auseinanderjagen.

„Du Vieh!“ brüllte der Blondbärtige auf und stürzte sich auf Brolawski.

Der aber ließ jetzt das Glas aus den Händen zu Boden fallen und raste in Todesfurcht durch die Schenke.

„Erbarmen, mein Jesus!“ rief er auf russisch.

Die beiden Brüder hetzten ihm nach, andere mit ihnen, — übrigens waren sie alle, mit Ausnahme der Verfolger, gänzlich stumm und taten das Ihre mit Würde, verstellten mit breiten Schultern Brolawski den Weg und streckten ihm ein Bein vor.

Brolawski kam in einer Ecke zu Fall, legte die Hände vor die Augen und erwartete den Todesstoß in die Schulter.

„Heilige Gottesgebärerin!“ flüsterte er, und seine Stirn sank zu Boden.

Der Bauer, der seinen Bruder rächen wollte, erhob das Messer, und jetzt brüllte mit einem Male die Gemeinde, welche durch Brolawskis Demütigung zu einem Rausch der Grausamkeit angefacht war, die Tat billigend, wie aus einem Munde auf.

In diesem Augenblick erklang eine Donnerstimme von der Treppe:

„Ruhe!“

Es war Exzellenz von Waechter.

Er hatte die Faust erhoben, und sein Gesicht war nichts in dieser schrecklichen Minute als eine Maske der gewaltigsten Verdammung.

*

Exzellenz von Waechter ging durch die Reihen der Bauern, die erschrocken, geduckt und feige vor ihm zurückwichen. Nur die Brüder kehrten sich trotzig, mit fanatisch finsteren Mienen ab. Brolawskis Stirn lag auf der Erde.

Herr von Waechter ergriff ihn beim Schopf und sah ihm ins Gesicht.

„Aha!" sagte er, als er Brolawski erkannte.

Schon einmal hatte er in dem Gesicht des Schriftstellers den Ausdruck eines so großen Schmerzes gesehen, wie in diesem Augenblick: Das war, als Brolawski ihm einst auf dem Dach erzählt hatte, daß im Gouvernement Kasan ‚ein Verbrechen geschehen' sei. Jetzt aber bot Brolawski in der Tat den Eindruck eines Mannes, der nun ‚endgültig bereit ist sich aufzuhängen'. Die Würde, welcher er sein Leben lang wie dem grausamsten aller Phantome nachgelaufen war, er hatte sie weder bei den ‚Aristokraten' gefunden noch bei den ‚Lausebauern'. Das Ende war immer: Demütigung, Prügel, Leibeigenschaft.

„Ew. Exzellenz . . ." stammelte er und weinte.

„Aufstehen!" donnerte Herr von Waechter.

Brolawski stand taumelnd auf.

Herr von Waechter musterte ihn eine Minute lang durch seine höchst lebendig funkelnden Brillengläser.

„Lump!" sagte er und wandte sich den Brüdern zu.

„Name —?"

„Gottlieb Gnadenknecht."

Exzellenz von Waechter forderte den Blondbärtigen mit zurückgeworfenem Kopf auf, ebenfalls seinen Namen zu nennen.

„Friedrich Gnadenknecht!" kam es schwer aus dem Mund des Mannes.

„Schämt euch!" schnauzte Herr von Waechter tief empört. „Feiglinge!"

Friedrich Gnadenknecht ordnete mit zitternden Händen irgend etwas an seiner Brust.

„Exzellenz . . ." sagte er mit fahlen Lippen, „das ist nun einmal so und so . . . ich wollte nur sagen . . . ich wollte nur fragen . . . ob ich —"

Er würgte in seiner Kehle und plötzlich, die Fäuste

verzweiflungsvoll über seinem Haupt schüttelnd, brüllte er heraus:

„Ich bin kein Mörder von unserm Herrn, Exzellenz!"

„Wie? Was?" fragte Herr von Waechter erstaunt und hielt Gnadenknecht mit gekrümmtem Rücken sein Ohr hin.

Jemand in der hintersten Reihe sagte:

„Der Gnadenknecht Friedrich soll unsern Herrn gestochen haben, hat der Russe gesagt."

Herr von Waechter kehrte sich, gebieterisch eine Erklärung heischend, zu Brolawski um.

Der strich mit der flachen Hand über die Stirn, als wolle er dort etwas fortscheuchen.

„Betrunken . . ." sagte er weinend, „betrunken . . ."

Herr von Waechter richtete den erhobenen Arm zur Tür.

„Hinaus mit dir! Such du da draußen deine Mörder! — Fort! Ins Schloß!"

Brolawski blieb stehen. Seine Zähne schlugen aneinander, er zitterte so stark, daß er niederzustürzen drohte.

„Hinaus!" donnerte Herr von Waechter ihm zu.

Brolawski ging schleifend ein Stück Weges bis zur Tür, drehte sich um, wollte etwas Bedeutsames sagen, ließ seine Lippen mit Anstrengung arbeiten, doch dann vollführte er eine täppisch abweisende Handbewegung zu Herrn von Waechter hin, die besagte: „Ach was!" Wieder schritt er strauchelnd vorwärts und öffnete die Tür. Der Wind stürzte fauchend ins Zimmer. Abermals blieb Brolawski stehen.

Purpurröte bedeckt sein Gesicht. Sein spärliches Haar flog, die Augen traten hervor, die Adern waren nahe daran zu zerspringen.

Er hielt mit der rechten Hand den heftig widerstrebenden Türgriff fest, hob die linke Faust und schlug sie wohl zwanzigmal ganz schnell hintereinander auf die entblößte, graubehaarte Brust.

„Ecce homo!" heulte er unter den Schlägen seiner Faust auf. „Ecce homo! Ecce homo! Ecce homo!"

Er raste davon, mit den Fäusten an der Schläfe. Dröhnend schlug der Wind die Türe zu.

Im Zimmer hörten die Männer noch lange sein Schreien und sein Heulen durch den Regen und Wind:

„Ecce homo! Ecce homo! Ecce homo!“

Herr von Waechter wandte sich zum Gehen.

„Anklage wegen versuchten Totschlags!“ rief er den Brüdern zu.

Zum Kutscher:

„Anspannen!“

Herr von Waechter kehrte in sein Zimmer zurück und las noch einmal die Schriftstücke durch, die er ausgearbeitet hatte. Das erste war ein Brief an den König, seinen Freund. ‚Man verhindere ihn daran, der Gerechtigkeit zu dienen, der er sein Leben gewidmet habe. Wenn es den staatlichen Behörden möglich sei, den rechtmäßigen Strafvollzug mit einem einzigen Wort niederzuschmettern, so gebe es in der Tat auf Erden nichts anderes mehr als eine innere Gerechtigkeit, was ihm bisher als Anarchie gegolten habe. Er werde in seinem Alter von den Ereignissen belehrt. Der vorgesetzten Behörde reiche er seinen Abschied ein. Dem erhabenen königlichen Herrn wolle er aber zum Schluß noch einmal „klipp und klar“ wiederholen, daß niemand anders als Ludwig Herfurth der Mörder des Fürsten Ludwig Alexander, seines Vaters, sei, wie aus dem befohlenen Immediatbericht deutlich erkennbar werde.‘ Herr von Waechter setzte seinen Namen unter dieses Schriftstück und wendete sich nun der Lektüre des Immediatberichtes zu. Es war ein Meisterstück kriminalistischer und psychologischer Logik. Die Entwicklung einer Seele, die des Fürsten Ludwig, wurde dargelegt. Mit Vorliebe war auf die Grundlage dieser Psyche hingewiesen worden: die Liebe zu seiner Mutter und mit ihr verbunden eine tiefe, edelgeartete Neigung zu seiner Schwester, zu Gabriele Herfurth, welche der Mutter mit jedem Jahr körperlich und seelisch ähnlicher wurde, während sich das ursprünglich stärkere Blut des Vaters in ihren Adern verminderte. Mit einer ungewöhnlichen Leidenschaftlichkeit des Stiles wurde geschildert, wie Erbprinz Ludwig zu Herfurth als Knabe völlig einsam und gleichsam geschwisterlos seine Jugend verbrachte; wie er von denen, um deren Liebe und Achtung ihm am meisten

zu tun war, herabgewürdigt und verspottet wurde; wie er, ein „Hochtory der Überzeugung nach und in seinem Herzen ein Demokrat" im Dienst eines fremden Landes als einfacher Soldat in den indischen Engpässen den Tod suchte, sich in drei Schlachten rühmlich auszeichnete und durch die ungeheuerliche Nachricht von der geplanten Ehe seines Vaters mit dessen natürlichen Tochter nach Europa zurückgerufen wurde. Am Tag der Ankunft seines Sohnes hatte Fürst Ludwig Alexander die Absicht gehabt, seinen Heiratsplan in Willingshausen zu verwirklichen. Es gelingt ihm zwar durch eine List, deren Ausführung ihm die nichtsahnenden jüngeren Geschwister durch ihren Beistand ermöglichen, der entscheidenden Unterredung mit dem Erbprinzen zu entgehen, er schließt im Willingshausener Stadtschloß seine Ehe, doch in der Nacht wird er im Wald ermordet aufgefunden. Die Möglichkeit, daß ein anderer aus der Umgebung des Fürsten als Täter in Frage kommen könne, zum Beispiel Brolawski, werde verneint, obwohl sie von Seiner Königlichen Majestät Allerhöchst einer ernsthaften Erwägung anheim gestellt worden sei. Allerdings habe sich Brolawski, ein früherer Leibeigener der verstorbenen Fürstin und deren Halbbruder, seit vierundzwanzig Jahren aus Eifersucht mit Mordplänen getragen und gewisse Handlungen in dieser Richtung begangen, die aber doch niemals als Mordversuche bezeichnet werden dürften. Brolawski als Täter sei der Typus einer ‚falschen Spur', die den Kriminalisten so oft irreführen könne. Wenn sich jemand vierundzwanzig Jahre lang mit gewissen Mordplänen trage, die er auszuführen nicht den Mut habe, obwohl es ihm an Gelegenheit wahrlich nicht mangelte, so sei es allerdings psychologisch nicht unwahrscheinlich, daß er eines Tages dennoch die Tat ausführen werde, doch niemals in der Art, wie es hier geschehen sei; sondern es würden Vergiftungsversuche oder dergleichen vorliegen, bei denen der Mörder in keinen direkten Kontakt mit seinem Opfer komme. Dazu sei jemand, der vierundzwanzig Jahre in der nächsten Umgebung des Opfers gelebt habe, zu feige, er werde von der berühmten ‚Furcht vor dem Blick' befallen. Gänzlich außerhalb aller Erwägung

sei es, daß Brolawski den Fürsten im Wald aufgelauert, ihn vom Pferd herabgezogen und erstochen habe. Hauptsächlich das ‚vom Pferdherabziehen' spräche gegen Brolawski als Täter, da er eine lächerliche Furcht selbst vor den kleinsten Tieren habe und dafür bekannt sei, daß er um jedes Pferd im großen Bogen herumgehe. Im übrigen habe er sein Alibi hinreichend glaubhaft nachweisen können, obwohl dem allerdings entgegensteht, daß niemand im Schloß sein Gehen und Kommen zu beachten pflege. Nein, Ludwig zu Herfurth, der entschlossene Soldat, der sich in Indien in drei Schlachten ausgezeichnet habe, der energische Denker, der Verfechter seiner und seiner Geschwister Ehre, der Wiederhersteller einer repräsentativen sittlichen Lebensführung innerhalb der Familie, Ludwig zu Herfurth sei der Mörder seines Vater und nur der allein!

Exzellenz von Waechter unterschrieb auch dieses Schriftstück, warf alle Papiere in seine schwarze Aktenmappe, zog sich den Mantel an, setzte den Hut auf und schritt die Treppe hinab.

Die Bauern, die noch erregt flüsternd in der Schenke geblieben waren, bildeten eine Gasse, die Exzellenz von Waechter mit großer Geschwindigkeit ohne Gruß noch Blick geradeaus schritt.

An der Tür kehrte er sich um.

„In die Betten! — 'Nacht!"

Er bestieg im strömenden Regen den Wagen, der Kutscher knallte mit der Peitsche, der Wirt verneigte sich hundertmal — fort ging's durch die Nacht auf völlig aufgeweichter Landstraße. Herr von Waechter drückte sich mit seiner Aktenmappe unter dem Arm schräg in die Ecke und blickte zum geöffneten Fenster hinaus. Er sah Laternenschein vom Wagen, Regen über allen Feldern, trostlos wogende Einsamkeit, Steinhaufen, erhellte Bäume, Regen . . . Regen . . .

Er glaubte zu träumen, als er plötzlich in dem dunkel aufflammenden Astwerk eines vorüberwehenden Baumes eine geisterhafte Erscheinung, eine Leichenvision gewahrte. Unwillig verbot er seinen Gedanken jede phantastische Abschweifung von ihrer tiefbegründeten Verbitterung —

da reißt der Kutscher mit einem fluchenden Ausruf des Entsetzens die Zügel zurück, die Pferde gehen hoch, schlagen aus, Feuer strömt aus ihren Nüstern und ihre Augen sind weiß vor Grauen!

Herr von Waechter beugt sich zum Fenster hinaus. „Weiterfahren!" befiehlt er, aber schon mit dem gleichen Atemzug: „Halten! Halten!", stürzt zum Wagen hinaus und läuft ein Stück der Landstraße zurück.

Der Kutscher kann ihm nicht folgen, denn er muß die rasenden Pferde bändigen . . .

Herr von Waechter steht einen Augenblick fassungslos die Hände ringend vor dem Werk dieser Nacht, dann aber fühlt er die Kräfte seiner Jugend wachsen. Ein verzweifelter Griff und der, welcher sich erhängt hat, stürzt wie eine Puppe auf die Straße, die Stirn kommt auf die Kniee zu liegen, der Rücken gegen den Baumstamm.

Herr von Waechter horcht an der Brust, hebt und senkt taktmäßig die Arme des Mannes . . . horcht . . .

Jetzt ist der Kutscher herzugelaufen.

„Tot!" sagt Herr von Waechter.

„Ja," antwortet der Kutscher, der die Faust des Toten hält, „— hin!"

Sie tragen den Leichnam in den Wagen. Der Kutscher besteigt den Bock, lenkt die zitternden Pferde um und jagt zurück. Herr von Waechter hat seinen Platz dem Toten gegenüber auf dem Rücksitz. Er stützt den Leichnam, indem er seine Hand gegen die Brust des Toten stemmt.

Er bemerkt, daß die Faust des Mannes eisern verkrampft ist.

Herr von Waechter zündet ein Streichholz an, doch es verlöscht! Ein neues . . . Herr von Waechter sieht in der rechten Faust etwas blitzen, abermals verlöscht das Streichholz . . . Im Dunkeln reißt Herr von Waechter die Faust des Toten auseinander, aber die Faust hält ihre Habe fest, als sei ein Totenpfennig für den Fährmann der Unterwelt darin. Herr von Waechter stöhnt auf, seine Arme stehen wagerecht zur Erde vor der Anstrengung des Auseinanderreißens, da gibt ein Finger des Mannes nach, ein zweiter, ein dritter . . .

Herr von Waechter hält einen Gegenstand in der Hand.

Er zündet ein Streichholz an, betrachtet den Gegenstand in seiner Hand und wirft das Streichholz wieder fort.

Es ist eine violette Börse.

Der Oberstaatsanwalt sinkt in sich zusammen. Wie von einem Stoß getroffen fällt sein Kinn auf die Brust. —

Bald lag der tote Mann über zwei Tischen gebettet in seinem Todesschlummer.

Der Wirt stieg halbbekleidet, vor Müdigkeit und Leichengrauen fröstelnd, auf einen Stuhl und zündete die Lampe von neuem an. Mehr und mehr Bauern drangen in das Zimmer, alle nur notdürftig bekleidet, manche nahmen die Hüte ab und schlichen sich seitwärts, auch Jakob und Friedrich Gnadenknecht waren unter ihnen.

Herr von Waechter stand zu Häupten des Toten.

„Beten!" befahl er und sah Friedrich Gnadenknecht streng und prüfend in die Augen.

Der trat verwirrt hervor.

„Ja . . ." sagte er, „also: Vater unser der du bist und dein Reich wird kommen und so und so und vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben, die uns was schuldig sind —"

„Ja," unterbrach ihn Herr von Waechter mit erhobener Stimme, „und vergib uns unsre Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!"

Und noch einmal begann er zu beten:

„Vater unser, der du bist im Himmel. Geheiliget werde dein Name. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe im Himmel wie auch auf Erden. Unser täglich Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel."

Er hob die gefalteten Hände unter das Kinn und richtete seine Augen auf zu dem, den er lobpreisen wollte:

„Denn dein ist das Reich, Herr, und die Kraft, mein Gott, und die Herrlichkeit in Ewigkeit! Amen! Ja, Amen! Amen, meine Brüder!"

Herr von Waechter wandte sich um, riß ein Stück

Papier aus seinem Notizbuch, schrieb mit Bleistift einige Worte darauf, faltete es zusammen und versiegelte es.

„Fürst Herfurth!" sagte er und übergab den Zettel Jeremias Gnadenknecht, dem kleinen bescheidenen Bauer.

Sie trugen den toten Mann auf einer Bahre ins Schloß. Viele Bauern folgten. Kaum, daß Herr von Waechter sich abgekehrt hatte, hörte er ihre lärmenden Stimmen. Einer der Träger stolperte mit der Bahre, Lachen ertönte, dann wieder Stille.

Herr von Waechter ging zum Kamin, ließ Feuer herrichten, setzte sich mit dem Stuhl davor und trank Kaffee, den man ihm gewärmt hatte. Die Wirtsleute waren wieder in ihre Stuben geschlichen, Herr von Waechter hörte sie gedämpft sprechen. Die Lampe hatte kein Öl mehr im Gefäß und ging aus. Der Regen hatte aufgehört, es dämmerte mit großer Klarheit.

Herr von Waechter nahm die Schriftstücke aus der Mappe, seinen Brief an den König und seinen Immediatbericht, dieses Meisterstück kriminalistischer und psychologischer Logik; beides verbrannte er im Kamin. Nur das dritte Schreiben legte er sorgfältig zurück in seine Mappe: es war das Abschiedsgesuch an die vorgesetzte Behörde.

So saß Herr von Waechter vor dem Kamin, blickte ins Feuer und hielt seine heiße Kaffeetasse mit beiden Händen umklammert, ganz ähnlich, wie es heute abend Brolawski mit seinem Glase Grog gemacht hatte.

Singend betete Herr von Waechter:

„Vater der Liebe, zu deinem Werke
Gib uns die rechte Treue und Stärke,
Gib sie auch deinem schwachen Geschlechte,
Vater der Liebe, steh du uns bei."

4

Auch Alexander wanderte in dieser Nacht auf den heimatlichen Feldern umher. Er trug einen Jagdrock,

der seinen Hals frei ließ. Sein Gesicht war vom Wandern und Regenbrand erhitzt, sein Nacken glühte.

Einmal in der Nacht war er nahe daran, Brolawski zu begegnen, doch wich er vor ihm zurück. Noch lange hörte er mit Erstaunen den verwilderten Gesang des Umherschweifenden.

Alexander wanderte so, machte in seinen hohen Reitstiefeln große schwere Schritte über die regenfeuchte Erde und dachte dabei an seine Mutter. Besonders gewissen Worten grübelte er nach, die sie in der Nacht zu ihnen gesprochen hatte:

‚Arbeitet Tag und Nacht an eurer Seele! Werdet doch ja von Herzen einfach! Es hilft euch nichts, daß die Bauern aus Ludwigslust in sauberen Häusern wohnen, es hilft euch nichts, wenn ihr in dürftigen Kleidern einhergehet —‘

„Es ist schwer,“ sagte Alexander vor sich hin, „schwer ist es zu fassen! . . . Wie soll man so etwas anfassen? . . . Ja, ich gebe zuviel Geld aus . . . es ist ja da! . . . aber eine Schlechtigkeit ist es, soviel hinzuwerfen und die andern arbeiten alle, Bauern, Bürger, Edelleute, nur ich nicht . . . ich hänge an meinem Vergnügen wie eine Biene und fülle mir den Bauch, aber was ist denn das nun: ‚Arbeiten an seiner Seele‘?“

Ohne hierfür eine Antwort gefunden zu haben, stellte er sich gegen Morgen auf eine Anhöhe und beobachtete den Sonnenaufgang. Es war derselbe Hügel, von dem aus Gabriele vor einigen Stunden über das regenschillernde Feld gesehen hatte, derselbe Hügel, von dem aus die Mutter dem Hirten und Erlöser der Welt in der Gestalt Johann Albrechts begegnet war.

„Mit der Faust habe ich ihr ins Auge geschlagen und sie gepeinigt,“ dachte Alexander tiefbekümmert und strich sanft mit der Hand über sein Auge, als sei es das Auge der Mutter, das er trösten wollte. Dann blickte er in die Sonnenlandschaften.

Er war, nachdem die Segensworte der Mutter verklungen waren und er das Haus verlassen hatte, im Grunde doch eigentümlich froh geworden.

‚Sieh da,‘ dachte er stolz, ‚was für eine Mutter ich

gehabt habe! Sieh da, welch ein Geschenk! Im Leben hat sie es nicht leicht gehabt . . . nun, jetzt schläft sie gut!'

Er lenkte die schmerzenden Augen vom Sonnenball fort auf den farblosen Himmel über der Kapelle, in der seine Mutter ‚schlief'.

„Ja, sei gegrüßt!" sagte Alexander, als der erste Sonnenstrahl das Gold auf dem Turm der Kapelle traf. Aufleuchtend entfaltete das griechische Kreuz und der Hahn neben dem Kreuz in einem stürmisch vordringenden Morgen seine Strahlen.

Alexander wandte sich um in der Runde und blickte endlich ins Dorf.

„He, tragen Sie da so früh ein Schwein ins Schlachthaus?" fragte er sich.

Einige Männer gewahrte er wie in dunklen Lichtflecken, die aus dem Dorf kamen. Sie schleppten in ihrer Mitte eine Last zum Schloß; zuweilen blieben sie stehen und schienen sich zu besprechen.

Alexander zuckte die Achseln.

„Ein Bussard!" rief er nach oben in den Himmel einem Raubvogel zu, der pfeifend über den Frühmorgenhimmel flog. „Bussard, schlaf noch! Duck dich in deine Federn! 's ist früh! 's ist früh!"

Alexander ahmte irgend einen Schrei nach: ‚'s ist früh, 's ist früh!'

Er marschierte weiter.

„Ja, ich will arbeiten und leben wie Großvater Johann Albrecht . . . ich lasse mir jetzt von Ludwig meine Klitschen geben, und dann soll mir das Blut aus allen Fingern spritzen und die Frauen will ich in Frieden lassen, wie ein Asket will ich leben, mein Fleisch will ich peinigen, bis es die Frauen verabscheut, das schwöre ich! . . . Ja, ich will ‚an meiner Seele arbeiten'."

Mit einem Male verfinsterte sich Alexanders sorglosfröhliches Gesicht.

„Der Weg ist noch nicht frei! . . . Ein Riese liegt darüber!"

Er hatte wieder einmal das ‚Hauptsächliche' vergessen, die ‚eine Pflicht, die wir auf Erden haben, nämlich zu wissen, ob Ludwig unsern Vater getötet hat.' Er kannte das schon: wenn er so am Morgen an den Äckern ent-

langpürschte, konnte er jedes Übel in der Welt vergessen. Die scharfe Luft erregte ihn dann, die Frische und die Ausdehnung der Landschaften machte ihn besinnungslos vor Vergnügen, sein Blut arbeitete fröhlich und tüchtig in allen Adern, und das Herz schlug mit einer so treuen Beständigkeit, als werde dieses allein unter allen Herzen der Menschheit dereinst nicht modern und verwesen.

Er entsann sich jetzt der Worte, die er gestern abend zu den Geschwistern gesprochen hatte: ‚Ich kann nicht wie ein Blinder leben! Soll ich dem Mörder meines Vaters die Hand bieten? Dazu hat sich noch niemand überwunden, solange die Menschheit besteht.‘

Alexander hatte schon während der Vorlesung des mütterlichen Testamentes, anders als Gabriele und Gerhart, einen bestimmten Zusammenhang vollkommen klar erfaßt: nämlich, daß sein Vater dieselbe Klara Vollrath geheiratet hatte, nach welcher ihn der Oberstaatsanwalt gestern morgen so eindringlich gefragt hatte.

„So!“ sagte Alexander und wurde unter dem Entschluß, den er soeben gefaßt hatte, kräftig und scharfäugig wie nie zuvor in seinem Leben.

„So — wer tötet, des' Blut soll wieder vergossen werden! Das ist ein einfaches biblisches Gebot, und daran gibt es nichts zu deuten! Gerhart hat die Rettung gebracht . . . daß ich nicht früher darauf gekommen bin! Im Schloß haben sie mir meinen Kopf verwirrt. Seid einfach, sagt unsere Mutter. Gut! Ich will Ludwig lieben, aber erst, wenn er bestraft ist! Denn jetzt nach allem, was wir gehört haben, gibt es gar keinen Zweifel mehr, Mutter selbst ist gegen ihn aufgetreten und hat gegen ihn gezeugt: Ludwig hat unsern Vater getötet. Vorwärts!“

Alexander empfand mit diesem letzten Ruf, mit dem er sich selbst anspornte, zugleich eine ungebändigte Freiheit. Das Einfache, das Geradherzige, das Redliche mußte getan werden, mochte es auch noch so drückend sein! Die Mutter selbst war es, die seinen Schritt lenkte, um den geliebten erstgeborenen Sohn der Vergeltung zu überantworten, und erst dann, wenn die Sühne in ihr Recht

getreten war, würde auch die Gnade aus der überirdischen Sphäre nicht mehr fern sein.

Alexander machte riesenhafte Schritte und eilte dem Dorf zu. Einmal blickte er sich um. Die Männer mit der Last in ihrer Mitte schienen das Schloß erreicht zu haben.

‚Will nachher sehen, was es gibt,‘ dachte Alexander.

Ein schwarzgekleideter Mann, der wie ein Bergknappe aussah, begegnete ihm auf dem Weg.

„Nun, was schneidest du für ein Gesicht?“ rief Alexander ihn an.

„Den Doktor soll ich holen, aber es ist jetzt schon zu spät dazu!“

„Für wen ist es denn jetzt schon zu spät dazu?“ fragte Alexander verwundert und äffte die sonderbare Sprechweise des Mannes nach.

„Der alte Gaude ist gegen Sonnenaufgang gestorben!“ erwiderte der Mann, grüßte, ohne Alexanders Antwort abzuwarten, und ging seiner Wege.

‚Der alte Gaude ist gestorben,‘ dachte Alexander, ‚schau, schau! Wie das so klingt: der alte Gaude ist gegen Sonnenaufgang gestorben! Als hätte einer gerufen: der große Pan ist tot! . . . Ein unheimlicher Mann war das, mit dem ich da gesprochen habe . . . ich glaube, der Tod selber war es! . . . Der alte Gaude ist gegen Sonnenaufgang gestorben . . . siebzig Jahre hat er von seinem Kutscherbock aus mit den grauen Augen auf die Köpfe der Pferdebestien gestarrt . . . vierundneunzig ist er alt geworden . . . Leibkutscher war er von Großvater und von Vater . . . Großvater hat er auf den Armen wie ein Kind auf sein Totenbett gelegt, jetzt hat er keinen Atem mehr . . .‘

Alexander war vor dem Dorfkrug angelangt. Eine brummende Stimme hörte er singen. Er stieß mit dem Fuß gegen die Türe.

„Heda, Leute! Wacht auf! Brummsäcke auf! Ich bin es — Herfurth! Herfurth!“

Herfurth! Es klang wie der Ruf jenes Mannes, der einst gegen Abend sein Schwert gezogen und seinen Stammesgenossen den Weg durch den unüberschreitbaren Strom gewiesen hatte: Hera furt!

Im Dorfkrug wurde ein Stuhl zurückgeschoben, ein paar kurze schnelle Schritte erklangen, die Tür ging auf, Herr von Waechter stand vor dem Prinzen.

Er war gar nicht zornig, wie er es sonst bestimmt gewesen wäre. Er sah dem polternden Alexander beinahe verlegen, mit kurzsichtigen geröteten Augen ins Gesicht. Seine Brille hatte er in der obersten Westentasche zu stecken.

„Gott sei Dank, daß Sie noch hier sind," sagte Alexander erleichtert und trat in die Stube. „Guten Morgen, Exzellenz."

Er sah sich im Krug um.

„Wer hat denn hier so schön gebrummt?"

Herr von Waechter antwortete nicht, sondern deutete nur errötend auf einen Stuhl.

„Ja, es ist noch früh, halb fünf glaube ich," sagte Alexander. „Aber wir lieben das ja: früh Besuche machen!... Sie haben wohl die ganze Nacht gearbeitet? Na, beruhigen Sie sich, ich habe auch nicht geschlafen ... Ich bin spazieren gegangen und habe mir alles überlegt ..."

Herr von Waechter sah ihm zweifelnd und neugierig zu, übrigens immer eigentümlich verlegen und beschämt.

„Exzellenz, so geht das doch nicht weiter! ... Und da habe ich jetzt so einen Entschluß gefaßt, ... den ich Ihnen gleich mitteilen werde ..."

Alexander atmete schwer.

„Hören Sie mal — man schickt Sie doch weg, weil Sie meinem Bruder Ludwig an den Kragen wollen?"

„Hm," machte Herr von Waechter und warf Alexander einen sonderbaren Blick zu.

„Schön," fuhr Alexander unbeirrt fort, „nun will ich Sie einmal etwas fragen: wenn jemand da ist und bei der Behörde anzeigt, daß mein Bruder der ist" — Alexander schluckte — „also, wenn mein Bruder es wirklich getan hat, dann muß er doch verhaftet werden, nicht wahr?"

„Ja, dann muß er verhaftet werden," sagte Herr von Waechter merkwürdig geistesabwesend.

„So —" sagte Alexander erregt, „dann setzen Sie sich mal dahin und hören Sie zu —"

„Wollen Sie, Herr Prinz, Ihren Bruder bei mir an-

zeigen?" unterbrach ihn Herr von Waechter und schaute dabei in den Kamin.

„Ja, allerdings!" entgegnete Alexander ganz in seinen Gedanken befangen, ohne Herrn von Waechters sonderbares Wesen zu bemerken. „Ja . . . es ist schrecklich, nicht wahr? Meinen leiblichen Bruder! . . . Aber die Gerechtigkeit und die Freiheit sollen in der Welt herrschen! . . . Mein jüngster Bruder sagt: Wer ist mein Vater und wer ist mein Bruder oder so ähnlich und damit meint er, man müsse nicht in solch einer Familienkatastrophe ersaufen, sondern sich den Blick frisch halten für Gottes Reich oder derartige Sachen . . . verstehen Sie mich? . . . Nie habe ich Ludwig gehaßt . . . im Gegenteil! . . . Das ist ein bedeutender Mensch! . . . Aber ich muß jetzt so handeln."

Alexander schlug sich mit der Faust an die Schläfe.

„Exzellenz, soll er denn so weiter leben . . . so ohne Gerechtigkeit und Vergeltung? Da stürzt ja der Himmel ein! Ich kann nicht so leben! . . . Der Bussard fliegt wie früher, die Pferde laufen wie früher, Morgen wird es und Abend, alles bleibt wie es ist . . ."

Alexander legte seine Hände auf Herrn von Waechters Schultern und schüttelte ihn.

„Exzellenz, setzen Sie sich jetzt dahin und notieren Sie es da in Ihrem Buch: Ich zeige jetzt meinen Bruder bei Ihnen an! Ich beschuldige ihn hiermit, meinen Vater, den Fürsten zu Herfurth, ermordet zu haben! Basta! Halten Sie mich meinetwegen für einen Schurken! . . . Es hilft alles nicht . . . Und wenn er aufs Schafott muß! . . ."

Herr von Waechter machte sich von Alexander frei und legte seine Hand behutsam auf Alexanders Arm.

„Sie brauchen Ihren Herrn Bruder nicht anzuzeigen," sagte er freundlich. „Ihr Herr Bruder ist gar nicht der Täter."

Auf Alexander machten diese Worte einen unerwarteten Eindruck: er zuckte nämlich die Achseln und drehte Herrn von Waechter den Rücken.

„Das sind so Ihre Scherze!" erwiderte er grob. „Jetzt wollen Sie mich wieder einmal trösten und von

meinem Entschluß abbringen, ich kenne das. — Aber ich bitte jetzt endlich einmal," setzte er scharf hinzu, „bei der Sache zu bleiben, haben Sie mich verstanden? Gestern abend haben Sie meinen Bruder vor uns allen angefahren: ‚Sie sind der Mörder! Sie und kein anderer!' haben Sie gegeifert. Und inzwischen habe ich gehört, was mein Vater am Sonntag in Willingshausen getrieben hat und noch ein paar hübsche Stückchen aus seinem Leben mehr — alles Dinge, die Ludwig nur noch stärker belasten — also!"

„Hm!" machte Herr von Waechter und zuckte nun seinerseits die Achseln.

„Hm? Was heißt hier hm?" rief Alexander, rot vor Zorn. „Haben Sie meinen Bruder beschuldigt oder nicht? Wer hat es denn zuerst öffentlich ausgesprochen? Sie, doch nur Sie — der berühmte große Jurist!"

„Irrtum," brachte Herr von Waechter mit zusammengekniffenen Lippen hervor.

Alexander wurde jetzt doch stutzig.

„Irrtum? Was für ein Irrtum? — Sie irren sich doch nicht, was?"

Herr von Waechter kehrte sich brüsk von ihm ab, nahm die Feuerzange und fuhr damit, als sei er toll geworden, in der Glut des Kamins einher. Übrigens war die Tür weit aufgegangen, es war hell im Zimmer geworden.

„. . . entzieht sich meiner Beurteilung," murmelte Herr von Waechter störrisch, „inwiefern Fürst Herfurth, Ihr Bruder, an der Tat beteiligt ist. Meinerseits liegt kein juristisches Interesse mehr vor . . . ließe sich jedenfalls nur in einem komplizierten Strafprozeß feststellen . . . würde sich sehr schwierig gestalten, da der Hauptbeteiligte hin ist . . . Das Menschliche," knurrte Herr von Waechter, „geht mich nichts an."

„Was heißt das: meinerseits liegt kein juristisches Interesse mehr vor?" fragte Alexander streng. „Machen Sie jetzt gefälligst keine Redensarten: Ist er der Mörder oder nicht?"

„Nein," antwortete Herr von Waechter grollend und fuhr noch wütender in der Asche umher.

Kaum hatte Herr von Waechter dieses „Nein" ausgesprochen, als Alexander zu toben begann. Er geriet

in eine vollkommene Raserei, in der sich Wut mit Glückseligkeit mischte. Er rückte Tische dröhnend aus der Stelle, auf der sie standen, hob Stühle in die Höhe, schleuderte sie in die Ecken und lachte dabei.

„Nein!" brüllte er. „Nein! Das Menschliche geht uns alle nichts an! Dafür hat er ja seinen berühmten Gott und sein Gewissen! Ob er es gewünscht hat oder nicht, darüber sollen wir wohl alle wahnsinnig werden? Pfui Teufel über solche Tüfteleien . . . Hach — ich spucke sogar darauf —!"

Er hielt inne.

Mißtrauisch und ganz leise fragte er:

„Was haben Sie da eigentlich vorhin gesagt?"

„Ich? Nichts."

„So? Nichts? Sie haben gesagt, der Hauptbeteiligte sei hin. Was für ein Hauptbeteiligter ist denn das?"

Herr von Waechter wies mit einer Kopfbewegung nach der Dorfstraße.

Alexander machte ihm diese Bewegung nach.

„Nun — was soll das bedeuten?"

„. . . den sie fortgetragen haben."

„Wen haben sie denn fortgetragen?" fragte Alexander. „Ich dachte, sie zögen ein Schwein ins Schlachthaus."

Herr von Waechter runzelte die Stirn.

„. . . unpassende Scherze . . ." murmelte er abweisend.

„Was?" fragte Alexander sehr energisch. „Wen haben sie denn da fortgetragen?"

Herr von Waechter blickte jetzt doch erstaunt zu ihm hin.

„. . . nicht begegnet?" fragte er scharf.

„Nein, zum Kuckuck, ich bin nicht der liebe Herrgott, daß ich jedem Leichenzug begegne! Was ist denn das jetzt wieder für eine neue Geheimniskrämerei?"

„Hm."

Herr von Waechter räusperte sich.

„Brolawski."

„Hat er sich zu Tode gesoffen?"

„Erhängt."

Alexander, der ein Bierglas in die Hand genommen hatte, um damit zu spielen, stellte es mit einem Krach auf den Tisch zurück.

„Brolawski hat sich erhängt!“ sagte er beinahe singend vor Verwunderung und sah fassungslos zur Decke hinauf.

„Ja, wieso denn?“ fragte er nach einer Pause ganz einfältig.

„Judas . . .“ antwortete Herr von Waechter rätselhaft.

Alexander starrte Herrn von Waechter, ohne zu verstehen, ins Gesicht.

Dann schrie er nervös auf:

„Ach! — Brolawski ist mit dem Hauptbeteiligten gemeint? Ja? Brolawski?“

„Allerdings,“ entgegnete Herr von Waechter, der jetzt ans Fenster getreten war, mit heiserer, gebrochener Stimme, „. . . violette Börse in Faust . . . hat es seit vierundzwanzig Jahren geplant . . . hielt es für falsche Spur . . . kein Zweifel jetzt . . . bedaure Kränkung . . .“

Herr von Waechter zuckte die Achseln und schob wie ein gescholtenes Kind die Unterlippe vor.

Alexander setzte sich auf einen Stuhl. Ihm war schwach und übel geworden.

Er wurde ganz ungemein ernst. Er brachte kein Wort mehr über die Lippen, er grübelte und dachte — sein Gehirn war zerklüftet von einem Gebirge von Gedanken.

Herr von Waechter blickte fröstelnd, bleich, in sich zusammengezogen auf die Dorfstraße, durch die ein Nebel strich.

Ein Hahn krähte. Weit schallte es durch die Natur.

„. . . dreimal verleugnet . . .“ flüsterte Herr von Waechter tonlos.

Alexander stand auf, schleuderte aus einem der Gläser den Rest des Getränkes auf den Boden, öffnete am Schanktisch den Hahn, ließ Bier einlaufen und trank. Dann stellte er seinen Stuhl vor die offene Tür, setzte sich abermals, schlug ein Bein über das andere und blickte mit trüben Augen auf die bleiche Straße.

„Brolawski hat meinen Vater getötet,“ sagte er.

Alles begriff er ohne Erklärung, in dieser Stunde war er klug geworden! Er kannte sie jetzt: die Rächer seines Großvaters, seiner Mutter, die Beschützer seiner Schwester, Gerharts, seine eigenen — die Wiederhersteller der sittlichen Integrität in seiner Familie.

Ein grauer Hund lief scheu, mit mißtrauisch zurück-

geworfenem Kopf quer über die Straße, bellte kurz, als er Alexander und Herrn von Waechter sah, und verschwand.

„Da hat man nun tagaus tagein mit so einem Menschen gelebt," sagte Alexander. „Mit so einem Verbrecher . . . und meine Mutter sagt von ihm, Knecht Gottes! . . . Ein Heiliger war das womöglich! . . . Ja, was war denn das für einer? Wissen Sie, Exzellenz, was das für einer war? . . . Seine Späße hat man mit ihm gemacht . . . und nichts gewußt, was da hinter so einem Schädel vor sich ging . . . Wie denn? Wenn er so am Tag meinem Vater auf der Treppe begegnete oder ihm die Stiefel auszog, dann hat er gedacht: den schlage ich tot? Und nichts hat man gewußt? Dumm wie ein Ochse ist man gewesen?"

„Kraft im Gebet . . ." stammelte Herr von Waechter schluchzend.

„Ja — Kraft im Gebet!" sagte Alexander grob. „Das machen Sie mir mal vor!"

Er zündete sich eine Zigarre an. Mit gekrümmten Händen schützte er das Feuer seines Streichholzes vor dem Morgenwind.

„Schöne Geschichten haben Sie hier angestellt, Exzellenz!" brummte Alexander. „Wie die Hammel hätten Sie uns alle fast zum Selbstmord getrieben . . . Die Gurgeln wollten wir uns heute Nacht abschneiden . . ."

„Aber irren ist ja bekanntlich menschlich!" setzte er gutmütig hinzu. „Sie haben es ja auch nicht leicht! . . . Alle tragen wir es schwer auf unsern Schultern . . . Mein Vater war ein großer Schuft, der das hier alles angerichtet hat, . . . doch alle Schuld rächt sich auf Erden oder wie es da heißt, und das Ende vom Lied ist immer: ehren muß man ihn! Jawohl, Exzellenz, ehren und ehren! Denn er war ein Teil vom Höchsten, was es für einen Sohn auf der Welt gibt: Eltern . . . Vater und Mutter!"

Er stand auf und spie aus.

„Morgen!" sagte er.

Er ging davon.

„Dumm war man wie ein Ochse," hörte ihn Herr von Waechter grollen, wie er am Fenster vorüberkam.

Als Alexander heftig rauchend die Straße zum Schloß hinabschritt und die Treibhäuser erreicht hatte, sah er ferne auf seinem Weg eine Erscheinung wandeln, deren Anblick ihn zutiefst, bis in das Mark seiner Knochen, bis in die letzte Fiber seines Blutes ergriff.

Er warf seine Zigarre fort und verbarg sich. Zuerst glaubte er, es sei Gabriele, die sich hier im Garten erging, denn ganz wie Gabriele verweilte die Fremde bei den Blumen, liebkoste die feuchten Kelche mit der Hand und beugte den Nacken demütig den Blumenbüschen zu. Je näher Alexander sie aber betrachten konnte, desto stärker prägte sich auf seinem Gesicht Erschütterung über die hier wandelnde Fremde.

Er trat hervor.

Die Fremde erschrak nicht, sondern lächelte, ein unberührtes, kühles, verfliegendes Lächeln, und sah über ihn hinaus auf die Felder.

Er verneigte sich tief und nannte seinen Namen.

„Alexander Herfurth," sagte er.

„Ja . . . ich kenne Sie," erwiderte Klara lächelnd.

„Fürstin, wir haben uns nie gesehen . . ." stammelte Alexander.

„Doch . . . einmal in der Oper . . ." sagte Klara freundlich.

„Ja . . . in der Oper . . ." wiederholte Alexander verwirrt.

„Ihr Vater hatte Sie mir gezeigt."

„Sie wußten, wer ich war, Fürstin?"

„Ja. Ich kannte Sie seit langem . . . Oft sah ich Sie an meinem Fenster vorbeireiten . . ."

„Und ich habe es nie erfahren . . ."

„Ja . . . es gab kein Mittel . . ."

„Nur ein freundlicher Blick in der Oper, nicht wahr?"

„Ja . . . ich freute mich, daß Sie mich beachtet hatten."

„Der Diener legte Ihnen den Mantel um die Schulter . . ."

„Ja . . . da sah ich Sie an."

„Ich habe es nie vergessen, daß Sie die Gnade hatten mich anzusehen."

„Danke. — Auch ich habe oft daran gedacht."

Mit einer großen Sanftmut und Unschuld sprachen sie diese Worte zueinander hin, wie Menschen, die in einer schicksalslosen Landschaft leben weit vor dem Tag, da das Böse in die Welt kam.

Und dennoch war Alexanders Gesicht von Grund aus verändert: es hatte die Züge eines Mannes gewonnen, der buchstäblich alles um ihn herum vergessen hat, dem die Welt versunken ist, wie eine Szenerie auf der Bühne — nichts bleibt von Bäumen, Licht, Felsen und Schatten als eine unermeßliche Weite des Hintergrundes. Jede Barschheit seines Wesens war von ihm gewichen; tief bescheiden und errötend stand er Klara gegenüber, den Oberkörper leicht vorgeneigt, um ihren Worten besser folgen zu können, mit ineinandergefalteten Händen, fast in der Demut eines alten Mannes, der gerührt zu der Schönheit spricht.

Dies alles aber ging auf Klara über. Sie hielt sich kerzengerade vor ihm, mit herabhängenden Armen, blickte mit strahlend kühlem Lächeln über den Scheitel seines Haares hinweg auf die Felder, wo ein Dreigespann von Krähen nah am Boden, beladen mit der Schwere des Morgens, zu entfernten Wäldern flog, — blickte über die Felder und sah dennoch nichts als eine unermeßliche Weite, welche die Verwandelung der Welt geboren hatte.

„Sie haben sich früh erhoben, Fürstin?" fragte Alexander unsicher und schüchtern.

„Ich habe nicht geschlafen," erwiderte Klara sanft.

„Sie haben die ganze Nacht gewacht?"

„Ja . . . ich habe nur ein wenig am Fenster geschlafen . . . es ist so schön hier auf dem Land . . . ich bin die letzten Jahre immer in der Stadt gewesen oder auf Reisen . . . da war auch keine Natur und keine Einsamkeit . . . Ich konnte hier nicht mehr im Zimmer bleiben . . . der Morgen war plötzlich am Himmel und ich sah Ihre schönen Blumen vor dem Fenster . . . da bin ich in den Garten gestiegen . . ."

Mit dem Schuldbewußtsein der Gefangenen, die ihre Freiheit erreicht hat, fügte sie hinzu:

„Niemand hat mich gesehen . . ."

„Ja, niemand hütet seit einigen Tagen unsere Tür . . ."

sagte Alexander geistesabwesend und konnte den Blick von Klaras Gesicht nicht wenden.

„Doch . . ." entgegnete Klara, ihn geheimnisvoll belehrend, „Ihr Bruder saß mit seinem Hund in der Halle und schlief . . . der Hund bellte . . ."

Sie verschränkte die Hände und flüsterte:

„Ich bin leise gegangen . . . Ihr Bruder ist nicht aufgewacht . . ."

Sie schritten zum See. Aus dem lichten Himmel tropften zuweilen verspätete Regenstrahlen auf die Häupter der Wandelnden hernieder.

Alexander blickte Klara nicht mehr an, die ohne Unterlaß erbleichte. Wie wechselnde Schatten zog es über ihr Antlitz; ihre Wangen blieben rot, nur ihr Mund war ganz blaß und ihr Kinn.

„Sie kennen meinen Bruder, Fürstin?" fragte Alexander und hielt den Blick auf den See, der sich ihnen öffnete.

„Ihre Schwester hat mich mit ihm besucht . . ."

„Meine Schwester war diese Nacht bei Ihnen?"

„Ja . . . in der Nacht . . . ich war eingeschlafen . . ."

„Hat sie von meinem Vater gesprochen?" fragte Alexander leise.

„Ja . . . von Ihrem Vater . . ." entgegnete Klara mit Güte.

Sie blieb an einem Beet fremdartiger Blumen stehen.

„Was sind das für herrliche Blumen?" fragte sie unvermittelt, mit der Wißbegierde eines Kindes. Sie ließ die Hände an den perlenden Stielen entlangstreichen, als wolle sie die Säfte darinnen zur Blüte emporlocken.

Alexander sah trübe auf die duftenden Pflanzen herab, deren Namen er nicht kannte.

„Ich weiß es nicht . . ." sagte er verstört. „Ich will morgen den Gärtner fragen . . ."

Sein Blick haftete an Klaras Händen, zu denen das Blut und die Seele der Blumen hinüberströmte.

Klara streifte ihn, seine Verstörtheit bemerkend, mit einem kurzen, erschrockenen Blick und richtete sich auf.

Sie traten auf die Seeterrasse.

Am jenseitigen Ufer erwachten die Schwäne. Als sie die Menschen im Osten erblickten, drehten sie, die glück-

licheren Geschöpfe, wie Räder ihre Flügel und durchschnitten die eiserne Fläche des Sees.

Klara stand im Vordergrund an der Brüstung der Terrasse neben dem geschmiedeten Brotkorb, welcher Nahrung enthielt für die Tiere des Sees.

Alexander lehnte hinter ihr an der Mauer des Hauses.

„Als ich Sie auf dem Weg von weitem sah, Fürstin," sagte er, „da dachte ich, es sei meine Schwester . . ."

Klara antwortete nicht, sondern zog die Schultern hoch, als entwinde sie sich einer Umarmung.

„Ja," sagte sie endlich, „ich bin Ihrer Schwester ähnlich . . ."

Mit tiefer Verwunderung, gleichsam wie zum ersten Male, betrachtete der Prinz bei diesen Worten Klara, die ihm sein Schicksal dreifach verwehrt hatte: als Schwester; als seines Vaters Weib; und durch die unstillbare, von jedem Erdenschicksal getrennte Sehnsucht, die sie in ihm erweckte. Er erinnerte sich jetzt der Beschwörungen seiner Mutter und der Gelöbnisse, die er heute bei Sonnenaufgang getan hatte. Ehe die Sonne noch die Erde mit ihren Strahlen zu wärmen begann, war er mit einer höhnischen Gebärde des Geschickes für immerdar aus dem Kreis der Glücklichen und Frohgemuteten gestrichen worden: Entsagung, Verlassenheit, Angst, Arbeit und Alter war das Ende, und ein Gefühl beschlich ihn jetzt, das er in seiner unbekümmerten Jugend nie zuvor erfahren hatte: Sehnsucht nach Schlaf und Tod. Mit einem süßen Grauen im Herzen gedachte er des Bergknappen, der ihm des Fuhrmanns Tod verkündet hatte. Aus seinem schwarzen Kittel war die eisige Luft der unterirdischen Schächte geströmt.

Klara beobachtete mit emporgerichtetem Antlitz das Vordringen des Gestirnes ihr zu Häupten.

„Jetzt kommt der Tag," sagte sie freundlich tröstend, denn eine Ahnung von Alexanders Todessehnsucht hatte sie ergriffen.

Sie erfaßte das rostige Gitter mit den Händen und beugte sich weit zurück, wie ein Kind, das an dem Eisengitter spielt.

„Sie werden Ihren Vater beerdigen . . . neues Leben kommt!"

„Ja . . .“ entgegnete Alexander geistesabweisend, und in diesem Augenblick glich er seinem Vater, „neues Leben wie in einer Höhle . . . hunderttausend Meilen unter der Erde . . .“

Er hob das Haupt und richtete sein unstetes Auge auf Klara:

„Und auch für Sie, Fürstin — kommt neues Leben?“ fragte er mit schwerer Zunge.

Klara nickte heftig.

„Ja . . . auch für mich!“

Sie dachte an die Tage der langsamen Qual, die sie überwunden hatte, und bedeckte, überwältigt von dem Bild dieses Morgens, ihr Gesicht mit den rötlich schimmernden Händen, deren Ansatz sie an das Kinn preßte, während die Spitzen der gekrümmten Finger sich verzweiflungsvoll unter dem blonden Stirnhaar verbargen.

„Ach, alles Schöne geht so schnell vorüber!“ klagte ihr Mund in die schimmernde Höhlung der Hände.

Sie atmete tief und ließ die Arme sinken.

„Nur eines bleibt —“

„. . . eines?“ fragte Alexander.

„Ja, diese Stunde —“ sagte Klara fassungslos.

Sie schwiegen lange. Die Minuten verrannen ohne Hahnenschrei noch Blöken der Rinder. Mit zerklüfteter Stirn hielt die Natur Kraft zurück für den Tag. Ein Windstoß machte den See erblinden, jagte über die Bäume hinweg und schwand in den Feldern. Eine tragische Geisteszerstörung malte sich auf Alexanders Gesicht.

Klara nahm einige Stücke des Brotes in ihre Hände und streute sie den Schwänen in das Wasser. Wie sie die Tiere herzuschwimmen sah, dämmerte in ihrem Herzen eine unbestimmte Ahnung auf.

Sie wandte ihr Gesicht zur Schulter und blickte aus den Winkeln ihrer Augen zu Alexander hin.

„Die schönen Schwäne,“ sagte sie lächelnd.

Zwölftes Kapitel

Das alte Gesetz

Seit meinen ersten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schwester.
(Iphigenie auf Tauris)

I

Im Zimmer des Fürsten waren die Kerzen niedergebrannt und verlöscht. Dunkelheit herrschte. Der letzte Regen schlug gegen die geschlossenen Fensterläden. Allmählich verklangen die Schritte der Nacht.

Mit geisterhaft zerstreuten, fliegenden Blicken irrte der Fürst im Zimmer umher oder blieb fassungslos, mit leeren Mienen stehen und redete Worte der Mutter vor sich hin. Zum Kreuz, zu dem von Finsternis umhüllten Erlöser trat er oft, doch in größerer Not zog er sich von dem Leidensbilde zurück, denn jede Einkehr endete mit dem heißen Flehen, der göttliche Sohn möge das Unheil von ihm abwenden.

Obwohl dem Fürsten Ludwig während seines ganzen Lebens die Selbsttötung eines Menschen verbrecherisch erschienen war, so hatte er dennoch seit einigen Tagen in ihr die letzte Zuflucht erkannt, wenn es sich je ereignen werde, was er mit der ganzen Macht seiner Seele fürchtete: daß Gabriele sich abermals, wie alle Zeit zuvor, von ihm abkehren werde. Er hatte das schmerzliche Glück dieser Tage, die ihm eine Ahnung von Gabrieles schwesterlicher Liebe gebracht hatten, zu tief empfunden, um es je wieder in seinem Dasein missen zu können. Nichts anderes hatte ihn ja in der letzten Woche seine stolze, gewappnete Haltung bewahren lassen als das Vertrauen der Schwester, das ihm aus jedem ihrer Worte, aus jedem ihrer Blicke zugeströmt war.

Nun aber wurde dem Fürsten Gabrieles Flucht aus dem Zimmer zum Flammenzeichen seines Unterganges. Die große Absicht der mütterlichen Kundgebung, das ‚Liebet euch untereinander', die stürmische Werbung um Zuneigung für den erstgeborenen Sohn hatte bei den Geschwistern, so meinte der Fürst, Grauen und Abscheu vor ihm erweckt, und mit jedem Worte, das er gelesen hatte, war es ihm deutlicher geworden, wie die Mutter selbst, sich Retterin des Sohnes dünkend, ihn den feindlichen Geschwistern überantwortete.

Fürst Ludwig hatte während der vergangenen Woche zu keiner Stunde einen erquickenden Schlaf gefunden. Ein unterirdisches Fieber, durch den jähen Übergang vom asiatischen zum europäischen Klima hervorgerufen, tobte in seinem Blut, verursachte zuzeiten sonderbare Trübungen seines Gesichtsfeldes und stellte ihm sekundenweis Visionen, gleich schrecklichen Traumgesichtern, vor das flackernde Auge. Sowohl auf der Seefahrt wie in der vergangenen Woche auf Ludwigslust hatte er es nicht über sich gewinnen können, die notwendigen, ausgleichenden Medikamente an die Lippen zu führen; den Kampf gegen das glimmende Feuer in seinen Adern vertraute er der Widerstandskraft und Energie seiner Nerven an. Um seinen Geist zu besänftigen, hatte er sich in der letzten Spanne Zeit, die seit dem Zusammenprall mit dem Oberstaatsanwalt verstrichen war, jeden Gedanken an die Wut seines Schicksals verwehrt. Um so machtvoller, mit gepanzerter Faust, zog das Unheil jetzt zu ihm herauf, und eine quälende, würgende Angst, er werde Gabriele niemals wiedersehen, und Furcht vor dem Tode ergriff sein Gemüt. Vergebens suchte er sein Herz an die Zeiten zu erinnern, in denen es stark und mutig einer Gefahr entgegengeschlagen hatte. An die Schlachtfelder Indiens gemahnte er es, an die Ritte mit seinen Freunden in fremde und geheimnisvolle Städte, wo die von Priestern aufgewiegelten Bewohner ihnen aus ihren Häusern mit fanatischem Haß in die Gesichter sahen, an die einsamen Jagden im Dschungel, an den Überfall, den er einst von einer blutrünstigen Affenhorde erlitten hatte; aber sein Herz empörte sich gegen jede Er-

innerung des Mutes und der Tapferkeit. Alexanders Schritt wähnte er zu vernehmen, der als Rächer der Geschwister zu ihm komme. Schon hörte er aus dem Mund des Bruders die Worte der Verdammung, die ihn dem Schrecken und Verbrechen des Selbstmordes überlieferten.

Der Fürst trat aus seinem Zimmer, tauchte draußen ein Handtuch in Wasser und band es um seine Stirn. Dann kehrte er zurück, zündete ein neues Licht an, nahm die Bibel vom Kaminsims und las im Evangelium. Die Wassertropfen aus dem feuchten Tuch rannen über sein Gesicht und benetzten die Schriftzeichen.

„Er ist so einfach und liebreich wie ein Hirtenknabe," sprach der Fürst vor sich hin, „für den Ehebruch noch weiß er ein Wort: ‚Wer unter euch ohne Fehl ist, der hebe den ersten Stein auf!' Aber was sagt er mir zu dieser Stunde? Hier steht: ‚Tuet Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!' Ach, wo war das Himmelreich in den Millionen Stunden nach deinem Kreuzestod? Wo ist es heut? Dort steht: ‚Unser Vater im Himmel, dein Name werde geheiligt, dein Reich komme . . . gib uns unser täglich Brot immerdar. Und vergib uns unsere Schuld, denn auch wir vergeben allen, die uns schuldig sind . . .' Ich habe täglich Brot für Tausende. Ich bitte dich um Vergebung meiner Sünden und ich habe keinen Feind mehr auf Erden und im Totenreich, dem ich nicht leichten Herzens vergeben würde. Ich bin kein aramäischer Krieger und kenne die Blutrache nicht. Dein Wille geschehe, ja freilich, Herr, und dein Reich komme, wie begnadet wäre die Welt mit deinem Reich — aber wo ist in alledem ein Trost, wenn ich Gabriele nicht mehr wiedersehen werde?"

Die Stirn des Fürsten sank auf den Tisch.

„Weiter, weiter!" rief er sich zu und las: „‚Wer an mich glaubet, wie die Schrift saget, von des Leib werden Ströme des lebendigen Wassers fließen'. Ja, ich glaube an Dich! Ich glaube an Dich, mein Herr und Gott! Ich will es nach Osten und nach Westen, nach Mittag und nach Mitternacht rufen, wenn mein Bekenntnis Deinem Stolz wohltut und Deiner erhabenen Eitelkeit ein süßer Opferdunst ist: Ich glaube an Dich! Wo aber fließen Deine

Ströme lebendigen Wassers? Nichts als das Wasser meiner Stirn sehe ich, das mir die Augen blind zum Lesen macht!"

Und weiter las er:

„‚Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolget, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben. — Wahrlich, ich sage euch: So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich. — Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe; und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben.'"

Als er diese Worte gelesen hatte, gedachte er seiner Mutter. Den Kopf preßte er gegen den Stuhl und schlief ein.

Im Traum setzten seine Gedanken ihren Weg fort: Ich werde sie nicht wiedersehen ... nur von ferne ihr Kleid, wenn sie im Wagen für immer davonfährt ...

Dann löste sich alles in einen Traum vom Kreuzestod auf Golgatha und in Todesängsten auf.

Er erwachte nach wenigen Minuten und eilte fliehend aus der Enge seines Zimmers, ohne zu wissen, was er tat. Auf der Galerie angelangt, hörte er unten Stimmen und Schritte und beugte sich über die Brüstung.

Was er sah, glaubte er schon einmal vor tausend Jahren erlebt zu haben: eine Bahre in der Mitte der Halle, Bauern, welche sich mit den Bewegungen armer Menschen, die in einem reichen Hause sind, unter dem Schatten der Wände verbergen, und Gerhart, der im Schlaf seinen Hund umklammert.

Da sprach eine Stimme neben ihm:

‚Deine Schwester hat sich um Deinetwillen im See ertränkt! Sieh, dort unten liegt sie!'

Der Fürst kehrte sich langsam um. Doch niemand war in seiner Nähe.

Mit tiefgesenkter, von dem Tuch umhüllter Stirn schritt er den dunklen Gang hinunter und betrat abermals sein Zimmer. Im Flackern der einzigen Kerze, die neben der Bibel leuchtete, fand er den Weg zum Stuhl. Dort sank er nieder und verfiel in Ohnmacht, Schlaf, Traumrausch und Fieberwahn.

Gegen Morgen trat Gabriele in sein Zimmer.

Sie ergriff die Kerze und beleuchtete die schlafende Gestalt. Mit Entsetzen bemerkte sie, wie stark der Fürst ergraut, wie sein Gesicht gealtert war. Die Schläfen hatten sich ihm wie bei einem Toten gesenkt, schwere Säcke lagen unter seinen unruhig geschlossenen Augen, und die Brauen zitterten unter der Last seiner Träume.

Gabriele blickte sich nach einem Kissen um; da sie keines fand, nahm sie ihr Trauertuch von den Schultern, faltete es zusammen und bettete es unter Ludwigs Haupt. Dann öffnete sie die Fensterläden.

Der Morgen stürzte sich mit Lichtströmen in das Zimmer. Alles wurde hell und klar von ihm, gereinigt und fest im Licht und im Schatten. Die Blätter der Bibel rauschten auf und flatterten, bis Gabriele das Buch schloß. Die Kerze tanzte und flackerte im Wind, bis sie in einem Hauch, wie mit einem Wehelaut endigte. Draußen begann die Nachtigall, welche geschwiegen hatte, einige Male zu singen, doch das Zwitschern der Schwalben machte sie bald verstummen; sie breitete die kleinen Flügel aus und flog auf nie geschauter Bahn durch die silbernen Dornenzweige davon.

Gabriele zog einen Stuhl herbei und ließ sich neben dem Bruder nieder. Den Gang eines Traumes oder eines Fieberrausches beobachtete sie in seinem Gesicht, das sich mit jeder Minute zu größerer Qual verzerrte. Als der Schmerz seiner Vollendung entgegenschritt und alles zu einem Schrei vorbereitet war, schlug der Fürst die Augen auf.

Gabriele erhob sich schnell.

Der Blick des Fürsten hatte eine Sekunde lang den fliegenden, gehetzten, geisterhaft-unempfindlichen Ausdruck. Dann umschlang er, einen Weinkrampf niederzwingend, die Hüften der Schwester und lehnte sein Gesicht fassungslos an ihren Schoß.

„Schlafe!" sagte Gabriele.

Mit geöffneten Lippen neigte sie ihr ernstes Haupt auf seines und küßte sein graues Haar.

Unhörbar sprach der Fürst:

„Nicht schlafen ... ich bin erwacht ... so sehr erfrischt ... der schöne Tag ..."

Er richtete geisterbleich, tiefgerührt die Augen zum Fenster hinaus. „Der Wind ist warm ... Blumen duften so schön ..."

„Ja, es ist der Flieder!" sagte Gabriele, begierig ihm zu antworten. „Es gab so viel Regen in dieser Woche ... nun blüht alles auf ..."

Er hörte ihre Worte nicht. Ihre große Nähe erschütterte ihn bis zum Wahn, und er wünschte, daß alles enden möge.

Während sie das Tuch von seiner Stirn löste, flüsterte er geheimnisvoll, als spräche er aus dem Schlaf: „Denke dir, Gabriele, ich sah dich einmal, wie du als Kind über eine Wiese jagtest ... dein Haar flog im Wind ... du hast Alexander wie einen Hirsch vor dir hergetrieben ..."

Gabriele wartete, ob er weiter sprechen werde.

„Nun?" fragte sie sanft lächelnd. „Was ereignete sich dann?"

Der Fürst schüttelte den Kopf.

„Nichts ... eine Erinnerung ..."

Er erschauerte.

„Soll ich das Fenster schließen?" fragte Gabriele besorgt. „Ist es dir kalt?"

Er antwortete nicht, sondern nahm ihre Hände und küßte sie. Es verging eine Ewigkeit, bis er die Lippen von den schwesterlichen Händen trennte.

Sein Gesicht erkämpfte sich Fassung.

„Wie bist du hergekommen?"

Gabriele legte die Hände auf seine Schultern.

„Ich bin die Nacht spazieren gegangen, auf den Feldern ... und dann habe ich mit Gerhart die Frau unsers Vaters besucht."

Der Fürst nickte wie im Schlaf.

„Sie ist gut und schön, nicht wahr?" sagte Gabriele lebhaft. „So schweigsam ..."

„Du hast sie umarmt?"

„Ja ... ich habe sie liebgewonnen."

Der Fürst stand auf.

„Sie ist unsere Schwester," sagte er und taumelte.

Gabriele stützte ihn.

Sie gingen ans Fenster. Die Schwalben fuhren, als seien sie Pfeile eines Bogens, schwirrend durch das Licht. Ihre Kehlen schienen vor Entzücken zu rasen, ihr Gesang bewegte die Luft.

„. . . überwunden . . ." sprach der Fürst vor sich hin und blickte einer Schwalbe nach, die eine andere im Flug überholt hatte, mit ihr auf der Himmelsbahn umkehrte und in einer Lichtwolke von zwitschernden Vögeln allerlei Gattung entschwand. Dem Fürsten war es, als habe er in diesem Untersinken den Tod in seiner leuchtendsten Verkleidung betroffen.

„Denke dir, Gabriele," sagte er, und es klang, als erzähle er von unwahrscheinlich fernen Zeiten, „ich habe heute nacht von deinem Tod geträumt . . . du lagst in einem Sarkophag in der Halle . . . ein Lederschutz bedeckte dich . . . jemand sagte, du habest dich um meinetwillen im See ertränkt . . . Gerhart hatte seinen Hund umklammert —"

Er stockte, seine Augen irrten am Himmel entlang, dann zu Gabrieles Haar.

Bestürzt griff er nach ihrer Hand.

„Ich habe nicht geträumt!" rief er angstvoll. „Schläft Gerhart nicht unten in der Halle mit seinem Hund?"

Die Schwalben waren den Bruchteil einer Sekunde hindurch still geworden.

„Ja, Gerhart schläft neben Brolawski," antwortete ihm Gabriele ernst in dieser Stille.

Der Fürst streifte die Schwester mit einem scheuen Seitenblick.

„. . . neben Brolawski?"

„Ja. Brolawski war es, der tot in der Halle lag."

Der Fürst blieb völlig stumm.

Gabriele setzte hinzu:

„Ich habe die Bahre forttragen lassen, damit Gerhart sie nicht sieht, wenn er erwacht."

Der Fürst atmete kaum.

„Hat sich Brolawski getötet?" fragte er.

„Ja . . . und die violette Börse war in seiner Faust."

Schweigend kehrte sich der Fürst vom Fenster ab und bedeckte die Augen mit dem Arm, als verberge er das Antlitz hinter einer Toga.

Gabriele legte die Hand auf sein Haupt.

„Ludwig, besänftige deine Trauer! Rufe deinen Geist zurück von Brolawskis Tod! Ein Leben lang hast du Zeit, über ihn nachzudenken, aber für mich bleiben dir nur noch wenige Minuten!"

Ein Zittern lief bei diesen letzten Worten über das Gesicht des Fürsten.

„Höre, Ludwig, gib jetzt auf meine Worte acht!" begann Gabriele sachlich und ernst. „Hier ist ein Zettel vom Oberstaatsanwalt. Ein Bauer hat ihn mir gegeben. Er schreibt: ‚Fürst Herfurth und Geschwister! Fürst Ludwig Herfurth ist nicht der Mörder Ihres Vaters, sondern der Russe Brolawski. Mit Bedauern über öffentlich zugefügtes Unrecht — von Waechter.'"

„Nun —?" fragte der Fürst in demselben Ton.

Gabriele breitete die Arme an der Mauer aus und betrachtete den Fürsten während des folgenden Gespräches unbeweglich mit der äußersten Starrheit ihrer hellen Augen.

„Ludwig, jetzt sprich zu mir: wo warst du an jenem Abend, an dem unser Vater ermordet worden ist?"

Der Fürst konnte seinen Blick nicht trennen von den Schatten, die sich zwischen Gabrieles Lidern breiteten. Er sprach, wie in einem Traum befangen:

„Ich betete in der Kapelle, es möge geschehen. Als ich die Pferde hörte und Alexanders Stimme, da freute ich mich."

„Du hast es Brolawski befohlen?"

„Ja. Ich sagte: ‚Ich denke, daß es jetzt genug ist.'"

„Was antwortete er darauf?"

„Da verneigte er sich, als habe er einen Auftrag erhalten, und erwiderte mir: ‚Jawohl, Ew. Durchlaucht, das ist auch meine Ansicht.'"

„Um meinetwillen hast du es befohlen?"

„Ja. Um deiner Reinheit willen. Ich liebte dich — immer!"

„Ich bin die Frau, die dich aus Europa vertrieben hat?"

„Ja — du."

„Und Brolawski?"

„Liebte dich. Schlief nachts vor deiner Tür."

Eine Veränderung ging während dieser Worte mit dem Fürsten vor. Die Schwäche war überwunden, das drohende Fieber unterdrückt. Geistesstärke, männliche Kraft und der männliche Wille, Rechenschaft abzulegen über sein Tun, befestigten seine Haltung.

Gabriele löste sich aus ihrer unbeweglichen Stellung an der Wand. Dreimal schritt sie durch das Zimmer, grübelnd, mit den Lippen saugend, die seltsam verwundeten, überirdisch schönen Hände in den Haaren vergraben.

Sie blieb stehen.

„Warum hast du es getan?"

„Gott hat es getan. Gott hat ihm ein Schwert gegeben!"

„Gott —?"

„Ja."

„Wer hat dir gesagt, daß es Gott war?"

„Wenn ich je daran zweifelte, ich ginge und holte mir meine Strafe vom Gesetz. Da Gott mich aber in dieser Woche vor all meinen Feinden beschützt und bewahrt hat, so erkenne ich mich deutlich als sein Werkzeug!"

Gabriele lachte auf.

„Du bist ja in dieser Woche grau geworden über deinen Zweifeln, Ludwig!"

„Nicht über meinen Zweifeln!" rief der Fürst und hob beschwörend zwei Finger der rechten Hand in die Höhe.

„Worüber denn?"

„Über der Furcht —"

„Der Furcht?"

„Dich zu verlieren."

Gabriele schloß das Fenster, da ihre Stimmen sich zu großer Stärke erhoben hatten. Sie kehrte sich entschlossen um.

„Höre, Ludwig, sprich jetzt klar und einfach zu mir. Laß alle Gleichnisse von Gott und Gottesschwert, hörst du mich? Sprich einfach von Mensch zu Mensch und ohne Gott. Sieh mir ins Auge und beantworte mir die Frage: Darf man Blut vergießen? Darf der Sohn seinen Vater töten?"

„Sein Tod geht mich nichts an," entgegnete der Fürst scharf, „sein Blut geht mich nichts an."

„— geht dich nichts an? Hast du es nicht vergießen lassen?"

„Ja."

„Und dennoch geht es dich nichts an?"

„Nein. Nur das Eine —"

„Das Eine? Was —?"

„Du. Dein Blut. Dein Glück. Dein Schicksal. Deine Unberührbarkeit. Du — dieses Wort war die Notwendigkeit zu jeder schützenden Tat in der Welt."

„War die Notwendigkeit zu töten denn so groß?" rief Gabriele heftig.

„Ja — endigen mußte es einmal!"

„Der kranke Mann!"

„Der kranke Mann! Er hätte noch zehn Jahre leben können! Das wäre zu viel gewesen!" Der Fürst sah Gabriele drohend ins Gesicht. „Man hätte dich eines Tages im See gefunden über der Schmach und dem Schmutz dieses väterlichen Lebens! Er hätte dich zerstört, wie er seine Frau und seinen Vater zerstört hat!"

„Was hätte mich zerstören können?" rief Gabriele mit ausbrechender Empörung. „Mein Vater ist ein Mensch, ich bin ein anderer! Was habe ich mit ihm zu schaffen? Hast du es nicht gehört, was Gerhart heute nacht zu dir gesprochen hat: der ist mein Vater und mein Bruder, der den Willen Gottes im Himmel tut? Was also habe ich mit dieser Frau zu schaffen, die er heiraten wollte!"

„Sie ist deine Schwester!" rief ihr der Fürst mit ausgestrecktem Arme entgegen. „Sie war seine Tochter ganz wie du! Die Natur macht keine Unterschiede darin, nur das Gesetz!"

„Die Natur ist edelmütiger als du, die Natur verbietet es nicht!" rief Gabriele und ging ruhelos im

Zimmer umher. „Kaum war die Welt aus ihrem ersten Schlaf erwacht, da hat die Blutschande an ihrem Lager gekauert und ihr ins Auge geblickt. Blutschande war die erste, kindlichste Liebestat der Menschheit!"

Der Fürst lachte hell auf.

„War er denn kindlich, Gabriele? War er unschuldig wie ein Hirt, der sich seiner Tochter beigesellt? War er nicht häßlich? War seine Liebestat nicht zügellos?"

„Bist du nicht zügelloser, Ludwig, der du sein Blut vergossen hast?"

„Ich liebte dich und die Geschwister, begreifst du es denn nicht? Ich hatte jedes Recht in meinen Händen, euch zu schützen! Wer seine eigene Tochter heiratet, erschüttert der nicht den ganzen Bau der göttlichen Ordnung, auf dem wir und die Welt bestehen? Wie, Gabriele, wenn Gerhart in die Gesellschaft seiner Dirnen, wenn Alexander in Schulden und ihre Lügen geraten wäre? Oder wenn er eines Tages die Augen zu der andern Tochter aus edlerem Blut erhoben hätte —?"

„Schweige!" unterbrach ihn Gabriele mit aufglühenden Wangen und bedeckte die Ohren mit den Händen. „Ich hätte dieses Haus verlassen! Ich hätte geheiratet!"

„Du sprichst wider dein Wissen! Du hättest niemals dieses Haus verlassen, wie deine Mutter es nicht verlassen hat! Du wärest bei ihm geblieben und wärest an seinem unzüchtigen Leben zugrunde gegangen, wie deine Mutter an seinem unzüchtigen Leben zugrunde gegangen ist! Dein Weg zur Freiheit war dir tausendfach verbaut!"

„Das ist nicht wahr!" rief Gabriele flammend. „Ich wäre eines Tages zur Freiheit gelangt, wie ich heute nacht zur Freiheit gelangt bin! Ich wäre fortgegangen und hätte diese Frau geduldet, wie ich sie heute nacht geduldet habe! Und wäre ich ihr begegnet, so hätte ich sie liebgewonnen!"

„Niemals wärst du aus diesem Hause fortgegangen!" rief der Fürst, und eine unbeschreibliche Erregung begann sich seiner zu bemächtigen. „Niemals, denn meine Tat erst hat dich frei gemacht! Weil meine Tat und das Bild deiner Mutter, das du aus meinen Händen diese Nacht

empfangen hast, deine Seele gütig, klar und weit gemacht hat, darum hast du diese Frau dort oben liebgewonnen! Durch meine Tat erst bist du und sind deine Geschwister erlöst worden von dem vierten Gebot, das du mir am Tag meiner Ankunft als die Weisheit deines Vaters übermittelt hast! Erlöst habe ich euch von dem alten Gesetz: ‚Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren', auf das ihr euer Leben lang hingestarrt habt, als sei es das Alpha und das Omega der Welt, und doch ist es nichts anderes als ein Gebot für Menschen, die in Patriarchenzelten hausen!"

„Was hast du denn dein Leben lang anderes getan, als im Patriarchenzelt der Mutter zu hausen und sie zu ehren?" rief Gabriele frohlockend.

Der Fürst schlug sich mit der Faust gegen die Schläfe.

„Ich habe sie geehrt, weil ich sie liebte, Gabriele! Begreifst du das? Weil ich sie liebte, wie die Menschen dieser Erde ihre Mütter lieben! Ich habe sie geehrt, weil sie von meinem Vater zu jeder Stunde ihres Lebens getötet worden ist und weil sie, kraft ihrer Liebe zu uns, in jeder Stunde neu auferstanden ist von den Toten! Nicht um des alten Gesetzes willen habe ich sie geehrt — nein, im Zusammenleben mit meinem Vater habe ich wahrlich gelernt, es zu verlachen! —, sondern um jener Freiheit des Herzens willen, die Christus uns geboten und von der Gerhart gesprochen hat!"

Gabriele hielt auf ihrer stürmisch bewegten Wanderung durch das Zimmer jäh inne und lauschte, ob der Fürst noch etwas hinzufügen werde. Da er stumm blieb, kehrte sie im scharfen Winkel um, neigte sich über den Tisch, hielt dem Fürsten die geöffnete Hand vor Augen und fragte ihn, bebend vor Erstaunen:

„Ist es denn möglich? Habe ich dich recht verstanden. Du also nimmst das christliche Gebot für deine Tat in Anspruch?"

Der Fürst schüttelte die aneinandergelegten Fäuste erbittert in der Luft.

„Ja, Gabriele," rief er, zitternd vor eigenmächtigem Zorn, „ich nehme das christliche Gebot für meine Tat in Anspruch! Ja, das will ich bei Gott tun! Ihr Toren

habt die Kühnheit, eben dieses christliche Gebot, unter dessen Fahne ich mein Leben lang gestanden und gekämpft habe, das meine Rechtfertigung und meine Ehre war — gegen mich wollt ihr es kehren? Wie, ihr wagt es, euern Heiland gegen seinen eigenen Verfechter aufzustacheln?"

Ein Schrei der Empörung unterbrach die Rede des Fürsten.

„Du lügst, Ludwig!" rief Gabriele außer sich. „Du bist verblendet bis zum Wahnsinn! Weißt du es nicht, daß Christus in die Welt gekommen ist, die alten Gesetze zu erfüllen und nicht sie aufzulösen? Hast du dein Evangelium verlernt? Siehst du denn nicht, wie die Gesetzestafeln einmal noch zerbrochen werden mußten, damit die süße Macht, die ihnen innewohnt, in deinem Herzen neu erblühen konnte? Und wenn dein Vater auch ein Schurke war, so ist das deine Ehre, deine Tugend, deine christliche Freiheit und dein Vorrecht: Dich vor dem schlechten Vater in den Staub zu werfen! Denn, Ludwig, eines sage ich dir: Gewaltig ist die Generation, die vor uns ist, so, wie wir einst gewaltig unsern Kindern sind!"

Gabriele erhob die Hand gegen den Bruder und deutete auf ihn, wie auf einen von Gott Gezeichneten:

„Es ist nicht wahr, Ludwig, daß du je unter der Fahne des Lammes gestanden und gefochten hast, von welchem unsere Mutter diese Nacht zu uns gesprochen hat! Wo ist das Zeichen der göttlichen Billigung über dir? Wo ist das Kruzifix, aus dessen Herzen, Händen und Füßen sich Leidensstrahlen der Gnade auf dein umschattetes Herz, auf deine befleckten Hände und Füße ergießen? Wer unter diesem Zeichen dient, muß erlöst oder geheiligt werden, du aber bist ein Mörder! Nein, du unbußfertigster von allen Menschen, du bist geringer als ein Mörder, denn du sprichst: ‚Sein Tod geht mich nichts an, sein Blut geht mich nichts an!' Verworfener bist du und geringer als der verworfenste Mörder! Ja" — Gabriele lachte bitter auf — „Christus hat wohl unter deinesgleichen gesessen und ihnen verziehen, doch den reuelosen Verbrecher hat er niemals gerechtfertigt

und erhöht! Aus dir aber spricht der hochmütige Rachegeist von Millionen Priestern und Kriegern, die in seinem Namen die Menschen millionenfach hingeschlachtet haben! Wo steht es denn aufgezeichnet, daß Christus den Vatermord verkündet um einer sittlichen Reinigung der Kinder willen? Wo steht es geschrieben, daß du durch ihn der Verachtung und dem Gesetz enthoben bist? Welch eine Törin war ich, je auf die Gerechtigkeit und Demut deines Gemütes zu vertrauen! Hier, nimm dein Sittengesetz zur Hand, das du das ewige der Menschheit nennst! Nimm deine Bibel, beweise mir aus ihrer Schrift dein Tun! Rechtfertige dich dort, wo seit Jahrtausenden die Welt ihren Weg, ihre Rechtfertigung, ihre Buße und Auferstehung sucht, du Mörder und Zerstörer deines Vaters!"

Gabriele trat nahe an ihren Bruder heran.

„Warum bist du denn anders als dein Vater war, den du getötet hast?" rief sie mit dunkler und gewaltiger Stimme, pochte mit den Spitzen ihrer Finger an die Stirne, als heische sie Antwort von ihrem eigenen Geist, und breitete alsdann in sublimer Verwunderung weit die Arme aus: „Du liebtest mich! Um meinetwillen bist du von uns fortgegangen! Dieses Haus hast du verlassen, weil du meine Zerstörung nicht ertragen konntest! Um meinetwillen hast du deinen Vater zerstört! Wie er zu seiner Tochter, so hast du weit über das Maß der Bruderliebe hinaus die Augen erhoben zu deiner Schwester!"

Kaum hatte Gabriele diese Worte ausgesprochen, auf die der Fürst seit Minuten mit Verzweiflung im Herzen gewartet hatte, als er sich zum Fenster hinstürzte und es aufzustoßen suchte; doch in der Blindheit, die seine Seele erfaßt hatte, fand er den Griff nicht. Inmitten einer zerklüfteten Welt sah er auf dem Tisch das Messer schimmern, mit dem er das mütterliche Testament von den zehnfachen Siegeln befreit hatte. Er riß es an sich und schon legte er es an die Hand, um zu Gabrieles Füßen zu verbluten, als sich die Schwester wie ein junger Adler ihm entgegenwarf, Stirn an Stirn mit ihm zu kämpfen begann und seiner Faust das Messer entwand. Da packte

der Fürst, aller Mittel bar, sich zu töten, seinen eigenen Hals, würgte ihn und schlich wie ein gefangenes Tier die Mauer entlang, mit dem erhobenen Arm an der Wand schleifend.

„Sterben! . . .“ brachte er hervor, „sterben! . . .“

Gabriele griff erbleichend nach ihrem Tuch, auf welches sie zuvor das schlafende Haupt des Bruders gebettet hatte.

„Du wirst nicht sterben, Ludwig!“ sagte sie mit einer unnatürlichen Tiefe in der Stimme.

„Vernichte mich, wenn du so zweifeln kannst!“ keuchte der Fürst, die Hände fester um den Hals zusammenpressend. „Laß mich in deiner Nähe sterben!“

Hastig, als wolle sie fliehen, legte Gabriele das Trauertuch über ihr Haar und umhüllte damit Arme, Schultern und Wangen.

„Ich will nicht leben ohne deinen Urteilsspruch!“ rief der Fürst und stürmte wie ein Rasender an der Mauer einher. „Befreie mich! . . . Ich weiß nicht mehr, was gut und böse ist! . . . Befreie mich aus der Verstörung meines Geistes, Gabriele!“

„Und wollte ich auch den ganzen Kreis der menschlichen Gerechtigkeit durchmessen,“ sagte Gabriele und schritt gefaßt zur Tür, „ich fände keinen Urteilsspruch für dich! Bleibe im Schloß! Arbeite! Sühne! Demütige dich vor deinem Vater! Ich ziehe mit den Brüdern in die Stadt!“

Doch der Fürst hörte nicht mehr, was sie sprach.

Das Fieber hatte ihn ergriffen, das er kurz zuvor mit der äußersten Kraft seiner Nerven niedergezwungen hatte. Jetzt durchraste es sein Gehirn, durchschüttelte seinen Körper, trieb Feuchtigkeit aus allen Poren seiner Haut, zog tiefe, verzerrte Furchen durch seine gelben Wangen und machte die Augen zu grundlosen, dunklen Höhlen des Wahns —

Das Gemach seines Großvaters Johann Albrecht erblickten seine irrenden, unsteten Augen mit Furien angefüllt, die sich den Mund der Schwester geliehen hatten, um ihm die rächenden Stimmen des ermordeten Vaters in das Ohr zu donnern.

Der Fürst, die Hände würgend um den Hals geschlungen, schrie gellend auf, da er die Erinnyen sah, verneigte sich tief vor ihnen, wie Orest vor seinen Ahnen, und redete sie an:

„Ein Wort, geliebte Schwestern, seid umarmt! Umarmt! Aus eurem schrecklichen Munde das Wort: Gerechtigkeit!"

„Hast du sie jetzt nicht mehr in deiner Brust?" rief Gabriele ihm bitter lächelnd zu, welche schon die Türe geöffnet hatte und ihm den Rücken kehrte. Da, als sie sich umwendete und den Fürsten im Wahnsinn seiner Verneigungen erblickte, erstarrte ihr Antlitz. Es wurde zu jener tragischen Maske der Antike, von der ihre Mutter in der Zeugungsnacht geträumt hatte.

„Einen Gruß aus der Gruft meines erhabenen Vaters!" stammelte der Fürst mit gebrochenem Stolz und richtete seine Augen auf Gabriele, ohne sie doch zu sehen. „Im Zuchthaus leben, neben dem Leichnam meines Vaters, wenn Ihr es befehlt, geliebte Schwestern! Zwischen den Mauern der tiefsten Erniedrigung jeden Tag lobpreisen, der mich Eurem erlauchten Geiste nahe bringt! Nicht mehr ohne Eure Billigung zu atmen brauchen! Nicht mehr ein ganzes Dasein ohne Eure schwesterliche Liebe, geliebte Schwestern!"

Gabriele verbarg das Gesicht entsetzt gegen die Türe, um die Geisteszerstörung des Bruders nicht anschauen zu müssen.

„Er war gut und gnadenreich," sprach der Fürst zu den Eumeniden ins Leere. „Ich aber habe Hand an ihn gelegt, um euch nahe zu sein, geliebte Schwestern! Nun lebe ich immerdar im Glanz eurer Nähe bis an das Ende meiner Tage!"

Zusammensinkend überblickte der Fürst noch einmal das Zimmer mit der Gestalt der Schwester darinnen — wie ein Ertrinkender die unermeßliche Fläche, die ihn vernichtet, und auf ihr das Schiff, das ihn getragen hat.

Mit einem Schrei eilte Gabriele, als sie ihn so erblicken mußte, dem verlöschenden Bruder zur Hilfe, fing ihn jammernd in ihren Armen auf und löste die festverschlungenen Hände von seinem Hals. Sie gedachte ihrer Mutter, wie diese dem tobenden Gatten am Abend

die Hände gereicht und ihn gestützt hatte, und tröstend wie eine Mutter rief auch sie den Fürsten an:

„Besinne dich, Ludwig! Sieh, ich bin bei dir! . . . Laß nicht das Fieber Macht über deinen Geist gewinnen! Du bist krank . . . ich weiß es, du hast niemals in den Nächten Schlaf gefunden! . . . Im Park bist du die Nächte hindurch auf und nieder gegangen, ich habe dich von meinem Fenster aus viele, viele Stunden gesehen, auch ich habe ja nicht geschlafen . . . es war das Fieber, das du aus Indien mitgebracht hast . . ."

Kaum, daß sie ihn berührt hatte, sank das Haupt des Fürsten, vom Wahn befreit, auf seine Brust, und die irrenden Augen fielen ihm zu. Gabriele vermochte den Zusammensinkenden nicht länger zu halten, er stürzte zu Boden und seine Stirne lag im Staub.

„Verzeih mir, Gabriele, daß ich unsern Vater getötet habe!" sprach der Fürst ernst und demütig vor sich nieder in den Staub.

Große Tränen rannen über Gabrieles Gesicht in das schwarze Tuch.

„Über jeder menschlichen Tat steht ja unerschöpfliche Gnade, Ludwig! Verzeih auch du mir, wenn ich dir unrecht tat!"

Unhörbar fast sprach der Fürst in den Staub:

„Weißt du noch, worum unser Vater in der Nacht gefleht hat?"

„Ja, Ludwig. Er sagte: Tatjana, verlaß mich nicht!"

Gabriele lächelte unter ihren Tränen, ihre hellen Augen strahlten Licht aus.

„Ich will dich nie verlassen! Was würde auch aus den Geschwistern der Menschensöhne, gingen sie so schnell aneinander vorbei! Gerhart hat zu uns gesprochen: ‚Wer ist mein Vater und wer ist meine Mutter?' Ja, Ludwig, das ist wahr: Es muß ein jeder die irdischen Väter, Mütter und Brüder einmal in seinem Herzen zerstören und sie töten und dann —"

„Und dann —?" wiederholte der Fürst, und alle Hoffnung seines vernichteten Gemütes lag in dieser Frage.

„Und dann sie neu erschaffen aus dem Herzen und sie ehren!"

„Haſt du die Kraft dazu, Gabriele?"

„Ja," entgegnete die Schweſter, und die Tränen rannen ihr ſtürmiſcher über die weißen Wangen, „ich will meinen Brüdern dienen."

„Auch mir, Gabriele? Haſt du ſo viel Gnade in deinem Herzen, auch mir zu dienen?"

„Ja, dir zu allermeiſt will ich dienen! . . . Nein, ſteh nicht auf! Umarme mich nicht! Tritt nicht zu mir heran! Immer muß ich fern von dir leben . . . immer, bis zu der Stunde, in der ich dir Antwort geben kann auf deine Frage."

Doch unmächtig ihrer ſelbſt ſank ſie in einem Rauſch von Demut und Gnade jetzt zu dem Bruder nieder auf die Kniee und umarmte ihn. Geſchwiſterlich küßte ſie ſeine Stirn, ſeine Augen und ſeinen regungsloſen Mund. Ihre Tränen vermiſchten ſich miteinander, ein jeder ſpürte auf ſeinen Lippen die Tränen des andern, und ein jeder wollte mehr und immer mehr von ihnen trinken.

„Sei geſegnet, Ludwig!" rief Gabriele, ergriff das todeswunde Haupt des Bruders und küßte noch einmal dieſen geöffneten Mund, der wie der Mund eines Toten war. „Leb wohl, ſei geſegnet, von Herzen leb wohl!"

*

Weinend ſtieg Gabriele die Treppe zur Halle hinunter, mit dem Trauertuch trocknete ſie ihre Augen.

Abermals galt es, einen Schlafenden zu wecken. Vor Gerhart in der Halle blieb ſie ſtehen.

„Wach auf, Gerhart, wach auf! Es iſt Zeit, du mußt unſern Vater begraben!"

Der Hund ſprang Gerhart vom Schoß, dehnte ſich und lief hinaus in den Garten.

„Gnädige Frau . . ." ſtammelte der Prinz ſchlaftrunken, „. . . ach ſo ſchön!"

Unaufhaltſam liefen die Tränen über Gabrieles Geſicht.

„Es iſt Tag geworden! Du mußt unſern Vater früh begraben."

„Ja, Frühling! . . ." rief der Prinz.

Er stieß das Wort wie einen Jagdschrei aus. Geblendet trat er an Gabrieles Seite zur Tür. Die Sonne strahlte ihm ins Gesicht, die Blumenbüsche strebten im lauen Winde webend zu ihm hin, die Vögel in den verlöschenden regenfeuchten Vasen badeten ihre Flügel und sangen.

Alexander und Klara standen am Parkweg und sahen stumm zu den Geschwistern hinüber. Langsam wanderten sie dem Schloß entgegen.

Als Gabriele sie so in der Nähe gewahrte, entgeisterte sich ihr Gesicht. Denn Klara und Alexander hatten die Augen von Menschen, die nichts mehr auf der Welt erblicken als nur das Spiegelbild ihrer eigenen, alles umschattenden Resignation.

Hier aber beginnt eine neue Erzählung, die von Klaras und Alexanders Leidenschaft.

3

Einige Stunden später wurde Fürst Ludwig Alexander in der Kapelle beigesetzt.

Auf Befehl des Fürsten Ludwig fand im Schloß keine Trauerfeier statt. Mit den Worten: „Im Namen Gottes!" hoben die Leibjäger den geschlossenen Sarg auf ihre Schultern und trugen ihn durch den Park. Sobald sie in der Kapelle angelangt waren, segnete der Pfarrer an der Willingshausener Nikolaikirche D. Merker den Leichnam ein und betete das Vaterunser. Dann wurde der Sarg in den offenstehenden Sarkophag hinuntergelassen. Niemand war zugegen als nur die beiden jüngeren Söhne des Vollendeten, die Bedienten des Schlosses und die Bauern aus dem Dorf Ludwigslust. Alle Beteiligten, mit Ausnahme der Brüder, zeigten ein beängstigtes Wesen. Der Geistliche war von einem unbestimmten Schrecken so gelähmt, daß er sein Gebet zweimal beginnen mußte; sobald die Zeremonie beendet war, die kaum eine Viertelstunde in Anspruch genommen hatte, eilte er, ohne sich zu verabschieden, in seinem Wagen

davon. Nachdem die Trauergemeinde die Kapelle verlassen hatte, kamen Männer, welche den Marmordeckel über dem Sarkophag schlossen und festschraubten.

Bald herrschte aufs neue tiefe Stille in Ludwigslust.

Klara blieb bis zum Abend im Schloß.

Am Nachmittag holte Gabriele sie aus ihren Zimmern. Die beiden Frauen gingen schweigend, mit weit ausholenden, schnellen Schritten, wehende Falten im Gewand, zu den Grabstätten und legten Blumen auf die Sarkophage, Gabriele streute Narzissen über das Steinmal Johann Albrechts. Dann kehrten die Frauen sich ab und wanderten durch den blühenden Garten zurück.

Klara hatte den Vormittag über geschlafen, Als Gabriele ihr im Zimmer die Entdeckung und den Tod des Mörders mitgeteilt hatte, war sie unbegreiflich kühl, ganz ohne Erstaunen über diese Nachricht hinweggegangen. Die Frage, von wem die Tat eigentlich verübt worden sei, hatte ihre Seele nie berührt.

Gegen Abend stieg Klara in ihren Wagen, um davon zu fahren. Der Fürst hatte seine Abwesenheit bei ihr entschuldigen lassen, Frau van Terbunken aber überreichte ihr in seinem Namen einen Strauß von wohl hundert roten Rosen; es waren alle Rosensträucher beschnitten worden, die in den Treibhäusern von Ludwigslust gediehen. Nur Gabriele und Gerhart waren bei Klaras Abfahrt zugegen. Niemand wußte, wo Alexander war. Auch Gabriele und Gerhart gaben Klara Blumen mit auf den Weg. Bald war der Wagen voll von den Gaben der Geschwister. Als Klara sich umwendete, winkten ihr Gabriele und Gerhart mit der Hand die letzten Grüße nach.

Gerhart trug den Tag über, auch während der Beisetzung des Vaters, eine stille, in sich ruhende Heiterkeit zur Schau. Die Nachricht von Brolawskis Ende hatte er mit einem merkwürdigen Lächeln hingenommen. Für Alexander und für ihn war Gabrieles Prophezeiung zur Wahrheit geworden: die Brüder sprachen von ihrem Vater nicht anders, als sei er sanft gestorben. Keiner von ihnen erwähnte hinfort mehr den Mord noch den Mörder.

Der Fürst war niemandem mehr zu Gesicht gekommen. Herr von Waechter hatte sogleich in der Nacht die behördliche Erlaubnis gegeben, Brolawskis Leichnam zu bestatten. Am Morgen des folgenden Tages, am zehnten nach seiner Tat, wurde Brolawski an der Mauer des Dorfkirchhofes beerdigt.

Franziska Schlend war, mit Grauen und Furcht vor der Einsamkeit der zusammengeballten Felder, noch spät in der Nacht zu Fuß nach Willingshausen gewandert, um dort den Tag über in ihrer Kirche betend zu verweilen. Als sie den Forst durchquerte, begegnete ihr in der Finsternis am Kreuzesweg, an dem Fürst Ludwig Alexander ermordet worden war, ein schwarzgekleideter Bergknappe, der, sobald er Franziska von ferne erblickte, mit einer fürchterlich dräuenden Bewegung die rechte Hand gegen den wolkenwogenden Himmel erhob, gebieterisch dort hinauf wies, alsdann mit der linken Faust eine brennende Grubenlampe im Kreise einherschwenkte, sich umkehrte und, Franziskas Weg erleuchtend, ihr voranschritt, bis daß die aufgehende Sonne seine Erscheinung von der Erdenfläche verzehrte.

Um die Mittagszeit verließen die jüngeren Geschwister Ludwigslust.

Als der Wagen, der sie nach Willingshausen fahren sollte, mit Gabriele und mit Mademoiselle Duchamps vor dem Schlosse hielt, betraten Alexander und Gerhart oben das Arbeitszimmer des Fürsten, um sich von ihm zu verabschieden. Gerhart küßte dem Bruder die Hand. Der Fürst zog den Knaben an seine Brust und ließ ihn dort lange ruhen. Alexander sah es, wandte sich geistesabwesend von ihnen fort, stieß die Türe auf und schritt davon.

Später ging der Fürst in den Garten hinab. Er sah das Fuhrwerk jenseits des Dorfes einen Hügel im Schritt erklimmen und hörte noch lange in der Mittagsstille das Knarren der Räder. Staub rollte auf. Ein Windhauch kam vom Friedhof der Toten hergeweht, wehte mit fließender Erscheinung durch die Bäume des Parkes an den rotblühenden Ufern des Maiensees entlang, an der Kapelle, am Dorf vorbei und bewegte

Ludwigs graues Haar. Eine ferne mütterliche Stimme sang in der Luft.

Der Fürst lauschte.

Die Kinder des Gärtners ließen in ihren Mittagsspielen die Glocke am See ertönen und gaben den Fischen von ihrem Brot.

„Einsamkeit . . ." sagte der Fürst.

Er kehrte zurück in das ungeheuer schweigende Haus, darin er die künftigen Jahre leben sollte bis an das Ende seiner Tage.

Von Wilhelm Speyer sind
früher erschienen
im Verlag von Albert Langen, München:

Wie wir einst so glücklich waren!
Novelle

Der Herzog
Erzählungen

Gnade
Schauspiel

im Verlag von Bruno Cassirer, Berlin:

Ödipus
Roman

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig

FL - 17-7-68

PT
2639
P52F8
1913

Speyer, Wilhelm
Das furstliche Haus
Herfurth

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 03 03 14 010 8